Sämmtliche Werke

von

Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.

Mit Mosen's Portrait.

Vierter Band.

Leipzig 1880.
Wilhelm Friedrich.
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt:

Congreß von Verona.

An M*.

Wir saßen lang' in Winternacht zusammen,
Die uns vorüberzog in Schnee und Wind,
Indeß Du bei des Feuers heit'ren Flammen
Mir lauschtest, wie ein märchenfrohes Kind.

Und ich erzählte Dir von jenen Tagen,
Wo Griechenland und Spanien auferstand, —
Und von der Völker Hoffnungen und Fragen
Und von Italiens kettenschwerer Hand;

Von Missolunghi und von Barcelona,
Von Frankreichs Wirren und der Politik
Und endlich vom Congresse in Verona,
Vom Rath der Fürsten und dem Weltgeschick.

Und wie ich Dir belebt mit bunten Bildern
Und lust'gen Blumen diesen dunkeln Grund,
Mußt' ich versprechen: im Roman zu schildern
Das Alles, wie zu Dir in solcher Stund'.

So ist und bleibt dies kleine Buch Dein eigen,
Zurück in Deine Hand sei es gelegt!
Willst Du zu ihm herab Dein Antlitz neigen,
Siehst Du die Blume, die Du selbst gepflegt.

Julius Mosen.

Der Congreß von Verona.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Es war im Herbste des Jahres 1822, als die Herrscher Europa's sich vereinigten zum Congresse in Verona, um sich über die geeigneten Mittel zur Unterdrückung der Revolutionen in den bourbonischen Staaten und in der europäischen Türkei zu berathen. Bereits hatte Oesterreich die Carbonaja in Neapel und Piemont gedämpft, noch aber stand Spanien im hellen Feuer des Bürgerkrieges und Griechenland ringend, blutend und hülferufend im Kampfe gegen die Türken zu Land und Meer.

Mit maaßlosen Sorgen und Hoffnungen wandten die Völker nach Verona ihre Augen, wo sich jetzt Alles zum Empfange der Monarchen vorbereitete; denn kaum hatte man das Gerücht vernommen, daß der Congreß in Verona würde gehalten werden, so folgte auch schon die Nachricht, daß Kaiser, Könige, Fürsten und Herren von allen Seiten heranzögen.

Bald waren alle Paläste, in welchen Quartiere zu finden waren, in Beschlag genommen. Es trafen aber immer noch neue Bestellungen ein. Ein Agent suchte den andern bei den Hauswirthen zu überbieten und abzutreiben, denn schon war ein Unterkommen an einer der Hauptstraßen unmöglich.

Schon war Pater Benedetto einige Tage herumgewandert, um für den Ritter Malavilla, welcher von der Regierung in Seo d'Urgel hieher als Agent gesendet wurde, ein Quartier in der Stadt aufzufinden. Während er so

mit eiligen Schritten Straße auf und ab eilte, blieb er plötzlich stehen, wischte sich die Stirne und sprach für sich: „Daß es mir nicht gleich einfiel!“ und nun eilte er mit doppelt beschleunigten Schritten zu dem Arzte Antonio.

Dieser gehörte zu den vornehmsten alten Familien der Stadt und wohnte im eigenen Hause bequem eingerichtet mit seiner schönen Schwester Francesca zusammen, so daß sich Pater Benedetto wohl sagen mochte, daß er in seiner eigenen Wohnung keine fremde Herrschaft aufnehmen würde. Antonio besaß jedoch hinter seinem neuen Hause ein altes, geräumiges und jetzt unbewohntes Gebäude.

Sein Vater hatte den einen Flügel davon abgebrochen, aus den Baumaterialien das der Straße zugekehrte, neue Haus gebaut und den übrigen Theil des alten Gebäudes so weit hergestellt, daß die Keller und Gewölbe darinnen noch gebraucht und die oberen Geschosse zu Böden benutzt werden konnten.

Da zu dem ersten Stockwerke aus dem neuen Hause hinüber eine schwebende, hölzerne Brücke ging, wodurch das alte und neue Haus mit einander in Verbindung gebracht waren, so erschien dieses alte, unbewohnte Gebäude um so geheimnißvoller und phantastischer, als es schon ohnedies durch seine alterthümliche, barocke Bauart sich auszeichnete.

Eben hatte Arnold, ein junger, deutscher Gelehrter, an Antonio eine Empfehlungskarte abgegeben, welche er in München von einem Professor aus Padua erhalten hatte, als Pater Benedetto eintrat und nach einigen höflichen Redensarten gerade auf sein Ziel mit den Worten losging: „Warum Ihr im alten Gebäude nicht einige Quartiere in Stand setzt, um hohe Herrschaften aufnehmen zu können, begreife ich nicht. Gut! es kommt Euch nicht auf Erwerb an, da Ihr ohnedies begütert seid, aber Euch interessiren die Welthändel, und warum wollt Ihr Euch nicht ein Stückchen Congreß unter die Augen rücken?

Es giebt unter den hohen Herrschaften und Diplomaten einige, welche gern ruhigere, unbelauschte Quartiere suchen, und solche könnt Ihr bieten."

Antonio erwiederte lachend: „Das kann unmöglich Euer Ernst sein! Wer wollte in diese alte Eulenburg hinüberziehen, wo die Gespenster bei Tage umgehen könnten?"

„So laßt uns," fuhr Benedetto fort, „einmal die Gelegenheiten ansehen; — denn die Herrschaft, für welche ich Quartiere zu besorgen habe, schreibt mir, daß die Wohnung nur schattig und kühl und vom Lärm der Straße, doch nicht zu weit davon, abgelegen sein solle, dann möchte sie sein, wie sie wolle."

„Wenn sie so sehr bescheiden ist," entgegnete Antonio, „so kommt und laßt uns das alte Haus besichtigen: — vielleicht gefällt es auch Euch, Signore Arnoldo, mit hinüber zu gehen, denn manches ist an diesem alten Bauwerke aus dem vierzehnten Jahrhunderte merkwürdig."

Arnold, ein begeisterter Liebhaber für Alles, was aus dem Mittelalter herrührte, nahm diese Einladung dankbar an.

Dem Austritte aus dem Zimmer Antonio's gegenüber befand sich eine offene Thür, durch welche sie aus dem ersten Stockwerke des neuen Hauses auf der schwebenden Brücke hinüber gingen in das alte. Dort drüben eingetreten durch eine gewöhnliche Bretterthüre, gelangten sie auf einen Corridor, welcher nur schwach durch ein Fenster aus der Hinterwand hervor erleuchtet war. Von diesem Corridor ging es zu den verschiedenen Zimmern und Gemächern.

Giovanni, Antonio's Diener, rasselte mit dem Schlüsselbunde voran und schloß jetzt eine mit eisernen Zierathen beschlagene Thüre auf.

Sie traten in einen hohen, gewölbten Saal. Der mittlere, bis auf das bunte Estrich heruntergehende Fenstereinschnitt in der starken Mauer bildete eine tiefe, helle Halle, an deren Seiten zierliche steinerne Sitze hin bis

an das Fenster liefen, welches auf einen Altan führte. Dieses große Fenster, welches jetzt aus kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben und früher aus bunten Glasmalereien bestand, enthielt davon noch einige Bruchstücke und Theile von Figuren und schönen Arabesken. Diese Halle war in früherer Zeit gemalt gewesen. Noch war daran die Figur Karls des Großen zu Roß zu erkennen, über seinem Kopfe stand mit alter Schrift sein Name. Auf der gegenüberstehenden Wand sah man einen jungen Helden, welcher von zwergartigen Bogenschützen aus Felsenspalten beschossen wurde, und, auf seine Kniee gesunken, in ein Horn blies, auf welchem mit goldnen Buchstaben „Orlando" zu lesen war. An der breiten Wand, dem Fenster gegenüber, sah man eine lustige Wallfahrt von wilden und zahmen Thieren in Pilgermänteln und allerlei Trachten aus einem Thale auf langgeschlängeltem Wege in die Burg Zion auf einem Berge ziehen, vor welcher Petrus stand und die Thore weit aufgemacht hatte, während von der andern Seite des Berges die Menschen von Strafengeln mit Geißeln in die Hölle gejagt wurden.

Arnold mußte sich darauf besinnen, daß er nicht träumte, so märchenhaft seltsam kam ihm Alles vor. „Nun bin ich," rief er, „auf meine Lebenszeit glücklich, denn mir kommt es vor, als wäre ich hier an einer glückseligen Insel gelandet, welche übrig geblieben vom Paradiese des Mittelalters. Es wachen hier wieder auf die Tage der Waiblinger und Welfen, und ich trete mitten hinein in den heiligen Zauberkreis, der hier um mich gezogen ist!"

„Der Saal ist doch hell und geräumig," versetzte Pater Benedetto, „und wenn er gereinigt ist, und Stühle, Bänke und Tische hereingeschafft werden, so ist er schon wieder zu bewohnen; und dazu müßt Ihr, Signore Dottore Antonio, Rath schaffen, denn hier soll der Ritter Malavilla mit Eurer Erlaubniß wohnen, und die blanken

Piaster, welche er für die Miethe bezahlen soll, werden Euch nicht wehe thun."

„Um Gotteswillen," entgegnete Arnold, „nur keine modischen Möbeln in diese geweihten Hallen, und keine modernen Menschen, welche die Herrlichkeit dieser Räume nicht zu schätzen wissen!"

Benedetto versetzte lachend: „Maestro, sorgt Euch nicht! wenn es noch irgend einen Ritter in der Welt giebt, welcher an Gott und König glaubt, und die Revolutionaire und Ketzer haßt, so ist dieß unser Ritter."

„Vielleicht," meinte Antonio, „finden wir auch die nöthigen Geräthe; denn während mein Vater das alte Gebäude nach dem Baue des neuen ausbessern ließ, wurden die Geräthschaften zusammen oben in eine große Kammer geräumt."

„Laßt uns zuerst," ermahnte der Pater, „die Nebenzimmer und übrigen Wohnlichkeiten besehen!"

Mit diesen Worten war der lebhafte Mann schon aus dem Zimmer hinaus, kam jedoch bald zurück und rief Beiden zu: „Die Fenster überall aufgemacht, gelüftet; Giovanni, mit Wasser und Kehrbesen herein und das Estrich gefegt! und Alles ist für eine spanische Herrschaft wie gemacht, geräumig, kühl, von der Straße abgelegen und doch nicht zu weit! — Und nun laßt uns die Möbeln durchmustern!"

Antonio führte jetzt die Gesellschaft eine Treppe höher. Hier schien der ganze Raum des Stockwerkes früher zu einer großen Rüstkammer gedient zu haben; denn hier und da hingen an den Wänden noch Theile von verrosteten Waffen, aber von der Treppe an bis tief in den Hintergrund hinein standen und lagen Tische, Stühle, Schränke, Gefäße, zerschlitzte, bunte Gewänder, verblichene, zusammengerollte Tapeten, Waffen verschiedener Art mit Helmen und Hüten, bestaubt durcheinander und übereinander.

„Schon längst," sagte Antonio, „wollte ich hier einmal aufräumen und das Brauchbare oder Merkwürdige

von dem Unnützen sondern lassen, aber immer verhinderten mich daran meine Geschäfte, und dann fehlte mir auch Jemand, welcher mit Verstand die Hände an das Werk hätte legen können."

Arnold ließ ihn kaum aussprechen, indem er rief: „O du großer Dichter meines Vaterlandes, du herrlicher van der Velde, und du göttlicher Dichter des Zauberringes, und du märchenreicher Phantasus! Könnte ich Euch doch Alle an diese Stelle zaubern, damit Ihr die alte Zeit des städtischen Ritterthums mit Händen betasten könntet, wie ich hier es thun kann, daß Ihr Euch in ihre Arme stürzen könntet, wie es mir hier vergönnt ist!"

Mit diesen Worten warf sich der romantische Jüngling in einen Armstuhl, daß eine Wolke Staub aufwirbelte und ihn verhüllte, aus welcher er mit heftigem Niesen plötzlich wieder zum Vorschein kam.

Antonio machte jetzt den begeisterten Arnold auf einen Schrank in der Ecke aufmerksam, welcher mit Schnitzwerk verziert war. An jeder Ecke war ein Stab angebracht; an dem einen Stabe wickelte sich eine Schlange hinauf, an dem andern ringelte sich eine solche herunter, während oben über der Thüre ein Kranich Wache hielt. Die Thüren waren zurückzuschieben; man fand jedoch Nichts im Schranke, als eine Laute, einen Dolch und ein auf Pergament geschriebenes Beichtbuch. Arnold behauptete, dieser Schrank enthielte die Hieroglyphen der italienischen Geschichte, die Laute der Liebe, den Dolch der Rache und das Buch der Reue.

Pater Benedetto jedoch hatte kein Auge für Merkwürdigkeiten, sondern nur für das, was zu brauchen war. Er ließ seine Blicke sondernd durch den Rüstsaal gehen und sagte dann: „Da es nicht darauf ankommt, ein elegantes Quartier herzustellen, sondern nur ein bewohnbares, so dürften sich hier die nöthigen Möbeln herausfinden lassen."

Arnold unterbrach im Eifer der Alterthumsliebhaberei

den Priester mit den Worten: „Antonio, wenn Ihr mir das Geschäft anvertrauen wollt, so will ich nicht nur die nöthigen Stücke für die untern Zimmer herauslesen, sondern auch alles Uebrige so ordnen, daß jeder Alterthumsfreund um das schöne Stück Mittelalter, das Ihr hier habt, Euch beneiden kann."

Antonio nahm den Vorschlag mit Dank an und befahl seinem Diener, Leute zu dingen, über welche der deutsche Gelehrte bei der Arbeit verfügen könnte.

Da aber schon der Abend herandämmerte, so wurde zum Beginnen der beabsichtigten Arbeiten der nächste Morgen bestimmt. Antonio jedoch lud Arnold und Pater Benedetto ein, in seiner Wohnung drüben ein Abendbrod einzunehmen und den Staub mit einer Flasche Wein zu löschen. Mit diesem Vorhaben verließ die Gesellschaft das alte Gebäude.

Zweites Capitel.

Gegen seine frühere Absicht hatte jetzt Antonio denselben Lärm hämmernder und pochender Handwerker in seinem Hause, welcher in den Nachbarhäusern ihm von Anfang fast unerträglich vorgekommen war. Da er nunmehr selbst mitten darin sich befand, war er in den Stunden, wo er sonst zu Hause sich ausruhte, unermüdlich thätig.

Vor allem reizte es ihn an, oben im alten Hause Arnold zu besuchen, welcher eine Herrlichkeit nach der andern entdeckte.

Arnold hatte bereits die Sachen zusammengestellt, welche in den untern Saal kommen sollten. Kein Stück davon war dem andern gleich, keines stammte aus einer und derselben Zeit, und doch machten sie, als sie unten im Saale aufgestellt waren, den Eindruck einer ungemeinen Behaglichkeit.

Arnold hatte die Sessel und Armstühle, von welchen der eine hoch mit ausgespreizten vier Beinen, der andere niedrig mit geschweiften Dachsbeinen, dieser bedürftig einfach, jener mit Schnitzereiarbeit überladen war, durch die Tapeziere, welche ihm zur Hand waren, aufpolstern und mit rothem Plüsch, in welchen große Blumen gepreßt waren, überziehen lassen, so daß es schien, als hätten sie von jeher zu einander gehört. Ueber ein Tischgestelle, welches statt der Füße geschnitzte, bunt lackirte Hundsköpfe hatte, ließ er eine gewöhnliche hölzerne, gefirnißte Tischplatte befestigen und diese Tafel

in die Mitte des Saales stellen. In die Fensterhalle kam ein niedriger, bequemer Armstuhl zu stehen. Vor der Halle selbst ließ er von leichtem, grünwollenen Zeuge einen Vorhang anbringen, welcher in zwei Theilen einfach herunterhing und mit einem Zuge an einer Schnur zurückgezogen werden konnte.

So war Arnold beschäftigt, ein erquickliches Mittelalter in dem alten Hause wieder herzustellen. Er hatte eine Art spanische Wand gefunden, deren Gestelle mit Pergamentblättern überzogen waren. Da jedoch die gothische Schrift, welche früher darauf sich befunden hatte, weggeschabt war und darüber eine ungeschickte Hand Heiligenbilder gemalt hatte, so glaubte er, darin noch irgend ein literarisches Kleinod aus alter Zeit entdecken zu können.

Indem sich Arnold in diese Rumpelkammer der Vergangenheit vergrub, hatte sich täglich der Zudrang der Fremden in Verona gemehrt. Schon am 4. October hatte der Podesta da Persico zur Feier der ausgezeichneten Gunst, welche der Stadt durch die bevorstehende Haltung des Congresses und die Anwesenheit so vieler hohen Häupter widerfahren sollte, eine dreitägige Andacht in der Kathedralkirche auf den 9., 10. und 11. October angeordnet. Schon hörte man, daß die Equipagen des Fürsten Hardenberg, dann, daß die päpstlichen Gesandten angekommen wären. Jeder Tag brachte eine neue Kunde und wieder neue Equipagen.

So rückte der 13. October heran, als der Stadtrath Verona's der Bürgerschaft die bevorstehende Ankunft der kaiserlichen Majestäten ankündigte, mit dem Bemerken, daß es sich zieme, jetzt Dankbarkeit und Treue durch Illumination der Fenster zu erkennen zu geben.

Schon waren der Vicomte Chateaubriand, die französischen Gesandten de la Ferronay und Montmorency, der Herzog von Wellington und der Staatskanzler eingetroffen.

Auf den Straßen wogte Volk und Militair durch-

einander, und zwischendurch rollten die Equipagen der hohen Herrschaften und vornehmen Geschlechter.

Die Paläste Giuliani, Capellari, Principalchi und wie sie alle Namen haben mochten, schmückten sich wieder mit alter Pracht und Herrlichkeit und träumten von der Zeit des Can grande.

Endlich war auch Verona's Monarch unter dem Jubelzuruf der getreuen Bürger eingezogen und abgestiegen im Palaste Erbisti; ihm folgte einige Stunden später der König von Preußen, begrüßt vom Erzherzog Vicekönig.

Welches Schauspiel entwickelte sich vor den Augen der Lombardei und Europa's, und wie erhöhte sich die Spannung der Gemüther auf den Rathschlag, welchen diese hohe Versammlung fassen würde!

Noch aber stand der Einzug des Kaisers von Rußland, welcher am 16. erwartet wurde, bevor. Alles bereitete sich zu einem feierlichen Empfange.

Stündlich wuchs die Menge der Hohen und Niedern in der gesegneten Stadt, und kaum war Raum zu finden für Andere, welche noch zuströmten.

Aber es waren in Verona nicht nur diejenigen, welche auf Seite der Machthaber standen, öffentlich im Glanze des Tages, sondern auch heimlich Parteigänger und Agenten von Seiten der Völker zugegen, welche die Meinung der hohen Versammlung für ihre Sache zu gewinnen bemüht waren. Zu diesen schien die kleine Gesellschaft einiger jungen Männer zu gehören, welche noch spät in der Nacht auf der Stube des Arztes Antonio zusammensaßen und in tiefes Gespräch über die Hoffnungen oder Befürchtungen von der nächsten Zukunft vertieft waren.

Es waren außer Antonio nur noch Arnold, Jouy aus Paris, Mitarbeiter am Constitutionnel, und der Neugrieche Achilleus anwesend, welcher vom griechischen Senate von dem Waffendienst abgerufen worden war, um nach Deutschland zu eilen, wo er auf mehreren Univer-

sitäten früher seine Studien vollendet und viele Verbindungen angeknüpft hatte, welche der griechischen Sache jetzt von Nutzen sein konnten. Auf der Reise nach der Schweiz, zu dem Philhellenen Eynard in Genf, hatte er jedoch Befehl erhalten, sich nach Verona zu verfügen, um dort die Annahme der griechischen Abgesandten, welche, Hülfe flehend im Namen Christi, an den Congreß der Herrscher der Christenheit abgeordnet waren, zu vermitteln, und da, wo die diplomatische Förmlichkeit hinderlich sein könnte, als Unterhändler zu nützen.

Antonio hatte ihn früher in Venedig kennen gelernt, als er von Candia, seiner Heimath, kam und nach Deutschland pilgerte, von dessen Philosophen und Dichtern weithin die Rede ging, als wenn durch sie und ihre Werke die alte hellenische Zeit wieder lebendig werden würde.

Achilleus, welcher dem Bunde der Hetäristen angehört hatte und glühend für das Ideal der Freiheit Griechenlands vom türkischen Joche schwärmte, fand sich gar bald mit den deutschen Jünglingen in Berührung, welche damals, geschmückt mit Siegeskränzen, in der Erinnerung an die Freiheitskämpfe gegen Napoleon und für die Herstellung des deutschen Reiches glühten.

In Jena hatte er sich mit Arnold enger verbrüdert, welcher nach Verona gekommen war, um im Namen der deutschen Jugend dem Congresse ein Sendschreiben zu überreichen, welches von mächtigem Einflusse auf die Berathungen sein sollte.

Bei Antonio hatte sich auch der Franzose Jouy eingefunden, welcher in Zeitungsartikeln den geschlagenen Hoffnungen der italienischen Carbonari mit französischen Worten zu Hülfe kam und alle Welt zu überzeugen suchte, daß Frankreich eher der heiligen Allianz den Fehdehandschuh hinwerfen werde, als es die Italiener, Spanier, Portugiesen und Griechen werde wieder unterjochen lassen. Da Jouy an das zu glauben suchte, was er schrieb und sprach, so glaubte auch Antonio daran,

obschon er sich immer wieder sagen mußte: „Italien ist gestorben und die nachgebornen Kinder verstehen kaum mehr das Testament, welches in den Werken ihrer Dichter und Künstler niedergelegt ist.“

Indem Jouy sich die Cigarre anzündete, sprach er, zwar mit Unterbrechung und kurz aus den Mundwinkeln hervorgestoßenen Rauchwölkchen, aber doch lebhaft und gereizt: „Ich begreife Euch nicht, Achill, was Ihr hier in Verona durch Eure Deputation gewinnen wollt; Ihr verkennt durchaus den politischen Standpunkt, welchen diese hohe Versammlung einnimmt! Ist es den Regenten gelungen, in Napoleon die Revolution zu besiegen, so verstand es sich von selbst, daß sie auf den von Richelieu, Mazarin und Louis XIV. zur Herrschaft gebrachten Grundsatz, daß der Fürst der Staat sei, zurückkommen mußten. Siehe da, der Wagen der Revolution ging so lange bergauf, als die Pferde Kraft hatten; da diese zu Ende war, rollte er wieder hinunter, und wir begreifen leicht, daß wir da wieder festsitzen, wo wir vor der Revolution uns befunden haben.“

Antonio schüttelte das Haupt und entgegnete: „Wer ist der Hexenmeister, welcher dem Meere verbieten könnte, Woge auf Woge zu rollen? wer zum Frühlinge sagen: verweile! und zum Winter: verschwinde! Wer könnte sich selbst befehlen: deine Lust, die du jetzt empfindest, soll währen, so lange das Herz schlägt? Jede Minute ist eine andere, und in jeder Minute die Welt eine andere! In ihr ist Nichts dauernd, als die ewig in tausenderlei Formen sich verwandelnde Kraft. Fühlt doch jeder Mensch, daß er und seine Umgebungen und Verhältnisse rastlosen Wandlungen unterworfen sind, und daß sein Leben gleich den bunten Flittern, Sternchen und Fädchen im Kaleidoscope, das geschüttelt wird, immer neue Figuren bildet, diese wieder zerstört und wieder andere und andere zusammenschießen läßt; weiß nicht ein Jeder, daß weder er, noch ein anderes Wesen, das mit ihm zugleich gelebt und des Daseins sich gefreut

hat, nach einer Spanne Zeit mehr über die Erde wandeln wird? Und wer wollte nicht einsehen, daß ein Reich oder ein Volk nur aus vielen, solchen veränderlichen, vorübergehenden Menschenwesen besteht, und daß, wie in dem vorüberrinnenden Strom, Nichts bleibt, als die Veränderung?"

„Doch ist es eigen," entgegnete Arnold, „daß weder in alter, noch in neuerer Zeit ein Herrscher oder ein Volk den Wechsel der Dinge in Rechnung gezogen oder nur daran geglaubt hat. Als Perikles die uneingeschränkte Volksherrschaft in Athen heraufbeschwor, mochte er wohl kaum daran denken, daß er die Blüthe, aber auch den Untergang seines Vaterlandes beschleunigte; und als Ludwig XIV. seinen Tressenhut aufsetzen und sagen konnte: „Frankreich hat Schatten!" mochte er wohl nicht wähnen, daß eine Zeit kommen würde, wo es Frankreich unter dem Federhute zu heiß werden und es den Kopf verlieren würde; und die Männer der Revolution hatten wohl keine Ahnung davon, daß ein Buonaparte kommen und sagen könnte: „Ich bin der Sohn der Revolution und mein Schwert der Erbe der Bourbonen!" Und haben die Nationen und ihre Fürsten auch ihn gestürzt, so ist es zu begreifen, wie aus seinem Nachlasse die Fürsten den bourbonischen Gedanken der unbeschränkten Souverainetät und die Völker die Revolution erben mußten; weniger ist es zu erklären, warum Beide darüber zürnen und sich wundern, wie sie, welche seit Jahrhunderten so eng verbunden waren, jetzt sich gegenüberstehen können, gerüstet zu dem langen Kampfe mit der weiten Aussicht auf Kerker, Straßenaufläufe, Inquisitionen und heimlich rinnende Blutströme.

Wie Ferdinand, der König von Spanien, die Verfassung der Cortes vernichtet und die Inquisition wieder eingeführt, zugleich aber auch die Drachenzähne des Bürgerkriegs über die pyrenäische Halbinsel gesäet hat, so wird sich dieser Kampf weiter und weiter und auf Jahrhunderte hinüber wälzen. Unglückliches Hellas, zur

unrechten Stunde hast du dich erhoben, das Mißtrauen der Herrscher muß dich wieder zurück in den Abgrund schleudern; denn der türkische Kaiser ist legitimer Souverän und der Grieche ein Empörer!“

Bei diesen Worten flammte Achilleus empor; er war aufgesprungen und rief: „Seit wann ist der Türke eingetreten in die Gemeinschaft christlicher Völker? seit wann hat er begonnen, die unterworfenen christlichen Völker als Menschen zu achten? seit wann aufgehört, die christlichen Priester zu verfolgen? unsere Frauen zu schänden und zu ermorden die Wehrlosen? seit wann ist der Hirt, der sich des Wolfes zu erwehren sucht, ein Rebell? — Hellas pocht an das Thor der Christenheit, und sie wird helfen und retten! Wir werden den Weg finden zum Herzen des nordischen Kaisers, des mächtigen Sohnes der griechischen Kirche! Weit über des Menschen Verstand geht der Rathschluß Gottes! — Und wenn uns die ganze Christenheit verlassen sollte, Christus ist mit uns! Noch breitet um unsere Inseln die uralte Freundin der Hellenen, das gewaltige Meer, seine Arme und trägt unsere Flotten. Noch ragen empor die Inseln Hydra und Spezia, Zea, Tino, Syra, Mykoni und die übrigen Cykladen und senden aus zum Schrecken der Pforte die von Helden und Waffen strotzenden Schiffe — die hölzernen Bollwerke der griechischen Freiheit seit Miltiades und den Perserkriegen, noch senden die Gebirge ihre Söhne in den Kampf für die Freiheit, die Epiroten, die Pargioten und Sulioten. Ob Ihr uns mögt, ob nicht, Ihr christlichen Völker, wir nehmen unsere Stühle wieder ein in Euren Kreisen!“ —

„Ja,“ entgegnete Jouy, „Gott wird Euch helfen, so weit Ihr Euch selbst helfen könnt! Mein Glaube geht so weit, als meine Kraft ohne Glauben auch reicht, und ich habe noch keinen Gläubigen gekannt, der sich die Börse voll Louisd'ore gebetet hätte, wenn die Gläubiger ihm den Gerichtsboten geschickt.“

Achilleus runzelte die Stirn und ging mit weiten

Schritten im Zimmer auf und nieder; Arnold jedoch nahm das Wort und erwiederte: „Wohl mag der Mensch im kleinen Privatleben mit dem Compasse seines beschränkten Verstandes sich genug steuern, wohl mag der Erfolg seiner Unternehmungen nach seiner Ueberlegung und der Art der Ausführung seines Vorhabens sich ergeben; aber im Moment, in welchem er unmittelbar Theil nimmt an der Weltgeschichte, wird er zum Diener des Verhängnisses, dieser über das Menschengeschlecht gestreckten Hand Gottes. Dieses Alles überwältigende Verhängniß offenbaret sich in dem Leben eines jeden großen Mannes, welcher eine geschichtliche Aufgabe zu lösen hat. Wenn ein Volk einer Wendung seiner Verhältnisse bedürftig wurde, war immer schon sein Cäsar oder sein Brutus, das Genie der Herrschaft oder der Freiheit geboren. Diese Menschen sind wie große Naturgesetze, welche aus dem Dunkel hervorbrechen zur Zerstörung und Wiedergestaltung der Dinge als unabweisbare Nothwendigkeiten. So war Napoleon. Weder Gift noch Dolch oder Höllenmaschinen konnten seine Laufbahn aufhalten, selbst die Pest mußte, ruhig weiter würgend, an ihm vorüberschleichen, der mörderische Kugelregen der Schlacht, welcher um ihm her seine Getreuen niederstreckte, mußte nur an ihm, dem Einzigen, dem Geweihten und Gefeiten, gefahrlos vorüberschauern. Als aber seine Zeit erfüllt war, führte ihn ein Komet in die Steppen Rußlands, begrub die Hunderttausende seiner Heere unter Schnee und Eis, und der Gott der Zeit rollte den Fliehenden hinterdrein die aufgereizten Nationen, bis er einsam und ohnmächtig seine Laufbahn abschloß auf dem Felsen der Insel St. Helena. Es hat keinen großen Menschen gegeben, der nicht an seine Bestimmung geglaubt hätte. Wie so schon im einzelnen Menschen, so offenbart sich Gott in ganzen Völkern, und so kann jedes Volk auf ihn schauen und trauen zur Stunde der Noth!"

Achilleus reichte ihm die Hand wie zum Danke und

sprach: „Wie Naturforscher, deren Geist sich vertieft in die Geheimnisse der schaffenden Kräfte, auf die größten und gewaltigsten Entdeckungen durch einen scheinbaren Zufall gebracht wurden, so daß sie an einen Dämon, der für sie heimlich fortgedacht und gearbeitet hätte, zu glauben geneigt waren, so geht es wohl auch zuweilen dem Menschen, welcher mit ganzer Seele sich seinem Volke dahingiebt; — er tritt wie in einen Zauberkreis, wo ihm das Urälteste oft neu und das Neue zum längst Vergangenen wird. Eine ähnliche Begebenheit erlebte ich vor einigen Jahren auf Ithaka. Mein Oheim sendete mich dorthin in Handelsangelegenheiten, welche mir zugleich Gelegenheit geben sollten, meine Sehnsucht nach diesem Eilande, für das mich Homer in meiner frühesten Jugend schon begeistert hatte, zu befriedigen. Auf eigener Barke, welche zwei Fischer führten, flog ich, zugleich gerudert und vom günstigen Winde, welcher das große, lateinische Segel schwellte, dahin getrieben, neben mir den treuen Hund und das Jagdgewehr, auf dem Schooße die Odyssee, über mir den wolkenlosen, blauen Himmel, und unter mir im Wasserspiegel einen neuen Himmel, wie durch den Aether selbst und rief mit Entzücken die rollenden, tönenden Worte Homer's hinaus in das Meer. Da hob sich plötzlich Ithaka aus dem Meere empor. Wir ruderten an der kleinen Insel Nochiri vorüber und liefen in den Hafen von Thiaki ein. Ein heiliger Schauer überrieselte mich, als ich die Stätte betrat, geweiht von den Fußtapfen hellenischer Götter und Dichter. Ohne Aufenthalt pilgerte ich, geleitet von einem Knaben, zu den Ruinen der Hofburg des Odysseus, meines Helden, den ich vor Allen bewundere. An dem Abhange des Bergrückens, der Vati durchzieht, liegen die cyklopischen Mauern der Burg, von woher der Webestuhl der treuen Penelopeia, der Becherklang vom wüsten Gelag ihrer Freier, und dann der schwirrende, mordende Bogen des heimkehrenden Rächers und die Harfe des Sängers weit hinüber über das Meer in meine Knabenträume hinein-

geklungen hatten. Wen mag es wundern, daß dort an dieser Stelle, welche mit ihren Erinnerungen mich tief in die graue Heldenzeit meines Volkes zurückführte, mir die Noth und die Schmach seiner Gegenwart schmerzlich vor die Seele trat? Dort, wo Odysseus als Bettler vor seiner eigenen Thüre gestanden, während die übermüthigen Freier in seinem Hause schwelgten und über Knechte, Mägde, Vieh und alle Habe nach Willkür verfügten, erschien mir mein ganzes Volk in seiner Gestalt verkörpert, die Zeit tausendjähriger Leiden, wie die Irrfahrt des Vielgeprüften, und die türkischen Pascha's, unsere Dränger, wie die übermüthigen, dem Tode geweihten Schwelger im Hause. In diesen Träumen stieg ich weiter hinunter zu dem Grabe Odysseus'. Engländer hatten es vor einigen Jahren erbrochen und darin die gold'ne Krone des Heldenkönigs gefunden, in Stücke zerbrochen und diese unter sich zum Andenken an diesen glücklichen Fund vertheilt. Ich schickte den Knaben zurück nach Vati und blieb mit der anbrechenden Nacht allein in dem Grabe, knieend auf der Erde, mit welcher sich vielleicht sein Staub vermischt hatte. Dort betete ich lange, nicht mit Worten, aber mit Gedanken, zu dem Schutzgeiste Griechenlands, zur Pallas Athene in der Gestalt der Panagia, der Madonna, und zu den Manen des Helden, in welchem am Mächtigsten unser Nationalcharakter in List und Thatkraft erschienen ist. Während ich so betete, griff ich mit der einen Hand in die lockere Erde, sie an mein Herz zu drücken. Während aber meine Hand sie zusammenpreßte, fühlte und fand ich darin einen Ring, den ich mit süßem Entsetzen an meinen Finger steckte. Ich eilte, wie getrieben von unsichtbarer Macht, hinunter nach Vati in meine Herberge, zündete schnell die Lampe an, reinigte den Ring von der Kruste, welche den Siegelstein umschloß, und löste, wie eine Mandel aus der Schale, jenen geschnittenen Stein mit dem Bilde des Delphins. Es war Odysseus' Siegelring. Ich trage ihn hier an meiner linken Hand, mir

zum Symbole von der Wiedergeburt meines Vaterlandes!"

Er hielt die linke Hand an die Lampe hin, zugleich ergriffen sie Arnold und Antonio und betrachteten mit Andacht den Siegelring, mit welchem Achilleus den neuen Freiheitsbrief der Hellenen untersiegeln wollte. Jouy warf nur einen Blick darauf und sprach gleichgültig: „Eine seltene Antiquität! Recht schade, daß Ihr nicht an Ort und Stelle ein gerichtliches Protokoll über den Fund habt aufnehmen lassen, um jeden böswilligen Zweifel niederzuschlagen."

„Der Ring ist mir heilig," versetzte Achilleus, „und das ist mir genug."

Schon längst hatte man auf der Straße vor dem Hause einige Wagen vorüberrollen gehört, jetzt vernahm man die rauschende Marschmusik der österreichischen Regimenter, welche zum Empfange des Kaisers von Rußland ausrückten.

Antonio schlug die dichten Vorhänge vom Fenster zurück und der anbrechende Morgen schien in das Zimmer.

Alle eilten auf den Balcon, um die vorüberziehenden Truppen zu sehen.

Bei dem Wirbel der Trommeln und der rasch einfallenden Musik hob Achilleus das Haupt und schlug die Arme vor der Brust ineinander, als könnte er so das ungeduldige Herz niederdrücken und bändigen.

Als das Regiment, wie eine vielgelenkige Riesenmaschine, gleichmäßig im Tacte vorüberrückte und so immer auf ein Glied das zweite und dritte und immer wieder ein neues Glied, das Gewehr im Arme, Blicke g'rad aus, Schulter an Schulter folgte, und dann wieder ein anderes Bataillon sich anschloß, daß die verhallende Musik hineinschmetterte in die Musik des folgenden, und dann wieder ein neues Regiment der vorgetragenen, zerfetzten Fahne folgte, seufzte Antonio tief auf, sprach aber kein Wort, nur eine Thräne fiel aus seinen Augen hinunter einem Grenadiere auf die Hand, welche das Gewehr trug.

Jouy hatte sich hinter den Pfeiler zurückgedrückt und schrieb eifrig mit der Bleifeder Notizen zum Berichte an den Constitutionnel nieder.

Als das Militair vorübergezogen war und chaotisch der Strom der Menschen ihm nachwogte, brach auch Antonio mit seiner Gesellschaft auf, um im offenen Wagen dem Zuge zu folgen, welcher sich dem Schauspiele des kaiserlichen Einzuges entgegendrängte.

Drittes Capitel.

Wer die Süßigkeit des italienischen Himmels in vollen Zügen genießen will, der muß den Monat October jenseits der Alpen verleben, wo der Genius des Landes wie ein junger Dionysos unter den Gehängen von Weintrauben unter Ulmen das Tambourin schlägt, und rings um ihn die tanzenden Winzerinnen mit dunklen, brennenden Augen, scherzen und lachen. Ein eigenes, süßes Arom durchwürzt die Luft mit Thymian-, Lavendel- und Myrthenduft, von welchem alle Geschöpfe berauscht zum tiefblauen, klaren Himmel emporjubeln. Auf die warme Nacht folgt der sonnenhelle Tag, welcher mit seiner wonnigen Kühle wie eine lange Frühlingsmorgenstunde über die Erde dahingleitet. Zugleich füllen sich die Märkte der Städte mit den süßesten Früchten und Gemüsen, mit Wildpret und Geflügel aller Art, vom Fasan und Truthahn bis zu den Schnüren der kleinen in Garnen gefangenen Vögel. So schön war der Monat und der Himmel, und so reich die Tafel, welche den Congreß in Verona erwartete! An diesem Tage, wo der Kaiser von Rußland ankommen sollte, schien es, als wollte die Natur, wie eine schöne Lombardin, mit allen Reizen, welche ihr zu Gebote stehen, sich zieren, um den schönen Kaiser zu empfangen. Vom Palaste Canossa, dem Absteigequartier Alexander's, bis nach Parona, wohin ihm Alles entgegengeeilt, war die Straße in einer Ausdehnung von vier Meilen in eine Allee von Bajonetten, Lanzen und Degen verwandelt, wozu österreichische und ungarische Infanterie-

und Cavallerieregimenter verwendet worden waren. Eine unzählige Menge von Wagen und gedrängte Schaaren des Volkes harrten hinter den Reihen der aufmarschirten Soldaten dem Augenblicke entgegen, wo der Donner der Kanonen seine Ankunft verkündigen würde. Wo Gebäude an die Straße vorgedrängt waren, hatte die Schaulust Thüren und Fenster und die Dächer voll Menschen gedrängt. Selbst die Bäume schienen statt Früchten Knaben zu tragen. Alle Ehrenbogen, durch welche Tags vorher schon der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen gefahren, waren heute doppelt mit leuchtenden Blumenkränzen und Guirlandeu und weiß und grün gekleideten Jungfrauen geschmückt, welche Fahnen in österreichischer oder russischer Nationalfarbe trugen und bei der Ankunft der kaiserlichen Herrscher schwenken sollten. Schon früh um 11 Uhr war dem Kaiser Alexander der Kaiser von Oesterreich bis nach Parona, und die übrigen Souveraine, Minister und Gesandten bis zur Poststation Sanct Giorgio entgegen gefahren. Bei den ungeheuren Anstalten, welche gemacht worden waren, den liebenswürdigen Herrscher huldigend zu empfangen, glaubte man sich zurückversetzt in die Zeit, wo Napoleon noch der Oberherr Europa's war und sich vor ihm alle Völker und ihre Herrscher beugten. Hier zum ersten Male drängte sich der Welt die Ueberzeugung auf, daß die Weltherrschaft, insoweit diese früher an die römisch-deutsche Kaiserkrone geknüpft gewesen ist, an das russische Kaiserhaus sich übertragen habe.

Unter der Wagenreihe, welche vor St. Giorgio aufgefahren, war auch der Wagen, in welchem Antonio, Achilleus, Arnold und Jouy sich befanden und ihre Blicke auf die Straße nach Parona hin hefteten.

Jouy, welcher die nöthigen Notizen für den Constitutionnel aufgezeichnet hatte, begann sich zu langweilen und meinte: selbst in den Zeitungen, welche geradezu von den Herrschern durch ihre Beamten redigirt würden, ließen sie es sich gefallen, daß man von ihrem Auf-

treten bei politischen Festen und bei ihren Ein- und Auszügen, wie von einem glänzenden Schauspiele spräche, welches sie dem Volke gegeben hätten; er begriffe daher nicht, warum man, wenn sie zu lange warten ließen, nicht wie bei andern Schauspielern im Parterre pfeifen und pochen dürfe; das Bravorufen wäre ohnedies gestattet.

Achilleus, welcher die Pferde lenkte, hatte die Zügel Antonio gegeben und sich auf dem Vordersitze in die Höhe gestellt, um die Volksmenge und die Straße weithinaus übersehen zu können.

Da sich gleich hinter dem Wagen die Straße um einen Hügel wand, so schien es, als endigte sie dort bei diesem hohen, schlanken Jünglinge, der in seiner malerischen Nationaltracht, wie ein junger Mars, hoch und gewaltig emporgerichtet, den Eindruck machte, als kämen zu ihm heran die Atriden, ihn um seinen Beistand anzuflehen in der Feldschlacht.

Jetzt donnerten die Kanonen von Parona herunter, und ein elektrischer Schlag durchzuckte die Volksmenge auf drei Miglien hin bis mitten in das Herz von Verona.

Nicht lange darauf wirbelte eine Staubwolke empor, und russische Fürsten sprengten vorüber als Vorreiter des Kaisers; dann erhob sich ein Jubelruf, welcher den Donner der Kanonen und die schmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken der Regimenter übertönte. Ein leuchtender Blitz durchzuckte die langen Linien der aufmarschirten Soldaten, welche das Gewehr präsentirten, und im sechsspännigen Prachtwagen rollten heran die beiden Kaiser. Alexander grüßte freundlich nach allen Seiten; als er aber jetzt näher kam bis auf den Punkt, wo Achilleus ihm in die Augen fiel, sprach er zu seinem Nachbar: „Griechenland sorgt dafür, daß wir es nicht vergessen!“ So rollte er vorüber, und nun kam die lange Wagenreihe der Könige, Fürsten und Diplomaten Europa's.

Da die Herrschaften in offenen Wagen dem Kaiser

entgegengefahren waren, und der Zug nunmehr langsam sich vorüberbewegte, so war ein Jeder zu sehen und zu bewundern; denn Alle waren heute im höchsten Glanze und mit allen Orden und Bändern, welche sie auszeichneten, geschmückt.

Wer den Charakter einer Zeit kennen lernen will, der muß die Gesichter Derjenigen studiren, welche in ihr von Bedeutung waren. Man kann aus Portraitsammlungen oft mehr lernen, als alle diplomatischen Urkunden einer Zeit uns lehren können; denn die Schrift, welche das Leben in das Menschenantlitz zeichnet, enthüllt uns die innersten Geheimnisse und Gesetze, welche eine Zeit, der das Memoirengesicht angehört, bewegt haben.

So spricht sich in den Portraits der Männer des dreißigjährigen Krieges der Geist jener Zeit so deutlich aus, daß ganze Partieen der fanatischen, soldatischen Geschichte jener Tage zu individuellen Gestalten mit bestimmten Gesichtszügen zusammenrinnen. Ebenso charakterisirt sich die nachfolgende Bourbonenzeit in den weiblichen, eigenwilligen, verschmitzten Gesichtern ihrer Fürsten, Diplomaten und Feldherren; so die Schreckensperiode der Revolution in den hageren, aufgeregten gemüthslosen Gesichtern der Sanscülotten. So wechseln die Zeiten und die Gesichter, es wechseln die Sitten und Meinungen.

Jouy flüsterte Antonio zu: „Seht Euch einmal dort meinen Landsmann an! Sieht er nicht aus, wie das Genie des Christenthums, wie ein loyaler Engel, vom heiligen Ludwig herabgesandt zur Erlösung der verdammten Welt von der Revolution? Von der Vorsehung bestimmt zu einer Putzmachermamsell mit Talent zu künstlichen Blumen, muß er sich nähren als Mensch, Christ, Schriftsteller, Minister und bourbonischer Royalist, Dilletant, überall zum Vergnügen der russischen und österreichischen Diplomaten!“

In einem andern Wagen fuhr der Fürst vorüber, welcher seit seinem drei und vierzigsten Jahre bedeckt ist von allen Auszeichnungen und Ehren, welche die

europäischen Herrscher gewähren können. Arnold lenkte die Aufmerksamkeit des Franzosen auf ihn mit den Worten: „Betrachtet Euch genau die vornehme Gestalt, welche allen Zauber der Aristokratie in sich vereinigt, und dieses marmorglatte Gesicht, welches alle Falten tief hinein in die Seele verbirgt! Merkt Euch ja dieses hinschweifende Auge und den feinen Mund, um welchen ein süßes Höhnen schwebt! An dieser klaren, klugen Haltung ging Frankreich mit seiner Revolution und seinem Kaiserthum zu Grunde; und dieses Lächeln ist das Kräuseln des Meeres über dem, am versteckten Riffe unter dem Wasser gescheiterten und untergesunkenen Schiffe der Völkerfreiheit. Diese Stirn ist weiß gewaschen und geglättet, wie ein Kiesel unter schwer herabträufelnden Tropfen. Dort zieht er hin, das Todesurtheil Italiens, Spaniens und Griechenlands zu unterzeichnen."

Jetzt kam Wellington vorüber, Jouy faßte ihn in das Auge und meinte: an diesem Aristokraten habe man doch seine Freude; er gehe gerade aus wie ein Stier auf jede purpurrothe Fahne, habe Bravour und scheue sich nicht, sich auf Pistolen zu duelliren.

„Wie verdrießlich," fuhr Jouy fort, „sieht dort unser alter Freund Nesselrode aus, der doch sonst so munter war!"

Waren doch die alten, schönen Pläne Katharinens auf Griechenland so reif geworden, daß der Graf Capo d' Istria schon den Tag anberaumen mochte, wo Griechenland das türkische Joch abschütteln und in Rußlands Arme sinken würde, und doch wußte der kluge Oesterreicher dem Czaren in Troppau so viele Furcht vor Revolutionen beizubringen und dabei der russischen Diplomatie so viel Süßes zu sagen, daß Nesselrode seit dieser Stunde ein süßsaures Gesicht macht.

Fast eine Stunde lang rollte eine Equipage nach der andern vorüber, und wenige waren so glücklich, den Anmerkungen Jouy's zu entgehen; doch wie die Wagen-

reihe immer noch nicht enden wollte, warf er allen seine Bosheit zu in den Worten: „Voilà, die europäische Aristokratie auf der Völkerwanderung!“

Einer der letzten Wagen war eine altväterische, schwerfällige Staatskutsche mit rothen Rädern und Gestellen und weißlackirtem Sitzkasten. Auf der Kutschenthüre sah man das vergoldete Wappen, welches einen Löwen mit offenem Rachen und einer Lilie in den Pranken vorstellte; darüber las man die Devise: fortis et fidelis! Die Pferde, welche im Dienste ergraute Rappen waren, lenkte ein Kutscher, welcher eine Baske zu sein schien. Mit dem blauen, großen Mützenteller auf dem Kopfe und der Sammetjacke nahm er sich stattlich genug aus.

In diesen Wagen fuhr der Ritter Malavilla, Abgeordneter der Regentschaft von Seo d'Urgel. Er gehörte seinem Anzuge, wie seiner Gesinnung nach ganz der alten, guten Zeit an, wie sie sich in Spanien seit Philipp II. krystallisirt hatte.

Sein Galakleid, in welchem er heute zugleich mit dem Kaiser von Rußland seinen Einzug hielt, war eine Art kurzer, weißseidener Leibrock, dessen Aermel in tausend kleine Muscheln und Fältchen gelegt waren, darunter trug er eine goldgestickte Weste, in welcher er eine goldene Tabatiere mit dem Bildnisse seines Königs in Diamanten stecken hatte; es versteht sich von selbst, daß er kurze, anliegende, weiße Beinkleider und Strümpfe und Schuhe von gleicher Farbe trug, so daß er, da auch sein Kopf bis zum Haarbeutel hinunter gepudert war, einer Lilie auf dem Felde der Loyalität zu vergleichen war. Seiner Haltung konnte eine steife Grazie und seinem Gesichte ein gewisser Adel nicht abgesprochen werden, welcher jedoch gemindert wurde durch den harten, fanatischen Blick seines dunklen Auges. Auf dem Tressenhute, welchen er vor sich liegen hatte, ruhte seine linke Hand, an welcher er über dem Handschuh einen feinen Solitair trug; mit der Rechten zupfte er zuweilen aus Gewohnheit an seinem Halstuche, welches er, wie einen Shawl

zusammengelegt, nachlässig und doch zierlich geschlungen trug. Neben ihm saß seine Tochter, die schöne Isabella, eine junge, schlanke Dame, welche über das Haupt die schwarzseidene Mantille gezogen hatte, in einem prächtigen Gewande von gelbseidenem Stoffe mit matten, eingewirkten, großen Blumen. Um den zarten Hals trug sie an einer silbernen Schnur ein prächtiges Kreuz von großen Rubinen balais, welches sich auf ihrem Busen wiegte. Ihr Gesicht kam nur selten zum Vorschein, wenn die Mantille, in welche sie gehüllt war, sich zuweilen verschob, und der große Fächer, mit welchem sie sich Luft zufächelte, ein wenig tiefer sank, so daß ihr dunkelblaues Auge zuweilen erschien und verschwand, wie der Farbenglanz eines Schmetterlings, welcher auf einer Blume die Flügel auf- und zuschlägt.

Indem sie mit der Spitze ihres zierlichen Füßchens, unter dem Saume ihres Kleides vor, nachlässig mit der Spitze des Galanteriedegens ihres Vaters spielte, sprach sie zu ihrer Duenna, welche ihnen gegenüber saß: „Warum aber fahren wir nicht im offenen Wagen, daß wir, wie alle Uebrigen, Etwas sehen könnten? Warum ist denn das Alles da, wenn man es nicht anschauen darf? Wenn man nur wenigstens Luft schöpfen könnte in diesem engen, schwülen Raum!“

Die Duenna erschrak vor der kühnen Rede Isabellens, der Ritter jedoch griff gravitätisch hinter Isabellen hinüber und hielt den herabhängenden Riemen am Fenster zwischen Daumen und Zeigefinger; plötzlich besann er sich wieder, und Ines, die Duenna, faßte etwas höher den Riemen an, und da der Ritter nichts weiter sagte, so ließ sie das Fenster herabrollen.

Ein Stoß frischer Luft drang in den Wagen; Isabella hauchte tief auf und blickte hinaus, und vor ihr stand Achilleus, ruhig, hoch und schön. Ihr Blick verdunkelte sich, als sie an ihm vorüberfuhr; das Blut trat ihr nach dem Herzen, und sie sank in die Wagenecke zurück. „Was

ist dir, meine Tochter?" fragte der Ritter; Isabella aber wußte selbst nicht, was ihr widerfahren war. Ihr war es, als hätte sie etwas wunderbar Herrliches erlebt, das aber zu schnell an ihr vorübergegangen war, um sich daran deutlich erinnern zu können.

Viertes Capitel.

Die Straßen Verona's waren öde und leer, als hätte eine furchtbare Pest die Bevölkerung dahingerafft und nur noch einige Wenige zurückgelassen; denn fast Alle waren hinausgezogen vor das Thor auf die Straße nach Parona hin, dem Kaiser Alexander entgegen. Die Hauptstraßen, an welchen die fremden Herrschaften wohnten, waren mit Buchsbaumzweigen und anderm grünen, feinblättrigen Laube, die Auftritte und Hausschwellen mit Blumenblättern belegt, welche mit verschiedenen Farben Namenszüge und Sinnbilder darstellten, und die Säulen, die Thüren und Fenster der Paläste mit reichen Blumenguirlanden geziert. Von den Brüstungen der Balcone herunter hingen Teppiche von Sammt oder Seide, welche zu dem Bunten und Heitern noch die Pracht hinzufügten.

Ueber die Straße von einem Hause zum andern gegenüber hingen hie und da bunt gestreifte Papierballons, in welchen Lampen zur Illumination hingen; an andern Orten sah man diese Ballons mit ihren Lampen erst zum Fenster heraus und auf die Schnur hinübergleiten. Hie und da waren hohe Brettergerüste errichtet, welche Portale zu den Palästen bildeten, buntgemalt und mit Fahnen, Transparents und Büsten der Herrscher geschmückt, welche sich zum Congreß hier versammelten.

Peppino, welcher in einer kleinen Werkstätte Menschen, Affen und Papageien modellirte, und in weißen und buntgemalten Gypsabgüssen zum Verkaufe in den Straßen Verona's herumtragen ließ, brachte jetzt zur schönen

Francesca, der Schwester Antonio's, die Büste des Kaisers von Rußland. Er hatte sich ein gutes Modell verschafft, daher war ihm vor allen Potentaten dieser am Besten gelungen.

„Schöne Nachbarin!" rief er zur Thür herein, „ich bringe Euch hier den schönsten Mann von der Welt, — den Kaiser von Rußland, und den reichsten dazu. Per bacco! Die Münze von Venedig prägt für ihn Tag und Nacht Doppelzechinen, und der Banquier Papadopoli hat für ihn einen Wechsel auf vier Millionen erhalten; und mir ist er für drei Zwanzigkreuzer feil!"

„Du zehnfacher Judas Ischarioth!" rief lustig Francesca, „da hast du eine Krone dafür, denn minder ist er nicht werth!"

„Gott segne Eure schöne Hand!" versetzte Peppino und eilte davon.

Francesca, vielbeschäftigt mit Lampen und Blumen, drückte einen Kranz von Herbstrosen und Lorbeer dem Kaiser über den Kopf und stellte die Büste auf die Brustwehr des Balcons.

Kaum war dieses Geschäft vollbracht, als Giovanni, welcher Diener, Koch, Hofmeister, Botengänger und zuweilen Freund des Hauses war, herbeikam und jubelte: „Pater Benedetto meldet, daß die große, vornehme, spanische Herrschaft, für welche er drüben das alte Haus gemiethet, ganz gewiß noch diesen Nachmittag eintreffen werde, und läßt fragen, ob Alles in Stand gesetzt sei?"

„Laß' ihm sagen," entgegnete Francesca, „daß er deshalb seinen Seelenfrieden nicht stören solle; die spanische Herrschaft dürfte leicht in geringern Häusern und Betten geruht haben!"

Mit diesen Worten verschwand das lebendige Mädchen in die Nebenstube, um sich zu schmücken. Nach einer Weile rief sie Anna, ihre alte Dienerin. Francesca weinte vor Ungeduld, denn schon zum zweiten Male war ihr das Band unter dem Knie gesprungen, als sie zur Probe, ob es halte, den Fuß an sich gezogen hatte,

daß der elastische Muskel bis in das Gelenk hinaufschlug. Schnell hüllte sie ihre schlanke Gestalt in das rosaseidene Gewand, und stand jetzt mit dem halbgewendeten Rücken vor dem Spiegel, indem sie sich darin beschaute, in die Haarkrone mit einer Diamantnadel sich den langen Schleier steckte und über Kopf und Rücken breit herunterfallen ließ, so daß die reichen, dunkeln Locken nur ein wenig verhüllt über den weißen Schultern sich hervordrängten und mit den Ringelzungen herunternaschten, wo der Spitzenbesatz vor der ungestümen Brust zitterte. Wie die Pracht ihrer Gestalt jetzt aus dem Spiegel ihr entgegenflammte, blitzten wildfröhlich ihre schwarzen Augen; schnell drehte sie sich um, warf ihre weißen, leuchtenden Arme in die Höhe, daß die weiten Aermel davon zurückfielen, und rief: „Heute werde ich den schönsten Mann in Europa sehen!"

„Wie seid Ihr wieder so wild!" erwiederte Anna, „das ist immer wie siedendes Oel, das überläuft und in den Kohlen aufsprüht und brennt und flammt, bis Alles in Feuer steht. Ich habe Eurer Mutter in ihrer letzten Krankheit vor ihrem Tode versprochen, Euch zu hüten, wie meinen Augapfel! Nun ich älter bin, wünsche ich, daß sich bald Jemand findet, der unserer schönen Francesca anständig ist und mit mir sorgen hilft. Da zeigt sich eine Gelegenheit nach der andern, Francesca rümpft das Näschen und läßt Einen nach dem Andern vorüberziehen, als wäre ihr Vater, der stolze Rathsherr, Korbmacher gewesen. Francesca, die schönen Jahre gehen auch vorüber, und es kommt die Zeit, wo jede Stunde nur ein klein wenig Stolz und Jugend uns aus dem Gesicht tippt und die gute Laune abnimmt, wie eine Kerze auf dem Altare, vor der Viele auf den Knieen gelegen und die Vielen geleuchtet hat, und an die, wenn sie abgebrannt ist, Niemand mehr denkt."

Francesca hatte sich lachend in den Armstuhl geworfen und fuhr in der Art ihrer Anna, welche sie possierlich ihr nachäffte, weiter fort: „Und da ist in

der Nähe der Kaufmannssohn im gelben Eidotterfrack und den kirschblüthenen Höschen, mit dem seidenen Schnupftüchelchen in der Hand, woran er immer Pfefferdüten dreht und mir den Ring an den Finger lächeln will! Er versuch's," rief Francesca mit ihrer natürlichen Stimme, „hier ist meine Hand, wenn er sich nicht fürchtet vor ihren Bewegungen." Nun fuhr sie weiter fort mit der nachgemachten Stimme der Alten: „Da ist der Nobile Grimaldi aus Venedig, von uraltem Adel und sehr verliebt!" Bei diesen Worten streckte Francesca die beiden Zeigefinger aus und ließ, wie in einem Puppenspiele, sie zu einander reden, so daß der linke eine steife Verbeugung machte und hochtrabend redete: „Signora padrona! Venedig ist die Königin des adriatischen Meeres und war einst sehr berühmt und mächtig: dort gab es viele Patricier, welche mehr galten, als Kaiser und Könige, und ich bin der Enkel meines Großvaters!" Jetzt begann Francesca mit dem rechten Zeigefinger zu wackeln, den sie entgegnen ließ: „„Signore padrone! Warum seid Ihr denn nicht lieber der Vater Eures Urgroßvaters?"" „Signora, Eure Frage ist schwer zu beantworten!" „„So geht denn heim und fragt Euren österreichischen Polizeidirector und bringt mir Antwort! Ade!"" — Nun kommt der Professor aus Padua! Gelehrt und dick und mit der langen Nase, welche immer in den Antiquitäten und Gräbern der alten Römer herumschnobert und eine Rarität nach der andern entdeckt zum Ruhme Italiens, — ein Scarabäus, der mir zuweilen vor den Füßen herumkriecht, daß ich mich jeden Augenblick hüten muß, ihm nicht auf den Rüssel zu treten. Hinweg mit allen diesen Männern! — Und ihnen sind alle gleich, welche ich kenne! Wenn ich in den Geschichten unserer Vorfahren lese, und sehe diese Nachkommenschaft, welche sich ihrer Schande und Knechtschaft freuen mag, so schaudert mich vor diesem Gesindel. Ich kann nicht sagen, daß ich diese Männer verachte, aber ich mißachte sie. Zeige

mir einen Mann, der auf der Stirn den Stempel des Herrschers trägt, wozu jeder geboren sein soll, zeige mir den Mann, der nie unter dem Joche der Gemeinheit den Nacken gebeugt hat, zeige mir Cäsar oder Brutus, und ich will so rücksichtslos Seele und Leib ihm opfern, und müßte ich, wie Semele in Jupiter's glühenden Armen, in Asche zerstäuben! — Heilige Maria, bitte für uns!" —

Anna weinte und schluchzte bei diesen Worten, streichelte Francesca begütigend und sagte: „Armes Vögelchen, Du verschmähst die Federchen und Fädchen, um daraus ein Nest zu bauen, und trägst brennende Kohlen hinein, und, wie Du sagst, so wird es kommen mit dem Feuer und der Asche! Ich habe mich nun lange genug in der Welt umgesehen und manchmal die Augen offen gehabt und habe mir Vieles zurecht gelegt und gesehen; und habe denn immer gemerkt, daß die glücklich wurden, welche hübsch ordentlich sich in die Welt hineinschickten, ruhig einen Tag zu dem andern legten, immer das Nächste zum Nächsten fügten, bis ihr Haus fertig war. Da sah ich verarmte Adlige, die den ganzen Tag herumgingen und nicht müde wurden, davon zu reden, daß einer ihrer Vorfahren Cardinal, ein anderer Herzog von Genua, und wieder ein dritter groß am Hofe des Kaisers gewesen, und konnten nicht darüber hinauskommen, daß Alles anders geworden sei; — ich habe dieselben um kleine Darlehne, welche sie nie wieder bezahlten, betteln gesehen, und sehr verachtet bei allen Krämern, Kaffee- und Speisewirthen und allen Handwerkern. Doch auch Andere habe ich bemerkt, welche dachten: alte Zeit und Adel hin und her! — und anfingen, etwas zu lernen, womit sie sich redlich nähren konnten und etwas dann arbeiteten und dabei zu Geld und Ansehen und gutem Hausstande kamen. So habe ich denn auch erlebt, daß die von unseren Landsleuten, welche über die alte Herrlichkeit Italiens nicht hinauskommen konnten, auch daran zu Grunde gegangen sind, und wieder Viele, die

das Heute in das Morgen hinüberarbeiteten und glücklich wurden."

Francesca's schönes Angesicht war bei dieser Rede vor innerer Heftigkeit erbleicht, denn mit Gewalt drängte sich das Blut nach dem Herzen, indem sie sich zu beherrschen suchte und ruhig entgegnete: „So mag es wohl in der Welt bestellt sein; das Gewöhnliche mag Recht behalten! Wohl mag die freie Gemse stündlich und täglich vom Tode bedroht sein, — aber wenn sie ihr Schicksal erfüllt, so fällt sie doch als ein edles Thier, und nicht gemein, wie das Schaf, welches dem Hirten seine Wolle und Milch, seine Lämmer und zuletzt Fell und Blut und Fleisch lassen muß. Armes Schaf Italien, vergönne mir die gefährliche Freiheit einer Gemse, und den Muth, mich vom Felsen in den Abgrund zu stürzen, zu guter Letzt, wenn das Verderben hinter mir herrauscht."

In diesem Augenblicke donnerten die Kanonen von Parona herunter; Francesca sprang auf und eilte auf den Balcon. Ein dumpfes Brausen scholl aus der Ferne heran, welches sich immer mehr steigerte bis zum Tosen. Dazwischendurch hörte man wieder Kanonendonner; zugleich erschienen an den Fenstern und unter den Thüren Greise, Frauen und Kinder, und wer sonst noch in der Stadt zurückgeblieben war. Jetzt war es eine kleine Weile still, dann erhob sich wieder das dumpfe Tosen und zwischendurch donnerten von Neuem Kanonensalven. Jetzt quollen schon aus den Nebenstraßen und Gassen dichtgedrängte Volksmassen, zurückgehalten von den Cavaleristen, welche hier mit blanken Klingen und drängenden Pferden die Straße frei erhielten. Jetzt wälzte sich ein Ruf vom Thore herein die Straße entlang: „Sie kommen, sie kommen!" — und nun war Alles wieder still, bis ein vieltausendstimmiger Ruf: „Kaiser Alexander!" und: „Kaiser Franz! hoch!" — die Luft erschütterte, Hüte und Mützen in die Höhe wirbelten und aus den Fenstern Tücher flatterten, und zugleich die beiden Kaiser im offenen Wagen mit dem Sechsgespann heranrollten, ihnen

hinterdrein die endlose Wagenreihe. Welcher Augenblick, wo die zwei größten Herrscher des Continents, der kaiserliche Greis mit dem kaiserlichen Jünglingsmann unter dem Jubel dichtgedrängter Volksschaaren hier einzogen, um über Europa Gericht zu halten! — Francesca hatte sich mitrufend weit über den Balcon vorgebeugt, als das Sechsgespann sich näherte, und sie die hohe, edle Gestalt und das freundliche Antlitz des schönen Kaisers erblickte, welcher freundlich seine lachenden, blauen Augen zu Francesca emporhob. In diesem Augenblick hatte sie von seiner Büste den Lorbeerkranz genommen und hineingeworfen in den vorüberrollenden Wagen. Als sie sah, daß Kaiser Alexander den Kranz aufhob und noch einmal dankend zurückblickte, drückte sie ihre beiden Hände vor ihr brennendes Gesicht und das schöne Bild des Kaisers tief in ihre Seele.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Der Ritter Malavilla hatte mit seiner Tochter und Dienerschaft die Wohnung bezogen, welche Antonio mit so großem Eifer im alten Gebäude für ihn hatte einrichten lassen. Mit ihm war der Pater Santello angekommen, welcher den Auftrag erhalten hatte, als Secretair des Ritters die Correspondenz mit der Regierung von Seo d'Urgel zu führen. Er hatte sich zugleich mit dem Ritter einquartiert und ließ sich jetzt von Antonio in der Wohnung, welche ihm zuzusagen schien, herumführen und sich in ihr mit den Räumlichkeiten bekannt machen. So gelangten sie auch in das Erdgeschoß. Gleich bei der ersten Stufe der emporlaufenden Wendeltreppe, wenn man von Oben herunterkam, rechter Hand, befand sich eine Thüre, über welche oben ein rothes Kreuz gemalt war.

Da sie nur angelehnt war, so stieß sie Santello zurück und fragte, welches Heiligthum da drin sei?

„Es ist eine gewölbte Halle," versetzte Antonio, „welche in alten Zeiten eine Hauscapelle gewesen ist, im Winter aber zur Aufbewahrung von allerlei Früchten benutzt wird."

Santello beugte die Kniee, bekreuzte sich und sagte dann zu Antonio: „Die Stelle, wo Gott im Sacrament einmal Leib geworden, ist heilig für immer. Vergönnt mir, daß ich diese Capelle zu seinem Dienste wieder einweihe."

„Macht davon Gebrauch," versetzte Antonio, „wie es Euch beliebt!"

Sie waren in die Halle hineingetreten. „Diese Pforte hier geht in den anstoßenden Hof," fuhr Antonio fort, „in welchem Ihr in der Wasserkühle des Springbrunnens Euch ergehen könnt, so oft Ihr Lust habt."

Mit diesen Worten schob er den Riegel an der Pforte zurück, drückte das Schloß auf und stieß die beiden Thürflügel auseinander, daß plötzlich die helle Tagesgluth in das verödete Heiligthum hereindrang.

Der mit Marmorplatten abgeschlossene Hofraum, in dessen Mitte die Fontaine zwischen Sonnenblumen und Georginen, wie ein krystallener Baum, emporsprühte, erschien, wie eine heitere Vorhalle, welche das menschliche Gemüth zu träumerischer Andacht in den dunklen Räumen der Capelle einladen mochte.

Antonio und Santello setzten sich auf die steinernen Stufen, welche zu der Capelle führten, und beriethen sich, wie sie am schnellsten wieder herzustellen sein möchte, damit der Ritter so bald als möglich seine Hausandacht darin halten könnte.

„Ihr habt mir erzählt," sagte endlich Santello, indem er die Kapuze über seinen tonsurkahlen Kopf zog, „daß dieses alte, herrliche Gebäude, welches wir nun bewohnen, vor unserer Ankunft seit einer langen Reihe von Jahren verlassen und öde gestanden, und daß Ihr jetzt nicht begreifen könntet, wie Euch früher die Augen vor diesem phantasiereichen Bauwerke, welches zugleich wieder so wohnlich ist, hätten verschlossen sein können! und wie Ihr früher diese Abwechselung in der Größe und Form der Fenster und Thüren, die Mannigfaltigkeit der Verzierungen, und die scheinbaren Willkürlichkeiten in Vertheilung der Räume so geschmacklos hättet finden können, so daß Euch erst jetzt plötzlich der Sinn davon, wie von einem alten, schönen Gedichte, aufgegangen sei. Gerade so, wie es Euch mit diesem alten Gebäude gegangen ist, so wird unserer Zeit plötzlich wieder die Glorie der Kirche und des Throns in aller ihrer Herrlichkeit offenbar werden, daß sie vor dem Glanze erblinden wird, wie Saulus,

als ihm der Herr erschien und zu ihm sprach: „Warum verfolgst du mich?“ —

„Wohl denn!“ versetzte Antonio, „wie ohne Zwang, sondern von selbst der Geist der alten Baukunst an diesem Hause mir klar wurde, und wie der Herr nicht mit irdischen Waffen, sondern durch die Herrlichkeit seiner Erscheinung und die Milde seiner Worte Saul bekehrt hat, eben so sollte die heilige Kirche mit den geistigen Waffen der Wahrheit, nicht aber mit Bajonetten und Feuerbränden gegen Ketzer und Demagogen zu Felde ziehen!“

Santello lächelte erst über diese Worte mit einem spöttischen Zuge um den Mund, dann wurde er ernst und antwortete mit gehaltener Stimme: „Euren Irrthum, lieber Freund, habe ich getheilt während der schönsten Zeit meines Lebens, wo ich noch als Einsiedler auf dem heiligen Berge Montserrat meine Tage im Gebete dahinlebte. Welche Erinnerungen wachen in mir auf! Meine Vaterstadt ist Tarragona, hoch auf dem Felsen, die Königin der reichen, blühenden Ebenen und Gefilde bis zum Fuße des Montserrat, die Beherrscherin des Meeres, das von Osten her ihr seinen Tribut bringt, Tarragona, Freundin des Scipio, des Afrikaners, Cäsars Julia Victrix, Roms und seiner Kaiser geliebteste Stadt!“ —

„Doch, verzeiht mir,“ unterbrach sich Santello, „daß ich vom Strom meiner Gefühle dahingetrieben werde an die Küsten meiner Vaterstadt!“

„Wollt Ihr mir so viel Vertrauen schenken,“ erwiederte Antonio, „daß Ihr mir von Eurer Heimat und Euren Schicksalen erzählen wollt, so seid versichert, daß ich es zu ehren verstehen werde.“

„Meine Eltern,“ fuhr Santello fort, „sind mir unbekannt geblieben; ich wurde in Franziskanerkloster unweit der Bastion des Rosenkranzes und des neuen Thores des heiligen Franziskus erzogen, ohne daß ich je etwas von ihnen gehört und gesehen habe. Der Abt des Klosters wich meinen Fragen um sie aus, obschon er von ihnen das Nähere wissen mochte. Ich war ein

Kind, dessen Dasein vor der Welt verborgen bleiben sollte, so viel ist gewiß. Einstmals besuchte mich ein alter Herr, welcher mit dem Abte zu mir kam und mich unter Thränen herzte und küßte. Im Laufe des Gespräches hatte ihn der Abt einmal Uguanna genannt, das ist Alles, was ich über ihn erfahren habe. Da er nie wiederkam, so vergaß ich ihn allmälig wieder, und erst jetzt fällt mir der Name: Uguanna! wieder ein. Vielleicht hätte dieser Name mir Gelegenheit gegeben, auf die Spur meiner Eltern zu kommen.

„Als ich schon die priesterliche Weihe erhalten hatte, wuchs meine Sehnsucht nach der Einsamkeit des fernen Berges so sehr, daß ich vom Erzbischof mir Dispensation verschaffte und so endlich mich auf den Weg dahin begab.

„Unter vielen Gebeten gelangte ich bei seinem Fuße an. Die Gebete stiegen mit mir empor, die Kümmernisse blieben zurück an der Schwelle, hinweggebannt vor dem heiligen Odem des Berges. Da gerade zu jener Zeit die Einsiedelei St. Jago erledigt war, so wurde sie mir auf die Verwendung meines Priors eingeräumt. Ich stieg bei dem grauenden Morgen die steile Escala des Berges hinan, geführt von einem der Väter aus dem Kloster. Um uns her ragten empor die ungeheuren, nackten Felsenkegel, wie Riesenfinger, zum Himmel deutend, während die Natur um uns in Abgründe sich hinunterstürzte, um den Menschen mit Gott allein zu lassen in der Einöde der starrenden Klippen und der ziehenden Wolken. Wir stiegen durch Klippen und Wolken hinauf in die klare Luft des Himmels und unter uns ruhte die Erde im Schleier des wirbelnden Nebels. Endlich kamen wir bis zu den vier höchsten Felsenpyramiden, von welchen die höchste an steiler, senkrechter Wand die Hütte trägt, welche ich bewohnen sollte. Tief unten in unermeßlicher Tiefe lag das Kloster, ringsumher die Felseneinöde, und weithin ausgebreitet die unermeßliche Aussicht auf die unbegrenzte Ferne, wo das Auge die großen, volkreichen

Städte, wie eine zerstreute Lämmerheerde auf dem Felde, die Ströme, wie glitzernde Thautröpfchen im Grase, das Meer, wie einen kaum sichtbaren Silberfaden am Horizonte, und die Gebirge, wie Wolkenketten, erblickt. Dort fällt die Welt mit allen ihren Leiden und Freuden wie ein Mantel von der Schulter des Einsamen und das Herz schwingt sich, wie eine todesfreudige Hymne, zum Throne Gottes.

„Zwischen zwei Felsenwänden schräg vor bis an die Sonne zog sich der Garten, von welchem ich mich mit dem Spaten in der Hand nähren sollte. Die köstlichsten Feigen- und Aepfelbäume waren dort seit Jahren gediehen und nie müde geworden, für das bischen Erde, welches ihnen der Mensch gegönnt hatte, ihm dankbar die süßeste Fülle von Früchten in den Schooß zu schütten. Gar bald hatte ich mich daran gewöhnt, Alles, was ich bedurfte, meiner eigenen Hand zu verdanken. Jedes Kraut, was ich gepflanzt, jeder Keim, der aus dem Kerne sich hervordrängte, jede Blumenstaude, welche ich bis zur Blüthe gepflegt hatte, erfüllte meine Seele mit süßem Entzücken. So ging Jahre lang mein Leben hin mit Gebet und Arbeit. Jeder Tag brachte mir eine neue Freude, denn ich lebte im Odem Gottes, der mich auf allen meinen Tritten anwehte. Es war mir, als hätte sich das Paradies, als es von der übrigen Erde verschwand, auf diese Bergeshöhen zurückgezogen. Selbst die Thierlein, welche seit dem Sündenfalle die Menschen scheuen, waren, wie freundliche, kleine Geister, um mich herum. Die Vögel, welche um meine Einsiedelei herum die Nester hatten, besuchten mich harmlos in meiner Stube, wenn ich betete, und halfen mir mit zu meinem Schöpfer singen, sie waren um mich, wenn ich arbeitete, und eins oder das andere setzte sich wohl gar auf meine Hutkrempe und sah neugierig zu wie ich grub und pflanzte. Dieses Alles ist nun vorüber um nie wiederzukehren. Keine grüne Stelle sollte von der alten glückseligen Zeit mir übrig bleiben.

„Ihr seht mich an, Don Antonio, mit zweifelnden Mienen? Gott wird entscheiden, auf welcher Seite das Recht ist. Ich kenne die Anklagen, welche in den Cortesversammlungen erhoben worden sind, sie mögen jeden, der nicht zu Hause ist in meinem Vaterlande und seiner Geschichte, verwirren, aber der gerechte Richter wird die Wahrheit von der Lüge unterscheiden.

„Unsere Demagogen wollen die Freiheit erjagen, und verjagen sie aus ihren uralten Asylen. Wollt Ihr freie, edle Männer sehen, so lernt unsere spanischen Bauern kennen. So selbstständig, stolz und kühn habe ich anderwärts nicht Fürsten und Grafen getroffen. Ich habe lange Zeit bei den verschiedensten Gelegenheiten unter ihnen zugebracht, und mir ist kein Fall bekannt, wo ein spanischer Bauer den Anstand und die männliche Höflichkeit verletzt hätte. In den unruhigsten Zeiten dürft Ihr Euch dem angeborenen und allgemeinen Ehrgefühl der Spanier vertrauen; keiner würde um alle Schätze des Morgenlandes das Gastrecht verletzen.

„Was ist Freiheit anders, als das Freisein von dem, was die Menschenwürde entadelt? Diese Freiheit, das stolze Eigenthum meines Volkes, wurzelt in der Religion; sie ist eine Freiheit, gepflegt aus der grauen Vorzeit herüber in unsere Tage von Priestern und Königen: wir nennen sie die Ehre! —

„Als der Revolutionskaiser Napoleon diese Ehre angetastet, wusch der Spanier sich rein im Blute der Franzosen.

„Unter den Mönchen des Klosters war kein einziger, welcher nicht mit Wundennarben aus Schlachten und Gefechten in jener Zeit geschmückt gewesen wäre; denn sie hatten die Guerillas der catalonischen Bauern zum Kampfe für Gott und König geführt und ihre Namen als Vaterlandsretter mit Blut eingeschrieben auf die Blätter der Geschichte.“

„Ich kenne,“ versetzte Antonio, „die Heldenthaten der Spanier zu jener Zeit, und meine Bewunderung

für den spanischen Nationalcharakter ist unwandelbar, doch kann ich nicht begreifen, wie die Rathgeber des Königs ihn verleiten mochten, bei seiner Rückkehr aus den französischen Fesseln, mit Bajonetten die Urkunde der Freiheit von 1812 zu vernichten, und die Cortes, welche seinen Thron gerettet hatten, einzukerkern oder zu verbannen."

Santello war bei diesen Worten düster geworden, doch sprach er mit mühsamer Fassung weiter: „Möchtet Ihr nicht zugleich erfahren, welchen Lohn die Mönche des Klosters auf dem Montserrat für ihre Kämpfe und Siege erhielten?

„An einem Morgen ließ mich der Abt bitten, hinunterzukommen, denn viele Brüder müßten uns verlassen. Ich stieg hinunter und trat in die Klosterkirche. Die Mönche und Einsiedler waren dort versammelt. Der Abt, jener edle Greis, dessen schwermuthvolles Antlitz ich nie vergessen werde, stand vor dem Altare und verkündete: daß die Cortesversammlung das Kloster aller seiner Einkünfte beraubt und jeder seiner Brüder die Erlaubniß hätte, dahin zu gehen, wohin er wolle. Und die Meisten gingen hinweg und stiegen hinunter zu dem Volk und riefen es zu den Waffen.

„Eine dumpfe Schwüle schien auf das Land hinabzufallen.

„Nun saß ich tagelang oben und schaute hinaus auf das weite Land und betete für seinen Frieden, den ich selbst nicht mehr finden konnte. Der schöne Monat April war gekommen und hatte meine Bäume mit Blüthen und summenden Bienen überschüttet, jeder Grashalm, jedes Blümchen und jegliche Creatur freute sich des Daseins, nur in meiner Brust war es drückendschwer und dunkel vor dem heranziehenden Gewitter der nächsten Zeit. Da kam eines Morgens Xaver, einer der drei übriggebliebenen Mönche, aus dem Kloster zu mir herauf. Ich freute mich, ihn wieder zu sehen, obwohl sein

Angesicht todtenbleich geworden war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge? meinte er: „Wie einem Geknebelten!"

„Er ging mit mir vor zur Stelle, wo man ganz deutlich unten die Stadt Cervera liegen sieht. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß die Unsern ihr Hauptquartier dort aufgeschlagen, die Heerstraße, die von Barcelona nach Madrid führt, besetzt und alle Verbindung zwischen beiden Städten in ihrer Gewalt hätten. „Seht dort!" rief Xaver, „aus der Morgendämmerung heraus wickelt sich die Anhöhe, welche Cervera beherrscht, dort hat sich der Trappist verschanzt. Seht dort weiter links die Sturmhaufen des Gouverneurs von Lerida; Gott strecke sie nieder in seinem Zorn!" — Jetzt sahen wir von der Anhöhe Blitzstrahlen vorzücken und ein Gewühl in den Reihen des Gouverneurs; jetzt nachhallend ein Donnern. „Das sind Kanonen!" jauchzte der alte Guerillaführer Xaver, „das sind Kanonen der Unsern!" Wir Beide sanken jetzt nieder auf die Kniee, um Verderben herabzuflehen auf die Feinde des Altars und des Thrones; doch unsere Gedanken waren nicht bei dem Gebete, es ward nicht erhört."

„Vierzehn Stunden lang dauerte der Kampf vom Morgen bis zum Abend, da waren die Unsern geschlagen und zurückgeworfen in die Stadt. Diese stand angezündet an allen Ecken und mit Bajonetten stürmten die Soldaten; aber die Bürger, voran die Mönche mit dem Crucifix, standen mitten im Brande und Gemetzel. Von den Straßen verdrängt, standen sie auf den Dächern und warfen herab auf die Asturier Ziegel, Balken und Steine. Ein Schutt- und Leichenhaufen blieb übrig, darunter lagen hundert und funfzig Priester und Mönche begraben. So stirbt ein Spanier für seinen Glauben."

„Aber als der Himmel geröthet war von den Flammen des schönen Cervera, faßte mich plötzlich Xaver bei der Hand, schleuderte mich weit hinunter, daß ich beinahe den Abhang hinuntergestürzt wäre in die grauenvolle Tiefe, und rief: „Ein ehrloser Schuft, der jetzt

Altar und König verläßt!" — Dann sprang er mir wieder nach und rief: „Schwöre Rache!" Ich schwur! — „Und nun," sprach er, „komm', komm'!" Ich folgte ihm durch die dämmernde Nacht immer tiefer hinunter, und doch war es mir, als wenn mich jeder Strauch mit tausend zarten Fingern zurückhalten wollte, und jeder Stein des Felsens, den ich betrat, meine Füße festbannen, und doch riß es mich allgewaltig vorwärts, wie einen Dürstenden zur rieselnden Quelle. Hier und da setzten wir uns in der Nacht und er erzählte mir von Riego und seinen Soldaten, von dem bedrängten König, von den Cortes, und wie sie dem Altar, dem König, dem Adel und allen Vorrechten einzelner Provinzen den Krieg erklärt, und wie sie alles Große und Herrliche in den Staub darnieder treten wollten im Wahnsinn der Revolution. Alles erfuhr ich von ihm, und wie durch die Provinzen die alten spanischen Herzen sich zusammen fänden und die Waffen ergriffen zur Vertheidigung der Ehre Gottes. Und ich und Xaver beteten und fluchten durcheinander. Am Morgen langten wir im Thale an. Ich habe seitdem den heiligen Berg nie wieder bestiegen und weit hinter mir liegt die grüne Bergeinsamkeit mit ihrem Frieden auf der Höhe."

Zweites Capitel.

Es geschieht wohl, daß bei fröhlichem Festgelage einer der Gäste heimlich unter dem Tafeltuch ein Geldstück von einer Hand zur andern wandern läßt, während ein anderer rathen soll, in welcher Hand sich der wandernde Gegenstand befinde. Man bemerkt unter der Decke eine fortwährende Regsamkeit und auf den Gesichtern eine lustige Spannung, ohne daß ein Zuschauer vor der Thür dahinter kommen würde, was hier vorgeht. Eine ähnliche verhüllte Thätigkeit begann jetzt in Verona auf den verschiedenen diplomatischen Bureau's. Bei einem dieser Bureau's hatte der junge Graf Joseph von Rankenstein, welcher sich früher schon länger in Verona in unbekannten Aufträgen aufgehalten hatte, thätigen Einfluß.

Gebildet und verschlagen zugleich, wurde er zu verschiedenen Geschäften gebraucht und er hatte dabei immer dem Vertrauen entsprochen, welches man in ihn gesetzt hatte.

Er gehörte zu den Menschen, welche die wildesten, verzehrendsten Leidenschaften im Busen mit der kühlsten Besonnenheit vereinigen können, indem sie mit dem Teufel ihres Blutes einen Vertrag gemacht zu haben scheinen, in welchem sie ihm zwar ihre Seele verschrieben, jedoch dabei die Bedingung gemacht haben, daß er nie die Etiquette verletze und die Stellung zur Welt gefährde.

Graf Joseph hatte zwei Jahre vorher in Verona die Schwester Antonio's in Gesellschaft kennen gelernt.

Sie hatte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, auch anfangs seine Huldigungen angenommen, dann aber sie so spröde und rücksichtslos zurückgewiesen, daß er Mühe hatte, nicht in die Rolle eines zurückgesetzten, sentimentalen Liebhabers zu verfallen.

Er blätterte jetzt in seinem Portefeuille, in welchem er seine früheren Veroneser Erinnerungen aufbewahrt hatte, herum und suchte alle Verhältnisse, an welche sie geknüpft waren, sich wieder vor die Seele zu führen, um sie für seine jetzige Stellung, welche er hier wieder einnahm, nützlich zu machen.

Bei diesem Geschäfte fielen ihm auch die Abschriften kleiner, französischer Gedichte, welche er in hoffnungsreichen Stunden gedichtet und, auf feines, rosafarbenes Papier geschrieben, an Francesca gesendet hatte, wieder in die Hände.

Dazwischen befanden sich die Concepte zu den Billeten, welche er an sie geschrieben hatte, nach der Reihenfolge sauber geordnet.

Während er jede Zeile las, schienen die verschiedenartigsten Empfindungen in seiner Seele wieder anzuklingen.

Zuweilen war sein Gesicht so regungslos, als wäre es aus Wachs poussirt, selbst die Augen schienen eine gläserne Lüge, da die Augäpfel darin sich kaum bewegten; dann aber zogen sich doch wieder kleine, leichte, lächelnde Schlängelchen um die feinen Mundwinkel.

In dem letzten Billete, welches er an sie geschrieben hatte, wollte er sie beschwören, ihm über die Ursache der Veränderung in ihrem Benehmen zu ihm, gnädig, wie eine lichte, schöne Sonne, Licht zu geben, damit er sich rechtfertigen oder um Vergebung bitten könne, wenn er irgendwie ihre Abneigung durch eigene Schuld sich zugezogen habe

Francesca hatte dieses Billet zwar gelesen, jedoch unter seiner Adresse ihm wieder zurückgesendet.

Als Graf Joseph es damals wieder erbrach, fand er mit Bleistift darunter geschrieben: Spione! —

Bei diesem einzigen Worte war die Correspondenz beendigt.

Als ihm jetzt dieses fast verblichene Wörtchen in die Augen fiel, war es ihm, als führe ein glühendes Eisen in seine Seele und drücke es ihm dort zischend und unauslöschbar für alle Ewigkeit ein.

Seine Finger schnappten krampfhaft zusammen, sein Kinn zuckte in die Höhe und zwischen seinen Zähnen murmelte er ein unverständliches Wort; — dann faßte er diese Papiere zusammen, nahm das brennende Wachslicht und ging zum Kamin, um sie zu verbrennen, aber bald stellte er das Licht wieder auf den Tisch und legte die Papiere in das Portefeuille.

Jetzt trat, vom Bedienten angemeldet, Bartolo herein, welcher sich auf seinen Visitenkarten Chevalier de Venta betitelte und behauptete, daß ihn Napoleon bei der Schlacht von Waterloo dazu ernannt habe, weil er erst dort seine ausgezeichneten Dienste in einem Reitergefechte bei Venta, von dem sonst Niemand etwas in den Zeitungen vernommen hat, erfahren haben sollte. Es war ein hoher, schöner Greis mit schneeweißem, kurzgeschnittenen Haupthaar, von welchem seine kohlschwarzen Augenbraunen seltsam abstachen. Er war einfach und sauber gekleidet und trug im Knopfloche das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Erscheinung war einnehmend und ehrwürdig zugleich. Mit einer eleganten Verbeugung näherte er sich dem Grafen mit den Worten: „Excellenz hat mir erlaubt, meine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen?"

„Lassen Sie sich nieder, Chevalier! ich hoffe, auf die Dauer des Congresses von Ihrer Beobachtungsgabe wieder Gebrauch machen zu können! Sind Sie im Stande, Ihr Corps sogleich wieder organisiren zu können?"

„Ich habe," versetzte der Chevalier, „im Voraus auf Ihre Genehmigung hin in allen Ständen der Gesell-

schaft kluge Augen und Ohren gewonnen; doch versteht es sich von selbst, daß ich desto umfassendere Berichte abstatten kann, je mehr mir Mittel zur Verfügung gestellt werden können."

„Sparen Sie kein Geld!" entgegnete der Graf, indem er aus seinem Pulte einige Rollen Ducaten nahm und sie in die Hand des Chevaliers sinken ließ, „denn ich muß täglich eine ganz genaue Uebersicht über das, was hier in Verona vorgeht, haben können! Womit haben Sie sich während meiner Abwesenheit die Zeit vertrieben?"

„Ich habe mich auf das Magnetisiren gelegt, um zu entdecken, ob nicht die Clairvoyance für die Politik nützlich gemacht werden könne. Ich habe dabei die wunderbarsten Erfahrungen gemacht. Recht sehr bedaure ich, daß der Congreß nicht im vorigen Sommer stattgefunden hat. Unter meinen Clairvoyanten hatte ich damals ein Frauenzimmer, welches von Natur blind war, jedoch im Hochschlafe Alles sah, was meilenweit in der Runde vorging. Ihre Seele war ein verklärter Polizeidiener geworden. Legte man irgend etwas, das Jemand an sich gehabt hatte, meiner Clairvoyanten auf die Herzgrube, so sah sie die ganze Person, mit welcher sie auf diese Weise in Rapport kam, vor sich und wußte genau anzugeben, was diese dachte, sprach oder sonst vornahm. Ihre Seele zuckte, wie ein Elf, über Land und Meer, durch Fenster- und Thürritzen zu der Person, welche man auskundschaften wollte."

„Leider bin ich Schuld an ihrem Tode; ich hatte sie einst nach Neapel zu einem Professor der Physik geschickt, welcher als Carbonaro verdächtig geworden war. Meine Clairvoyante fing an zu sprechen: „Ich sehe viele große Häuser und ein Meer mit Schiffen und einen feuerspeienden Berg! — Ich stehe an einer kleinen Spalte, durch welche ein Draht geht — soll ich hinein? — Der Draht geht tief hinein in ein Gewölbe, dort steht ein Mann, welcher eine gläserne Walze, mit Siegellack bestrichen, herumdreht, — muß ich hinein?" — Ich befahl ihr, ohne Zögern

hineinzufahren. In diesem Augenblicke schrie sie auf und war nicht mehr. Sie war an den Draht einer Elektrisirmaschine gekommen und hatte einen tödtlichen Schlag erhalten."

Graf Joseph lächelte über die seltsame Geschichte und sagte: „Wäre es denn nicht möglich, eine solche Clairvoyante wieder herbeizuschaffen?"

„Vielleicht!" entgegnete der Chevalier, „aber es ist eigen, daß bei einer Jeden durch den Magnetismus immer eine andere Seelenthätigkeit hervorgebracht wird. Die Eine setzt sich mit Gespenstern in Vernehmen, die Andere mit den Elementargeistern, wieder eine Andere mit Engeln und Dämonen, doch habe ich seitdem keine gefunden, welche praktisch zu gebrauchen gewesen wäre. Eine meiner kleinen Prophetinnen wird interessant, sie kann zuweilen das Schicksal einer Person aus den Augen prophezeihen."

„Bei gelegener Zeit," versetzte Graf Joseph, „werde ich Sie ersuchen, mich zu ihr zu führen; — doch geben Sie mir jetzt einige Auskunft über das Haus unseres Freundes Antonio; — wie steht es dort?"

„Antonio ist noch immer der Arzt aller unverheiratheten Damen, welche Interesse haben an einem jungen Arzt mit sanften, träumerischen Augen. Sein Haus wird, wie früher, besucht von interessanten Fremden. Unter diesen, welche jetzt dort aus- und eingehen, dürften nur Jouy, ein französischer Journalist, Arnold, ein deutscher Gelehrter, und ein Neugrieche, welcher mit antiken Gemmen handelt, vielleicht einige Aufmerksamkeit verdienen. Da Jouy Mitarbeiter am Constitutionnel ist, so braucht man blos die Artikel, welche aus Verona datirt sind, dort nachzulesen, um zu wissen, was man von ihm zu halten hat. Der Deutsche forscht nach Alterthümern herum und ist ein Träumer, und der Neugrieche hat bis jetzt wenig von sich verrathen."

„Seit einiger Zeit kommt auch der Maler Malocchio häufiger dorthin; Antonio's schöne Schwester sitzt ihm

zu einer Ariadne, an welcher er schon seit langer Zeit malt."

„Da Ihr den wunderlichen, melancholischen Gesellen kennt, so brauche ich über ihn keine Worte zu verlieren. Doch wohnt seit einigen Tagen dort in dem alten Gebäude ein Spanier, welcher ein Anhänger Quesada's, des Generals der Glaubensarmee, ist und von der Regentschaft in Seo d'Urgel als Agent hierher gesandt sein soll. Seine Tochter, welche er mitgebracht hat, soll eine seltene Schönheit sein. Excellenz sollten sich die Mühe nicht dauern lassen, sie kennen zu lernen; denn schönere Frauen habe ich nirgends gesehen, als in Spanien, wo ich, wie Ihnen bekannt ist, vor Jahren als Obrist unter Massena den Feldzug mitmachte."

„Sehr wohl, Chevalier! Doch vergeßt nicht, auf dieses Haus und Alle, welche dort Zutritt haben, ein aufmerksames Auge zu richten."

Der Chevalier empfahl sich, als jetzt der Bediente den Neugriechen Achilleus anmeldete. „Er mag hereinkommen," befahl Graf Joseph, „und sich kurz fassen."

Achilleus trat ein, begrüßte den Grafen und erwartete ruhig die Antwort auf seinen Gruß. Joseph faßte ihn musternd in das Auge, so daß eine kleine Pause entstand; denn die Gestalt des Griechen und sein ruhiges, großes Wesen, welches er an sich hatte, machte auf ihn einen Eindruck, welchen er gern durch vornehme Kälte im Augenblicke aufwiegen mochte. Endlich fragte er: „Was bringt Ihr?"

„Eine Frage und eine Bitte!" entgegnete Achilleus dem Grafen, welcher in seinem Sessel sitzen geblieben war und nur mit halb über die Schultern hinübergewendetem Gesicht ihn ansah.

„Ich halte mich hier seit einiger Zeit auf," fuhr Achilleus fort, „und gedenke die Zeit des Congresses, welcher so viele hohe Herrschaften hier vereinigt, zu guten Geschäften mit einigen werthvollen, altgriechischen, geschnittenen Steinen zu benutzen. Gestern jedoch ist mir

ein schwereres Geschäft aufgetragen worden. Die Deputation, welche meine Regierung an den Congreß sendet, ist vor Ancona angelangt und hält dort die Quarantaine. An ihrer Spitze steht der Graf Andreas Metaxa, ein Freund meines Hauses. Von ihm habe ich einen Brief erhalten, worin er mich angeht, Erkundigungen einzuziehen, ob die Deputation hoffen dürfe, von den hohen Mitgliedern des Congresses angenommen zu werden. Doch ich bin selbst hier fremd und unkundig diplomatischer Wege; nur weiß ich, daß Eure Excellenz die Gunst des erleuchteten Staatsmannes besitzen, in dessen Hand das Schicksal der Hellenen ruhen dürfte."

Jetzt hielt Achilleus inne, um dem Grafen Gelegenheit zu einer Antwort zu lassen, welche ihm die Weise andeuten könnte, in welcher er weiter sich auszulassen hätte.

„Und Ihr," versetzte Graf Joseph, „wagt es, Euch einer solchen Anfrage zu unterziehen?"

„Wer möchte nicht gern seinen Landsleuten dienen?" entgegnete Achilleus, „und wer nicht gern da um Rath fragen, wo man den besten und klügsten sich holen kann? Herr Graf, mich führt das Vertrauen und dann die Ueberzeugung hieher, daß es vielleicht bequem sein dürfte, mittelbar dem Grafen Metaxa das wissen zu lassen, was man ihm kund thun möchte."

Graf Joseph fühlte sich von Achilleus klaren und ruhigen Worten eingenommen; doch konnte er nicht einig mit sich werden, wie er sich ihm geben sollte, da er wußte, daß sein Chef selbst noch zu keinem bestimmten Princip, welches in Bezug auf Griechenlands Sache befolgt werden könnte, gekommen war.

Wußte man auch, daß der Aufstand der griechischen Nation nicht ohne Vorwissen der russischen Diplomaten ausgebrochen war, so fürchtete man doch wieder die Pläne Rußlands auf Constantinopel, theils auch das Beispiel, welches unterdrückten Völkern dieser Heldenkampf der Hellenen geben konnte, noch mehr aber die Begeisterung,

welche dafür bei allen Völkern Europa's erwacht war; doch eben die Begeisterung, welche den Aufstand der Griechen zu einer Sache der Christenheit machte, stand der Meinung im Wege, welche gern mit Waffengewalt den Türken zur Unterwerfung der Griechen geholfen hätte.

Indem Graf Joseph dieses erwog, beschränkte er sich auf die Frage: „Und zu welchem Zwecke soll diese Deputation nach Verona kommen?"

„Es hatte sich schon früher," versetzte Achilleus, „in Morea die Nachricht verbreitet, daß der heilige Bund den türkischen Sultan zum Bundesmitgliede aufzunehmen gedenke; irre ich nicht, so soll die Deputation mit dem heiligen Kreuze in der Hand um Aufnahme eines christlichen Volkes zu bitten wagen. Vielleicht ist der Schritt kühn, verzeihlich dürfte er immer sein."

„Es leben leider viele christliche Völker," entgegnete Graf Joseph, „unter türkischer Botmäßigkeit; aber da die Zeit der Kreuzzüge vorbei ist, so dürfte zu erörtern sein, welches besondere Recht die Hellenen auf den Beistand Europa's in Anspruch nehmen wollen?"

„Das Recht der Thatsache!" versetzte Achilleus; „das Land ihrer Väter: Attika, Liradien, Aetolien, Akarnanien und der ganze Peloponnes ist in ihrer bewaffneten Hand; im Augenblicke, wo sie die Türken über die Grenze gejagt hatten, ist ihre Insurrection zu einem rechtmäßigen Kriege eines christlichen Volkes mit den Barbaren geworden. Odysseus bewacht die Thermopylen, Niketas den Isthmus von Korinth, Maurocordato Akarnanien, Ypsilanti Athen, und unsere Flotten beherrschen das Meer bis zu den Mauern des Serails. Man kann nur fragen: wie viele Opfer noch bluten müssen, ehe die Regenten Europa's sich entschließen werden, Stillstand zu gebieten; denn je länger Hellas kämpft und blutet, desto mehr werden ihre eigenen Völker zu gefährlichen Thaten begeistert; oder meinen Excellenz, daß man Hellas zwingen müsse, die Fahne der Republik aufzustecken?"

Graf Joseph fragte: „So meint Ihr, daß die Großmächte der Christenheit durch die Nothwendigkeit der Politik gezwungen würden, sich Eurer anzunehmen? Ich will Eure Nachricht von der Ankunft der griechischen Deputation in Ancona und Eure Meinung über ihre Angelegenheit dem Staatskanzler vortragen; gebt bei meinen Secretär Eure Adresse ab; ich wünsche Euch Nachricht zu geben." Hiermit war Achilleus entlassen.

Graf Joseph ging, nachdem sich Achilleus entfernt hatte, lange in tiefen Gedanken im Zimmer umher; denn dieses Gespräch, welches er eben gepflogen hatte, stellte sich von selbst in die genaueste Verbindung mit dem Auftrage, welchen ihm sein Chef ertheilt hatte: in einem Berichte alle die verschiedenen Ansichten über den griechischen Aufstand und die Maßregeln, welche die conservative Politik hier zu nehmen habe, zusammen zu stellen.

Er mochte selbst glauben, daß der Gesichtspunkt, unter welchen er diese Angelegeheit bringen würde, nicht geringen Einfluß auf die letzte Meinung seines Chefs und endlich auf den Beschluß, welcher gefaßt werden würde, äußern könnte.

Die leicht hingeworfenen Worte Achilleus' hatten den Gedanken in ihm erregt, daß man doch vielleicht später vom günstigen Erfolge des griechischen Freiheitskampfes genöthigt werden könnte, ihn als einen loyalen anzuerkennen. Er verbarg es sich nicht, daß die große Aufgabe der Diplomatie sei, das Unvermeidliche der Zukunft freiwillig und affectlos kurz vorher, ehe es sich selbst Bahn gebrochen, mit dem Stempel der Loyalität zu plombiren, um dadurch die weiter fortwirkende Kraft desselben zu schwächen. Konnte er in diesem Falle die Anerkennung Griechenlands als nothwendig voraussehen, so war er selbst, wenn er darauf die Aufmerksamkeit seines Chefs in Zeiten hinzulenken gesucht hatte, als vollendeter Diplomat anerkannt.

Er beschloß, zunächst hierüber noch keine bestimmte Meinung zu haben oder zu äußern.

Während er so gedankenvoll auf und abging, war Fürst Iwan eingetreten, mit welchem er ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, um durch ihn Anerbietungen von höherer, diplomatischer Stellung bei einem nordischen Hofe vielleicht möglich zu machen, welche ihn, gut benutzt, bei seinem eigenen Cabinete auf seiner Carriere fördern konnten.

Kaum erblickte ihn Joseph, so streckte er ihm die Hände entgegen mit den Worten: „Willkommen, nordischer Schwan!"

„Sie können immer heiter sein," erwiederte der Fürst mit mattem Lächeln, und sank dabei in die Ottomane, „ich bin nicht so glücklich; eine gewisse Schwermuth ist mir angeboren."

„Und doch verdanken wir vielleicht gerade dieser schönen Schwermuth," versetzte Graf Joseph, „die entzückenden Genüsse, welche uns Ihr musikalisches Genie bereitet. Ich bin zu egoistisch, um Sie ganz von dieser göttlichen Melancholie geheilt zu wissen."

„Ich weiß zwar nicht," entgegnete Fürst Iwan, „wie die Musik auf das Nervensystem Anderer wirkt, welche stärker organisirt sind; mich verzehrt sie in ihren Wogen in Fieberschauern. Gestern hatte ich das Glück, meinem Souverain die neueste Composition des Goethe'schen Liedes: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?" vorzutragen."

„Seiner Majestät tauchte bei den Worten: „im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n!" die Erinnerung an den schönen Moment unseres Einzuges empor in der Gestalt einer jungen, schönen Veroneserin, welche vom Balcon herab einen Lorbeerkranz geworfen hatte.

Da Ihnen, lieber Graf, die hiesige schöne Welt bekannt ist, so wollte ich Sie ersuchen, mit mir durch die Straße zu fahren, wo ich vielleicht noch das Haus

und den Balcon herausfinden könnte, wo uns diese junonische Gestalt erschienen ist."

Graf Joseph hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört; er sann eine kurze Weile vor sich hin, dann fuhr ihm plötzlich eine Vermuthung durch den Sinn und ein schadenfrohes, kaum bemerkbares Lächeln über das Gesicht, als er aufstand und sagte: „Hoheit, ich stehe zu Ihrem Befehl!"

Vor dem Palais hielt Iwans Wagen mit den drei nebeneinandergespannten, prächtigen, verschiedenfarbigen Schäcken, und bald flogen darin die beiden Jünglinge, zum Entzücken junger, glühender Mädchenaugen hinter den Jalousien, entlang der Straße dahin.

Drittes Kapitel.

Francesca ruhte halb liegend, halb sitzend, wie in Schlummer und Traum versenkt, auf dem Divan, in reichfaltigem, altgriechischen Gewande, den linken Arm über das Haupt zurück und die rechte Hand auf das Herz gelegt, während ihre alte Dienerin auf einem Kissen auf dem Boden saß und auf ihrem Schooße in der mit Holzschnitten gezierten Ausgabe der Werke Ariosto's herumblätterte. Unfern davon saß vor seiner Staffelei der Maler Malocchio mit Palette und Pinsel, in sein Gemälde vertieft, von dem er zuweilen mit schnellauffassenden Blicken das Auge zu Francesca hinüber gleiten ließ. Endlich sprach er wie für sich: „Und da bleibt hier Alles nur eine stotternde Erzählung eines wunderherrlichen Gedichtes! Da fliegt die Natur vor Einem her, wie ein wunderbar schöner Vogel mit purpurglänzenden Flügeln und schmetternden Tönen, daß man blind und taub werden möchte, und der arme Künstler sucht ihn auf der Leinwand in die Farben zu bannen, und am Ende ist man froh, wenn darauf nur ein verzerrter Schatten des göttlichen Urbildes zurückbleibt."

„Und nun genug!" rief Francesca ungeduldig und sprang vom Lager empor, „begnügt Euch mit dem, was Ihr habt!"

„Schenkt mir nur noch einen Augenblick," flehte Malocchio, „dann will ich gern verzweifeln an mir und meiner Kunst! Nur die Beugung der Hand auf dem Herzen und den röthlichen Schein im Schatten laßt mich noch einen Augenblick lang studiren!" —

„Also nicht mehr schlafen?“ erwiederte Francesca, „gut denn! Hier sitze ich schon, wie ein gehorsames Kind!“ —

Malocchio mischte schnell einige rothe Farbennüancen und fuhr zu arbeiten und zu sprechen fort: „Die kriechende Ameise erhält Flügel, ehe sie stirbt, und eine große, schöne Zeit vor ihrem Ende die Verklärung in der Kunst, — die letzte Oelung auf der Leinwand des Malers. Ehe die Blätter vom Baume fallen, werden sie bunt, wie Blumen, und in bunten Malerblättern fiel die Zeit des Mittelalters vom Baume des Lebens in Florenz, Rom und Venedig, und jetzt beginnt die Kunst in Frankreich und Deutschland zu blühen. Unerbittlich scheint das Schicksal das Schöne und Herrliche zu verfolgen, wo es die Bahn des gewöhnlichen Daseins verlassen will. Francesca, Ihr seid wunderbar schön!“

„Was fällt Euch ein, Malocchio? — Ihr krächzt ja, wie ein Leichenhuhn!“

„So? — daß ich nicht wüßte!“ versetzte Malocchio, welcher wie aus einem Traume aufwachte, in welchem ihm zuletzt Achilleus vor die Seele getreten war, indem er weiter sprach: „Achilleus ist so eine Heldengestalt, so ein hoher Thurm, in welchen gern der Blitz einschlägt; aber Minerva hat ihm die Klugheit zugesellt als Blitzableiter. Es ist seltsam, daß die zwei schönsten Menschen, welche mein suchendes Auge auf dieser häßlichen Welt aus den hunderttausend Ungethümen herausgefunden und sich an ihrer Erscheinung auf ein langes Leben hinaus gesättigt hat, sich nicht zusammenfinden? — Francesca?“

„Ich höre Euch! was phantasirt Ihr?“

„Ich möchte wissen,“ bat Malocchio fragend, „welche Meinung Ihr über Achilleus habt?“

„Aus bloßer Neugierde?“

„Aus Wißbegierde,“ versetzte Malocchio; „denn es ist immer bemerkenswerth, was zwei ausgezeichnete Menschen von einander halten.“

„Meine Meinung über ihn ist bald gesagt. Er ist

ein schönes Menschenthier, jedoch begabt mit übermenschlicher Klugheit, eine schlanke Cypresse, welche stolz verschmäht Nadeln oder Blätter zu tragen, wie andere Bäume; oder mit kürzeren Worten: er ist für Nichts da, als für die Sache, welche er einmal ergriffen hat, alles Andere opfert er ihr hartherzig hin. Eher wollte ich einen Stein lieben, als mein Haupt an sein Herz legen. Wenn es darinnen pocht und hämmert, so ist es nur das Pochen und Hämmern einer Waffenschmiede, und wenn er freundlich zu lächeln scheint, so ist das nur das Leuchten einer heimlich geschliffenen Waffe. Er ist so recht ein Mann, wie ihn die Männer gern haben. Für ein edles Weib, welches nicht seine Magd sein will, ist er nicht geschaffen. Er ist artig und zuvorkommend, er verletzt nicht den Anstand gegen uns, aber mir ist es immer, als wenn sein Fuß heimlich trachte, Einem auf den Nacken zu treten."

Malocchio lachte lustig auf und rief: „Also ein Pantherthier im Menschenfell! -- Welche Art von Männern wäre denn nach Eurem Geschmack?"

Francesca sah ihm bei dieser Frage lustig in die Augen, wandte sich um und war in das Nebenzimmer verschwunden.

Malocchio stand noch lange vor seinem Bilde, nickte jetzt mit dem Kopfe und schüttelte ihn dann wieder, bis er endlich der alten Dienerin, welche im Zimmer umher Alles wieder in Ordnung brachte, noch einen Gruß an ihre Gebieterin auftrug und sich entfernte.

Kaum war Malocchio unter der Thür verschwunden, als Graf Joseph hereintrat und die alte Anna begrüßte.

Sie erkannte ihn auf der Stelle wieder, da er früher öfters im Hause gewesen war, und fragte ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit nach seinem Befehle.

Joseph drückte ihr ein Goldstück in die Hand und ersuchte sie, ihrer Gebieterin ihn als einen alten Hausfreund anzumelden, jedoch seinen Namen, da er sie überraschen wolle, zu verschweigen.

Anna küßte das Bild des Kaisers auf dem Goldstücke,

winkte bejahend und sagte: „Excellenz, laßt Euch nur die Zeit nicht verdrießen, denn Signora Francesca wird sich jetzt umkleiden; ein Maler, wie Ihr hier seht, malt sie in ganz anderen Kleidern, als hier zu Lande gebräuchlich sind, das muß Alles um sie so recht unordentlich sein, weil das erst recht schön sein soll.“

„Geht nur, Mütterchen,“ sagte Joseph, „und verrathet nicht meinen Namen, Ihr verderbt ihr sonst eine große Freude!“ — und trieb sie in das Zimmer hinein.

Graf Joseph war, wie erzählt worden ist, von Francesca auf das Empfindlichste verletzt worden, und ein Gemüth, wie das seine, kann nie vergessen oder verzeihen. Er hatte sich durch seine Verbindungen verschiedene Briefe zu verschaffen gewußt, in welchen Antonio über die lombardischen Zustände mit Neapolitanern correspondirt hatte. Joseph besaß in diesen Briefen hinreichende Mittel, Antonio der Theilnahme an demagogischen Umtrieben zu beschuldigen und zu verderben. Er zögerte jedoch, davon Gebrauch zu machen, einmal, weil eine unbestimmte Regung in seiner Seele ihn davon zurückgehalten hatte, und dann, weil das Verderben, in welches er Antonio stürzen konnte, zwar auch seine Schwester, aber doch nur mittelbar getroffen haben würde, und weil er sich endlich raffinirter und ganz besonders an ihr rächen wollte.

Er suchte jetzt über ihrem Haupte von allen Seiten her Fäden zu spinnen, um sie zu seiner Zeit zu einem verderblichen Netze für ihre unbefangene, schönverwegene Seele zusammenziehen zu können.

Mit ähnlichen Gedanken war er hierher gekommen. Es galt ihm jetzt, um desto sicherer zum Ziele zu kommen, sich ihr wieder zu nähern.

Das Mittel, welches er gewählt hatte, um diesen Zweck zu erreichen, war klug auf ihre große, edle Seele berechnet und konnte den beabsichtigten Erfolg nicht verfehlen.

Er stand jetzt vor dem Gemälde, welches Ariadne darstellte, wie sie auf Naxos, hingelehnt an einen Felsen,

noch schlummert, während das Schiff, auf welchem Theseus entflieht, im Meeresnebel in der Ferne verschwindet.

Joseph liebte, wie alle Feingebildete, welche durch beharrliche Abstumpfung der Empfänglichkeit für den Enthusiasmus irgend einer in die Menschenbrust tretenden großen Idee, sich das Leben leicht gemacht haben, Musik und Malerei, weil diese Künste auf die Sinne und die Sinnlichkeit, nicht aber auf den Gedanken wirken, wie die Poesie.

Je länger seine Augen auf dem Gemälde verweilten, welches er jetzt betrachtete, desto mehr fesselte es seine Seele. Malocchio hatte dem Tizian nicht nur die Farbe, sondern auch die schöne Sinnlichkeit abgelauscht, welche, wie ein süßer Zauber, über seine Gestalten ausgegossen ist. Auch war er seinem Ideale noch nie so nahe gekommen, als in diesem Bilde.

Die Gestalt der schönen Schläferin, der Felsen, an welchem sie ruhte, und das weite Meer, welches fast bis zu ihren Füßen die weiß züngelnden Wellchen herantrieb, waren vom hellen, rothen Scheine der Morgensonne übergossen. Wie leicht und natürlich war der eine Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen, und wie süß ruhte die rechte, weiche Hand auf dem entfesselten Busen! man wähnte zu sehen, daß die Brust die leichte Hand im Athmen auf und nieder wiege. Bis zur Hüfte sah man sie bekleidet mit einem weichen, weißen Gewande, welches Nacken und Arme frei ließ, der Knoten des Gürtels war beinahe aufgezogen und gönnte dem jungen, schlanken Leibe die ungezwungenste Ruhe im Schlafe; übrigens verhüllte ein schweres, purpurrothes Zeug, welches noch über den Stein, auf welchem sie ruhete, hinabfiel, ihre zarten Glieder bis zu dem einen weißen, kleinen Füßchen, welches zur Hälfte aus schattendunkler Röthe emporblühte.

Ihr Haupt hatte sich ihrer Herzseite zugesenkt, daß die reichen Lockenfluthen weit herunter rollten und mit einzelnen Spitzen Schulter, Arm, Brust und endlich den Steinsitz berührten. Waren auch ihre Augen im Schlummer

geschlossen, so waren die Augenlider doch so weich behandelt und die langen Wimpern verhüllten so süß das helle Licht dahinter, daß es Einem war, als müßte man die Träumerin mit Küssen wecken.

Ein leichter, wehmüthiger, schmerzenahnender Zug um den Mund machte das Antlitz nur noch lebendiger und anziehender.

Joseph fühlte in sich alle Sinne von diesem seltnen Bilde aufgeschwelgt bis zu fieberhafter Erregung. Diese Gestalt, dieses Antlitz und diese Mienen hatte er einst geliebt, und diese so süß auf dem Herzen ruhende Hand hatte das Wort geschrieben, welches, wie ein Dolchstich, in seiner Seele brannte. Schmerzliche Sehnsucht, heißer Haß, innige Zuneigung und bittere Feindschaft, alle diese widerstreitenden Gefühle kochten in seiner Brust, als er jetzt am Schlosse der Thür den Griff umdrehen hörte und Francesca hereinkommen sah.

Sie schien erst betroffen zurückzutreten, faßte sich jedoch bald und bewillkommnete den Grafen, welcher mit heiterem, beinahe offenem Gesichte und fast unschuldigen Blicken, welche in ihre unwilligen Augen hineinschauten, ihr entgegenkam und sie anredete: „Verzeiht mir, Signora, daß ich Euch meinen Besuch nicht erspare; nur ein Geschäft, welches ich früher für Euer Haus einmal besorgt habe und wovon ich Rechenschaft geben muß, konnte mich bewegen, Eurem Zürnen mich auszusetzen. Ihr dürft mir erlauben, Euch umständlich das auseinanderzusetzen, was nothwendig ist, um Euch verständlich werden zu können.“ Bei diesen Worten ließen sich Graf Joseph und Francesca nieder, indem er weiter fortfuhr: „Welche Versuche seit einigen Jahren in Spanien, Neapel, Sicilien und Piemont gemacht worden sind, mit frevelhafter Hand alle bestehenden Verhältnisse umzustürzen, und mit welchem sieggekrönten Erfolge die österreichischen Armeen vor mehreren Monaten Ruhe und Frieden den bedrohten Bürgern Italiens wieder zurückgebracht haben, ist Euch nicht un-

bekannt geblieben. Die von den Volksverführern herausgeforderte Justiz verwaltet nunmehr ihr Amt."

Francesca sprang empor und rief: „Nicht weiter! ich höre das mitternächtige Seufzen der Gefangenen, das Stöhnen der heimlich Erdrosselten."

„Verzeiht," warf Graf Joseph ein, „die überwiesenen Hochverräther werden in aller Stille mit dem Schwerte zur Ruhe gebracht," und fuhr dann weiter fort: „Ich bin nicht hier, um die Vertheidigung der gesetzlichen Macht oder der Rebellen zu führen, ich bin nur genöthigt, Thatsachen zu berühren; — so viel ist außer Zweifel, daß alle Diejenigen, welche auch nur aus Unvorsichtigkeit sich in die Händel verwickelt haben, bei erwiesenem Verdachte der Theilnahme an hochverrätherischen Plänen verloren sind."

Francesca hielt in ängstlicher Spannung den Odem an sich, Joseph weidete sich einen Augenblick an der beklemmenden Stille, als er jetzt ein wenig inne hielt, dann aber sprach er wie von einer ganz gleichgültigen Sache: „Und Antonio, Euer Bruder, konnte so unvorsichtig sein, seine Gesinnungen bloß zu stellen?"

Bei diesen Worten wich alle Röthe aus dem Antlitze Francesca's, sie saß todtenbleich, wie eine Sterbende, im Lehnsessel, ihre brechenden Blicke irrten im Gesichte des Sprechenden, wie hülfeflehend, umher; sie war jedoch nicht im Stande, ein Wort über ihre Zunge zu bringen.

„Als ich im vorigen Jahre," setzte Joseph seine Rede fort, „in Aufträgen meines Cabinets mich hier in Verona aufhielt, wo ich, gastfreundlich von Euch und Eurem Bruder aufgenommen, hier in diesem Zimmer die glücklichsten Stunden verlebte, erhielt ich von der Untersuchungscommission in Neapel Anzeigen, daß der Arzt Antonio verdächtig sei, sich compromittirt zu haben. Von diesem Augenblicke an stellte ich mir die Aufgabe, ihn zu retten. Ich bot alle Mittel auf, mich seiner Correspondenzen mit den verschiedenen Logen der perfetti maestri zu versichern, und endlich gelang es mir, vielleicht alle seine

unvorsichtigen Briefe in meine Hände zu bringen. Schon war ich im Begriff, vor Euch hinzutreten und zu sagen: „Sieh', Francesca, dein Bruder ist gerettet!" — als ich diesen Brief, welchen ich an Euch geschrieben hatte, wieder zurück erhielt mit einer Bleistiftbemerkung. Ihr hattet mich bis auf den Tod beleidigt; genug davon! — Ich erlaube mir, diesen Brief in Eure Hand zurückzugeben, mit der Bitte, Eure Bemerkung darunter gelegentlich noch einmal zu prüfen, und ihn dann zu behalten, oder auch ihn nochmals an meine Adresse wieder abzugeben. Hier sind die Briefe Eures Bruders! Er wird, wie ich glaube, es nicht ungern sehen, sie wieder zu besitzen, und nun, Signora, bitte ich, wenn Ihr Alles wohl erwogen habt, um Euer ferneres Wohlwollen."

Francesca hielt die Briefe in der Hand und sprach: „Ihr habt in diesem Augenblicke eine That gethan, welche als guter Engel für Euch im Himmel bitten wird in der Stunde der Todesangst! — Ihr habt eine Beleidigung vergeben mit den Mitteln zur grimmigsten Rache in Euren Händen! Nie will ich das Euch vergessen! Und gegen die Stimme meines Herzens will ich Euch von nun an vertrauen, denn so handelt nur ein edles Herz!"

„Verabscheut mich wenigstens nicht mehr!" sprach lächelnd Graf Joseph, küßte ihre Hand und empfahl sich.

Viertes Capitel.

Francesca und Isabella hatten einander lieb gewonnen. Ihre Wohnungen waren nur getrennt durch die freie Brücke, welche vom neuen Hause hinüber in das alte führte, so daß sie jeden Augenblick benutzen konnten, wo sie einander zu sehen und zu sprechen begehrten.

Da die Capelle heute wieder eingeweiht werden sollte, so waren sie schon seit einigen Tagen zusammen beschäftigt mit Blumen, Kränzen, Bändern und Zeugen, mit welchen sie das Heiligthum schmücken wollten.

Santello hatte aus Spanien die heiligen Geräthschaften, welche zu einer Privatmesse nöthig waren, mit hierher gebracht.

Isabella hatte Alles übernommen, um mit Hülfe Francesca's und ihrer Dienerin Decken, Gewänder und heilige Gefäße zu reinigen.

Es war ein fröhlicher Anblick, die beiden blühenden Jungfrauen hier zu sehen zwischen Blumen und Kränzen, vor ihnen aufgestellt die silbernen Leuchter, das elfenbeinerne Crucifix, den goldenen Kelch, das Ciborium und die Wachskerzen, während Santello's Chorknaben, welche ihm Pater Benedetto zugewiesen hatte, auf und abliefen und ein Stück nach dem andern hinabtrugen zu dem Priester, welcher dort mit einigen Leuten beschäftigt war, Alles an Ort und Stelle zu bringen. Kaum hatten Francesca und Isabella die sauber abgestäubte und mit bunter Seide gestickte Stola noch einmal betrachtet, so waren die Knaben schon wieder da und ließen sich die

Paramente über die Arme legen und eilten wieder von dannen.

Jetzt rollte Isabella vor ihrer Freundin das Altartuch auseinander, dessen blaßblauer Grund ganz überdeckt war von arabischen Buchstabenzeichen, in abwechselnden Farben mit bunter Seide und Gold und Silber hineingestickt.

„Dieses Altartuch hat einst einer meiner Ahnen,“ erzählte Isabella, „aus einem Mohrenkriege aus Cordova mit zurückgebracht und dem Altar geweiht.“

„Und weiß Niemand,“ versetzte Francesca, „was diese Zauberzeichen durcheinander bedeuten?“

„Es soll darauf,“ erwiederte Isabella, „das Schicksal Spaniens gezeichnet sein, aber Niemand kann die Charaktere lesen.“

Doch die Chorknaben waren wieder da, Isabella rollte das Tuch zusammen und schickte sie fort mit den Worten: „Und nun kommt Ihr erst zurück, wenn wir alle hinunterziehen zur Einweihung des Altars; denn Alles, was noch zurück ist, kommt erst später hinunter.“

Jetzt öffnete die Spanerin ein elfenbeinernes Kästchen, nahm daraus einen Rosenkranz und sagte: „Nun setze dich zu mir und erzähle mir Märchen, ich muß noch vor der Weihe fünf Vaterunser und funfzigmal den englischen Gruß abbeten!“

Francesca nahm an, daß ein gutes Gespräch die Rosenkranzandacht nicht stören könne, und fragte daher unbesorgt: „Sehnst du dich nicht zuweilen recht sehr nach deiner Heimath?“

„Zuweilen wohl,“ versetzte Isabella, während sie in Gedanken fortzubeten wähnte, „wenn ich unser kleines Bergschloß, worin ich geboren und groß geworden bin, von außen, wie es oben auf der Klippe mit seinen zehn weißen Thürmchen so schmal und hoch, so lustig und trotzig steht, mir vor die Seele träume, und wie der Weg in tausend Windungen und Biegungen hinaufkriecht zur engen Pforte, dann möchte ich wohl mir

Flügel wünschen, um dorthin zu fliegen; aber denke ich an die dunklen Stuben und Gänge, an die zehn alten Gesichter, die darin herumwandeln, so bin ich recht froh, mit meinem Vater in der weiten Welt umherschweifen zu können. Alles, was ich jetzt erlebe, das ist wie ein schöner Traum aus meiner Kindheit, der sich nun ganz erfüllt.

„Meine alte Duenna erzählte mir immer viele süße, schaurige Geschichten von Prinzessinnen und maurischen Rittern in abenteuerlichen Trachten. Und da geschah es dann, daß es mir endlich war, als müßte aus dem Glanz der Edelsteine, wenn ich recht lange in mein Schmuckkästchen blickte, oder aus den Kelchen der Blumen, welche unter meinem Fenster blühten, mir plötzlich etwas erscheinen, was noch hinter dem Glanz und den Farben verborgen läge. Wenn die Schloßglocke läutete, oder der Ton der Orgel in mein Ohr drang, oder Wind und Regen an die Fenster schlugen, kam es mir vor, als ob dieses Etwas mit mir sprechen wollte, das doch nicht reden konnte oder das ich doch nicht verstände. Da kam mir immer ein Märchen in den Sinn, in welchem ein Mädchen die Sprache der Vögel versteht, und im einsamen Thurme, wo es gefangen ist, von ihnen Nachricht aus aller Welt her erhält, bis eine Schwalbe ihr erzählt, daß sie einen Ritter gesehen habe, so schlank und schön, wie einen heiligen Georg, der ganz in Gold, Silber und Purpur flamme, dessen Augen, wie Sterne, funkelten, dessen langes, lockiges Haar, wie eine gold'ne Löwenmähne, ihm um die Schulter woge, und der auf einem geflügelten, weißen Rosse einherbrause, sie zu retten. Nun rannen mir der weite, blaue Himmel, das aus der Ferne herüberleuchtende Meer und die Klänge der Glocken und Orgel zu einem funkelnden, klingenden Nebel zusammen, hinter welchem verschleiert der junge Ritter stand mit den glänzenden, rollenden Locken.

„Wo ich auch weilte, dachte ich an ihn, und nun —“ hier unterbrach sich Isabella, da jetzt zwischen ihre Finger

eine größere Kugel am Rosenkranze gerieth, wo sie ein Vaterunser beten mußte.

Nach einer Weile fuhr sie wieder fort: „Und nun habe ich bei unserem Einzuge vor Verona eine Erscheinung von ihm gehabt. Wie unser Wagen um die Felsenecke bog, stand hoch in freier Luft vor uns der Löwenritter mit den gold'nen, glänzenden Haaren und den feurigen Augen; aus dem Gürtel hervor sah ich den Griff eines Messers blinken, ein weites, faltenreiches Gewand herunter bis auf die Kniee; sonst flammte er ganz in Weiß, Blau und Gold, so herrlich, daß ich heute noch nicht weiß, wie mir geschehen ist. Gewiß habe ich nur geträumt."

„Wenn der Ritter," versetzte Francesca, „dir in der Luft erschienen ist, dann hast du ganz gewiß geträumt. Wenn der Held auf ebener Erde gestanden hätte, könnte ich dir vielleicht einen bessern Trost geben. Doch jetzt wird es Zeit, daß wir uns festlich ankleiden, damit Spanien und Italien heute bei der Altarweihe nicht gering erscheinen."

Isabella legte bei diesen Worten schnell den Rosenkranz in das Kästchen und eilte dann mit ihrer Freundin in das Nebenzimmer, um mit ihr unter ihren Gewändern das passendste zu wählen.

Unterdessen hatte sich der Vicomte Montmorency und, auf Veranlassung seines Chefs, auch Graf Joseph bei dem Ritter Malavilla eingefunden, um von ihm die Auskunft über die spanischen Angelegenheiten zu erhalten, welche er der hohen Versammlung zu geben hätte.

Der Ritter hatte sie im großen Saale der alterthümlichen Wohnung in seinem Hofornate, den Tressenhut auf dem Haupte und den Stoßdegen an der Seite, feierlich empfangen. Sein Diener hatte für jeden einen Armstuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und reichte, jetzt Chocolade mit Zuckergebäck herum.

Nachdem der Diener sich entfernt hatte, wickelte der Ritter eine zusammengebrochene Schrift, an welcher ein

großes Siegel in einer Kapsel hing, aus einem weißen Stück Seidenzeug, faltete sie auseinander und küßte die Unterschrift. „Hier von meinem Könige und Herrn meine Vollmacht!“ mit diesen Worten überreichte er die Schrift dem französischen Vicomte, welcher sie an Graf Joseph gab, dieser aber stellte sie dem Ritter wieder zu.

Der Vicomte erhob sich dann und sagte: „Herr Ritter, Frankreich wird, wie der Cherub, welcher Petrus aus dem Gefängniß erlöst hat, seinen Bruder Spanien aus den Händen der Demagogen retten, sobald es von den übrigen brüderlichen Großmächten die nöthigen Zustimmungen und Garantieen erhalten haben wird. Gott, der König der Könige, hat die Hirten der Völker hier versammelt zum Rathe und Frankreich rüstet sich zur That!“

„Es dürfte nur,“ versetzte Graf Joseph, „zu erwägen sein, wie die Bevölkerung Spaniens eine bewaffnete Dazwischenkunft aufnehmen würde? — wie tief dort die Lehren der Demagogie in's Volk eingedrungen sind? — und ob besorgt werden müsse, daß die spanische Revolution den Charakter der französischen annehmen und das übrige Europa in Verwirrung bringen könne? Nur zwei Meinungen können hier in Betracht kommen: ob es besser sei, Spanien durch den französischen Cordon, wie ein verpestetes Land, abschließen zu lassen, bis dort sich von selbst die Krankheit ausgerast hat, oder schnell mit den Waffen in der Hand einzuschreiten, um der Demagogie vielleicht ein gewaltsames Ende zu machen?“ —

„Der Name Ferdinand's des Siebenten,“ erwiederte Malavilla, „hat den Spaniern zum Feldzeichen gegen Napoleon gedient, für eine bourbonische Armee wird er ein Talisman sein, welcher die Feinde schon mit seinem majestätischen Klange schlägt. Doch schnell muß die Hülfe kommen, ehe es den Cortes gelingt, sich mit dem Volke zu versöhnen! Wenn eine Räuberbande sich eines Landes bemächtigt hätte, könnte es nicht schlimmer be-

rathen sein, als jetzt Spanien mit seinen Cortes. Sie wollen die Schatzkammer bereichern, welche sonst schon des Königs Name gefüllt hat, durch den Raub an den Gütern der Kirche und des Adels, und doch ist das platte Land mit Leib und Seele ergeben seinen ritterlichen Lehnsherren. Sie haben an einem einzigen Tage hunderttausend Mönche obdachlos gemacht und in das Elend gejagt, und doch beherrschen diese das Gemüth des Volkes und um einen Jeden von ihnen sammeln sich die Schaaren der Guerilla's, diese Wespenschwärme, welche Löwen zu Tode jagen, diese schnellen Würgengel der Gebirge, welche die napoleonischen Legionen zerstreuen und zertreten konnten. Wundert Ihr Euch, daß Berg und Thal gegen die Cortes sind?" —

„Wie aber," fragte der Vicomte, „ist das Heer gesinnt?"

„Darauf hat die beleidigte Garde in Madrid," entgegnete Malavilla, „den Cortes am 7. Juli mit Flintenkugeln geantwortet."

„Doch scheinen die Cortes," warf Joseph wieder ein, „auf die großen Städte mit ihren Kaufleuten und Fabrikanten sich stützen zu können?"

„Wie auf ein ausgehöhltes Rohr;" versetzte Malavilla; „der spanische Handel ist vernichtet, die redlichen Kaufleute werden bankerott und die Schleichhändler reich. So raffinirt haben die Cortes im Wahnsinn der Revolution Alles aufgeboten, bei ihren eigenen Freunden sich verhaßt zu machen, daß sie selbst den Provinzen ihre urväterlichen Namen, an welchen der Ruhm und der Stolz des spanischen Volkes mit allen seinen großen Erinnerungen hängt, genommen haben; sie trieben ihre revolutionären Taufen so in das Große und Kleine, daß sie selbst den Straßen und Gassen in den Städten neue, elende Namen gaben."

„Sie sind," entgegnete Joseph, „die elegischen Affen der französischen constituirenden Versammlung."

„Und wenn die Vorfälle in Spanien," fuhr Mala-

villa fort, „Aehnlichkeit mit der Revolution in Frankreich haben, so ist Spanien eine einzige Vendee!“

Bei diesen Worten sprang der Franzose in die Höhe und rief: „Gott der Bourbonen, sieh' herunter auf diese Stunde, wo Frankreich in die Hände das Schicksal Spaniens nimmt, wie eine Lilie!“

„Wie eine Schwertlilie,“ schaltete Malavilla ein, „mit stählernen Blättern! Frankreich,“ fuhr er fort, „wird die Thore offen und die Straße nach Madrid geöffnet finden, wenn es als Bruder dem Bruder die hülfreiche Hand bietet. Der erste König der Christenheit muß in Spanien die Revolution besiegen oder sie in Paris erwarten, angeschwollen zu dem Verderben der legitimen Throne, hinüberwogend über Deutschland mit den Trümmern zerbrochener Kronen bis an die Schwelle der russischen Czarenburg.“

„Herr Ritter,“ sprach jetzt mit einem gewissen feierlichen Anstande Graf Joseph, „Sie werden ersucht, morgen meinem Fürsten Ihre Papiere vorzulegen, und halten Sie sich versichert, daß Ihre Mittheilungen über die spanischen Zustände den Beschluß des Congresses, die Madrider Provocationen mit Thaten zu beantworten, beflügeln werden.“

Fünftes Capitel.

Santello trat im priesterlichen Schmucke in den Saal und meldete dem Ritter, daß die Restauration der Hauscapelle vollendet sei und die Einweihung des neu-errichteten Altars im Beisein vieler guter Christen stattfinden könne.

Der Ritter gab dazu seine Zustimmung und lud zu dieser feierlichen Handlung den französischen Vicomte und den Grafen Joseph, welche diese Ehre dankend annahmen, mit ritterlicher Höflichkeit ein.

Santello, welcher bemüht war, diese religiöse Feier im vollsten Pompe herauszustellen, hatte die Dienerschaft des Ritters im Vorsaale versammelt. Er ließ Paar um Paar in das Zimmer Isabella's kommen und gab einem Jeden ein geweihtes Geräth, dem Einen die Leuchter, einem Andern den Weihwedel, dem Dritten den Kelch, er selbst nahm die Monstranz, verhüllt in den seidenen Ueberzug, in beide Hände, dem Ritter übersendete er das Crucifix mit der Bitte, es vorzutragen. Auf seinen Befehl bewegte sich jetzt der Zug mit dem Fähnlein, worauf die Mutter Gottes und andere Heilige gemalt waren, und mit brennenden Wachskerzen feierlich in den Saal herein, voran die Chorknaben mit dem Weihkessel, der dampfenden Räucherpfanne und den läutenden Glöckchen, zwischen ihnen der Priester und hinter ihm Isabella und Francesca, an welche sich dann alle Uebrigen anschlossen.

Graf Joseph sah jetzt zum ersten Male Isabella.

Im ersten Augenblicke war er von der Pracht und dem Glanze beider Jungfrauen geblendet, dann aber faßte er Isabella in das Auge, welche mit ihrem dunkelblonden Haare und der Perlenkrone darüber, mit dem edlen, reinen Antlitze und den verschwimmenden, blauen Augen und ihrem ganzen, andächtig schwärmerischen Wesen ihm vorkam, wie ein lebendiges Madonnenbild von Luini. Er verbeugte sich vor ihr und stellte sich mit dem Vicomte hinter sie in die Reihe der Uebrigen, während seine Blicke unmerkbar von der Perlenkrone bis zu dem an der schlanken Gestalt reich herabfallenden und nachschleppenden Gewande herunterzitterten, um dann wieder auf dem mildgewölbten Nacken verstohlen zu weilen.

Der Ritter hatte sich mit dem Crucifix in beiden Händen, an die Seite des Priesters gestellt.

So bewegte sich jetzt der Zug zur Hauptthüre des Saales hinaus und die Treppe hinunter.

Santello hatte bestimmt, daß Antonio mit seinen Hausleuten und allen Uebrigen, welche der Feierlichkeit beiwohnen wollten, sich im Hofe ihm anschließen und von hier in die Capelle folgen sollten.

Zufällig hatte sich Achilleus mit eingefunden. Aus der Thür des Gebäudes führten breite Marmorstufen hinunter. Achilleus lehnte mit unterschlagenen Armen nachlässig am Treppengeländer, um das Schauspiel mit anzusehen. Jetzt schallte von der Treppe das Glöckchen hinunter, schon sah man die flammenden Lichter und nun kam der Zug Paar um Paar die Stufen herab und an Achilleus vorüber. Jetzt folgten in der Reihe Isabella und Francesca mit frommen, niedergeschlagenen Augen.

Wie Achilleus diese beiden, wunderbar schönen Jungfrauen zusammenkommen sah, trat er, wie leichterschreckend, einen Schritt zurück; Isabella blickte schnell auf, sie verfehlte die folgende Stufe, die Wachskerze fiel ihr aus der Hand, doch schon hatte Achilleus die Strauchelnde aufgefangen.

Der Zug war in Verwirrung gekommen; Joseph

suchte Achilleus die schöne Last abzunehmen, wurde aber von dem rechten Arme desselben zurückgedrängt, aber bald that Isabella wieder einen frischen Odemzug, schlug die Augen auf und sah in das Antlitz des jungen Griechen.

Jetzt trat auch der Ritter auf die Stufen zurück, doch schon hatte sich Isabella erholt und auf den Arm Francesca's gestützt. Jetzt ging der Zug weiter und verlor sich hinein in die restaurirte Hauscapelle zur Weihe des Altars.

Diese bestand aus einem Kreuzgewölbe, welches vier zu einem Pfeiler verbundene Säulen in der Mitte, wie einen Blumenkelch, emportrugen. Ein einziges Bogenfenster an der Hinterwand des Chores ließ durch kleine, grüne Glasscheiben ein sehr spärliches Licht hereinfallen, so daß auf die Beleuchtung durch die ewige Lampe vor dem Altare gerechnet sein mochte. Bis auf die reichverzierten Capitäle der Säulengruppe in der Mitte der Capelle, aus welchen in arabeskenartigen Pflanzenverschlingungen Kraniche ihre Hälse hervorbogen, waren Gewölbe und Wände ohne architektonischen Zierrath, nur verliefen sich die zackenartig ausgekerbten Hauptgurte des Kreuzgewölbes an den Wänden in Kragsteine, welche Engelsköpfe vorstellten.

Heute war jedoch der festliche Ausschmuck dieser Räume desto reicher. Die Wände waren bedeckt mit rothen Tuchstücken, welche in reichen Falten herunterhingen. Darüber waren Blumenguirlanden von einem Kragsteine zum andern gezogen, so daß die steinernen Engelsköpfe, wie auf Blumenwogen, zu ruhen schienen. Ebenso war der Tragpfeiler mit seiner Säulengruppe von Myrthen und Lorbeerreisern und die Capitäle waren mit schweren, bunten Kränzen überdeckt.

In diese Capelle hinein kam jetzt der Zug, welchen Santello zur Einweihung des Altars führte. Antonio hatte den Altar nach der Vorschrift Santello's ganz neu aufmauern und in die darüber befindliche Maueröffnung ein verschließbares Schränkchen, auf dessen

Hinterwand Malocchio die Mater dolorosa mit den Gesichtszügen Isabella's gemalt hatte, wieder einfügen lassen.

Als der Zug der Andächtigen jetzt hereinkam, verbreiteten die vielen Kerzen ein helles Licht. Santello knieete jetzt vor dem Altare nieder und küßte die erste, dann die zweite und endlich die dritte Stufe. Nun stellte er sich auf die Mitte des Trittes und erhob Augen und Hände zum stillen Gebet empor. Unterdessen waren die Chorknaben, Rauchpfanne und Glocke tragend, hinter ihm hingeknieet, zu seiner Rechten und Linken standen neben dem Altar Alle, welche heilige Geräthschaften und Gefäße trugen, die Uebrigen füllten das kleine Schiff der Capelle bis zur Eingangsthür.

Jetzt nahm der Ritter von dem einen Chorknaben das Weihwasserbecken und hielt es dem Priester hin, welcher seine Rechte hineintauchte und dann an den vier Ecken und in der Mitte des Altars mit dem Wasser das Zeichen des Kreuzes machte. Hierauf sprengte er siebenmal mit dem Weihwasser den Altar, zum Zeichen, daß dieser durch die sieben Gaben des heiligen Geistes geweiht sei. In die Oeffnung, welche in die Marmorplatte gehauen war, that er dann ein Reliquienkästchen und die Weihrauchkörner, zur Bedeutung, daß der Christ die Beispiele der Heiligen mit dem Glauben der Dreifaltigkeit in seinem Gedächtnisse erhalten solle; hierauf bedeckte er diese Höhlung, wie ein Grab, mit einem eingefügten Steine, welchen er mit Oel und Chrisam überschüttete und fünf Kreuze zum Gedächtniß an die fünf Wunden Christi darüber zog. Nun bedeckte er nach uraltem Gebrauche den Altar mit drei leinenen Tüchern, zum Andenken an die Todtenhülle, in welcher Christus in das Grab gelegt worden und zuletzt mit dem vielfarbigen und in seltsamen Charakteren schimmernden Altartuche, welches der Ritter aus Spanien mitgebracht hatte. Hierauf reichte der Ritter dem Priester die Räucherpfanne, womit dieser die vier Seiten und die Mitte des Altars

so glaubenseifrig beräucherte, daß die Kohlen von den Schwingungen des Gefäßes in helle Gluth geriethen und den fortwährend hineingeworfenen Weihrauch in großen Rauchwolken emporwirbelten, bis alle Anwesende und alle Gegenstände in einen süßen, träumerischen Nebel versanken, welcher durch die heftig und doch leise in Einem fort hervorgemurmelten Worte des Priesters noch sinnbetäubender wurde. Jetzt schien der Weihrauchdampf sich zu verziehen, denn aus den Nebelwolken erschien das Crucifix zwischen zwei schimmernden Leuchtern auf dem Altar, aber bald verschwand es wieder in einer neuen, aufquellenden Weihrauchwolke.

Als aber jetzt Santello mit gewaltiger Stimme die Jubelworte des zwei und vierzigsten Psalms laut vorbetete, sanken alle Anwesenden nieder auf ihre Kniee; denn es begann die Einleitung zur Messe mit ihren Gebeten, Gesängen und Ceremonien.

Graf Joseph war während dieser feierlichen Handlung an der Seite Isabella's niedergekniet, und schien in Andacht und Gebet versunken zu sein, während alle seine Gedanken sich nur mit ihr beschäftigten. — Er suchte den Augenblick des schönen Sinnesrausches, auf welchen der kirchliche Cultus ihm berechnet zu sein schien, für sich zu benutzen; denn Isabella ruhte hier auf ihren Knieen, eingewiegt in ein schönes Dahinträumen, welches ihre Augen mit den langen Wimpern bedecken ließ und ihr Antlitz mit einen seligen Lächeln übergoß.

Die weiten Aermel ihres Gewandes waren über die Armgelenke zurückgefallen und der seidene, mit reichen Spitzen besetzte Handschuh hatte sich vom Ellenbogen zurückgestreift. Da der Graf ein wenig weiter zurückkniete, so beugte er sein Gesicht so weit herunter, daß seine fieberhaft brennende Wange zuweilen ihren Arm leise berührte, ohne daß Isabella etwas davon zu merken schien. Ihr kam es nur zuweilen vor, als wäre Achilleus in der Nähe.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Graf Joseph erstattete bei seinem Chef über die Zusammenkunft mit dem Ritter Malavilla Bericht.

Diese Mittheilungen stimmten so sehr zu den Ansichten des Fürsten, daß er noch an diesem Tage eine besondere Conferenz mit dem Vicomte Montmorency zu halten beschloß. Zugleich nahm auch Graf Joseph Gelegenheit, ihm die Verhandlung vorzutragen, welche er mit Achilleus gepflogen hatte.

Obwohl Joseph seine eigene Meinung über die griechische Sache zurückhielt, so merkte doch der Fürst, daß er nicht ganz unbefangen geblieben war.

In diesem Sinne sagte er zu ihm: „Lieber Graf, ich bin mit Ihren Verhandlungen sehr wohl zufrieden, nur behalten Sie bei den Zusammenkünften, welche Sie mit den Vertretern der verschiedensten politischen Interessen haben werden, immer die erste Regel unserer Diplomatie in den Augen: daß ihre Aufgabe nicht ist, neue politische Zustände herbei zu führen, sondern das Bestehende gegen das revolutionäre Princip zu beschützen, in welcher Form dieses auch erscheinen mag.

„Eine Revolution kann nur siegen durch unzeitige Nachgiebigkeit Derjenigen, welche sie zu bekämpfen haben. Sie ist immer ein Fieberzustand ganzer Nationen, welcher nie anhalten kann. Je gefährlicher die Krisis zu sein scheint, desto näher ist die Zeit der Abspannung; und die Diplomatie hat weiter nichts zu thun, als diesen Zeitpunkt abzuwarten, um dann plötzlich mit aller aufgesparten Kraft zu reagieren.

„Die böhmischen Zustände, wie sie vorhanden in der Beseitigung der alten hussitischen Bewegung, die französischen Verhältnisse in der Bewältigung der Revolution, sind solche Meisterstücke der alten Schule der Diplomatie. Die Bewegungen in Italien und Spanien sind schwache Nachwehen des bereits beschwichtigten Revolutionsfiebers.

„Der griechische Aufstand gehört in diese Kategorie, und er ist um so behutsamer zu nehmen, als die nordische Macht ihn zu ihren alten Plänen auf Constantinopel benutzen kann. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß jetzt darauf gerichtet sein, diese vor ihrem eigenen Schatten einzuschüchtern. Doch das bleibe mir überlassen!

„Den jungen Griechen, welcher hier als heimlicher Agent seiner Regierung verhandelt, überlasse ich Ihrer Ueberwachung. Suchen Sie auf jeden Fall ihm den Zutritt zu den russischen Staatsmännern mit den Mitteln, welche zu Gebote stehen, zu verwehren. Von seiner polizeilichen Entfernung von hier kann erst dann die Rede sein, wenn Sie aus ihm herausgeholt haben, was zu wissen nöthig ist. Ich meine damit, auf welche Unterstützungen die Griechen sich Hoffnung machen können, und welche Wege sie eingeschlagen haben, sie zu erlangen, oder welche Mittel sie bereits in den Händen haben, um ihre Pläne vielleicht durchzusetzen.

„Im Uebrigen ist mir aus Bologna die Mittheilung zugekommen, daß dort die griechischen Deputirten mit päpstlichen Pässen eingetroffen sind und ihren Weg weiter hierher verfolgen wollen. Sie haben sofort eine Estafette an das Polizeibureau an der Grenze bei Lago scuro abzusenden, mit dem Befehl, ihnen die Visa nach Verona zu verweigern und sie dafür zunächst nach Roveredo zu instradiren; dort mögen sie sich der weiteren Weisung gewärtigen. Nun, mein Lieber, wissen Sie, was zu thun ist!“

Mit diesen Worten war Joseph entlassen. Dieser eilte in sein Quartier zurück, wo die persönliche Intrigue,

mit welcher er sich an Francesca zu rächen gesonnen war, diesen Morgen weiter sich fortspinnen sollte.

Er hatte den Kaiser von Rußland durch den Fürsten Iwan auf die Gemäldegallerie im Palais, in welchem er ein Quartier bezogen hatte, aufmerksam machen lassen; und wirklich wollte der Kaiser diesen Vormittag sie besehen. Sobald Graf Joseph davon Nachricht erhalten, hatte er den Maler Malocchio kommen und sein Gemälde „die schlafende Ariadne,“ in einem Cabinete, worin kein anderes Bild sich befand, in das günstigste Licht ausstellen lassen, denn schon früher hatte der Graf dem Künstler versprochen, ihm dieses Bild kaiserlich bezahlt zu machen, wenn er den günstigen Augenblick abwarten wollte. Dieser Augenblick war jetzt da. In der Eile der Zeit hatte er daß ganze Cabinet mit rothem Plüsch tapeziren und das Bild in weiche Mousselinwolken hineinhängen lassen, so das die schöne Träumerin in weichen Betten zu schlafen schien.

Jetzt hörte man das Sechsgespann des Kaisers anrollen, Graf Joseph flog hinunter vor die Thür, ihn ehrenvoll zu empfangen. Vor dem Saale, in welchem die besten Gemälde aufgehangen waren, stand Malocchio, welcher sich tief vor dem großen Kunstfreunde verbeugte. Graf Joseph machte den Kaiser auf ihn aufmerksam mit den halblaut gesprochenen Worten: „Einer unserer vortrefflichsten Maler in Verona, berühmt in ganz Italien! Wollten Eure Majestät geruhen, seinem neuesten Gemälde, welches er hier ausgestellt hat, einen flüchtigen Blick zu gönnen, so würde er sich glücklich preisen.“

Der Kaiser nickte dem Künstler im Vorübergehen gnädig zu und entgegnete: „Der Künstler mag uns erst die Bilder der alten Meister deuten und uns so in den Stand setzen, nachher seine eigenen Verdienste zu beurtheilen.“

Mit diesen Worten traten sie in den Saal. Malocchio, welcher früher alle die hier aufgehäuften Kunstschätze studirt hatte, wußte jedes Werk geistreich zu erklären und

dabei die zierlichsten Künstlergeschichten fröhlich einzuflechten; doch waren sie, da der Kaiser nur bei den vorzüglichsten Gemälden verweilte, bald die drei Säle, in welchen die alten Gemälde und Statuen sich befanden, hindurch.

„Und nun," sagte der liebenswürdige Kaiser, „wollen wir das Bild des lebenden Meisters betrachten!"

„Geruhen, Sire," versetzte Joseph, „Sich in dieses Cabinet zu begeben?" Mit diesen Worten öffnete er die Thür, und der Kaiser trat ein. Das Bild war noch verhangen. Jetzt zog Malocchio den Vorhang vom Bilde hinweg, und betroffen von der reizenden Gestalt, welche in leuchtenden Farben im Bilde hingegossen lag, trat der Kaiser einen Schritt zurück. Ihm war es, als sähe er in diesem Augenblicke das Wunderherrlichste, was je auf dieser Erde geschaut worden ist.

Es trat jetzt eine lange Pause ein, welche weder Graf Joseph, noch Malocchio zu unterbrechen wagte. Der Kaiser hatte sich in den Lehnsessel davor geworfen, die Hände über das Knie zusammengeschlagen, und das Haupt vorgeneigt, wie zum süßen Zwiegespräch. Es war ihm, als tauche in seiner Erinnerung eine ähnliche, holdselige Gestalt mit demselben traumerglühten Antlitze auf, und doch verschwand sie ihm wieder, wenn er sie vor seiner Seele festhalten wollte.

Endlich sprach er wie für sich: „Glücklicher Künstler, dem es vergönnt ist, eine so herz- und sinnergreifende Schönheit aus sich heraus zu erschaffen! Welche Seligkeit muß in Euch schlummern, wenn es Euch vergönnt ist, sie in einer solchen Gestalt verkörpert herauszustellen!"

„Eure kaiserliche Majestät," versetzte bescheiden lächelnd der Künstler, „nehmen die Kunst zu vornehm, wenn ich so sagen darf. Sie wird immer nur eine Nachahmerin der ewig schönen und ewig jungen, herrlichen Natur bleiben."

„Ihr meint," entgegnete der Kaiser, „eine solche räthselhaft schöne Gestalt könne in der Wirklichkeit existiren?

Heißt das nicht, den Traum für eine Wahrheit erklären?"

„Gewiß," antwortete Malocchio, „wird auch die gelungenste Menschenfigur in einem Kunstwerke immer nur das Spiegelbild einer Person sein, deren Brust lebendiger Odem gehoben, deren Adern lebendiges Blut durchströmt hat. Nur kann es geheimnißvolle Beziehungen geben, welche im Schöpfungsmomente den Künstler hellsehend machen und aus der fernsten Gegend ihm das gesuchte Ideal vor die Seele stellen. Vielleicht ist es auch möglich, daß Längstverstorbene nicht die Mühe scheuen, von einem wahren Künstler sich portraitiren zu lassen. Doch dieses Bild hier ist nur die Abschrift eines eigenthümlich herrlichen Originalgedichtes, welches hier in Verona erschienen ist."

„Dann habe ich sie irgendwo gesehen," entgegnete der Kaiser, „dann seid Ihr doppelt um Eure schöne Kunst zu beneiden, welche in Eure Zauberkreise das Schönste, was das Leben geben kann, zu bannen vermag."

„Nicht immer," versetzte Malocchio, „gelingt es dem armen Künstler, den vorüberfliegenden Vogel Phönix der Schönheit mit guten Worten in der Luft so lange schwebend zu erhalten, bis er ihn auf die Leinwand gebracht hat. Der Zufall wollte es nur, daß ich seit langen Jahren der Hausfreund der Familie der schönen Francesca bin. Ich habe sie mir gewissermaßen zu diesem Bilde hier aufgezogen. Schon wie sie noch als Kind in der Wiege schlummerte, belauschte ich die seligen Züge des kleinen Gesichts, bis sich die Knospe immer mehr zur schönen Blume entfaltete, deren ganze Entwickelungsgeschichte ich in mir selbst erlebt habe. Da ich so genau endlich den Zusammenhang ihrer herrlichen äußeren Form mit den Bewegnngen ihrer Seele im Laufe der Zeit vergleichen konnte und endlich daran verzweifelte, die mild und schön, doch fortwährend von ihrer Seele lebendig bewegten Linien festzuhalten, kam ich endlich auf den Gedanken, sie zu malen in dem Momente, wo

in gleichschwebenden Wagschalen Leib und Seele im Gleichgewichte ruhen, während der Schlummer die Wage des Lebens mit zarter, beruhigter Hand wägend emporhält. So sehen Euere Majestät jetzt mein Ideal als träumende Ariadne auf dem Wendepunkte ihres Glückes, denn noch träumt sie selig dahin, und doch ist ihr schon der treulose Theseus entflohen. So mag sie denn hier im Bilde ewig schlummern, um nie aufzuwachen und das Entsetzlichste zu erfahren."

Malocchio hatte so bewegt gesprochen, weil er lebhaft an Francesca, an ihren hohen, freien Sinn, und an Alles dachte, was an ihr so groß und schön war, und doch nach seiner Ansicht den Eindruck eines himmelhoch emporschießenden Baumes auf steiler Höhe machte, welcher Blitz und Sturm trotzig herausforderte.

Der Kaiser dachte anders; denn je länger er die so sanft geschlossenen Augen betrachtete, desto mehr wünschte er, sie wachend und lebend zu sehen.

Graf Joseph schien seine Gedanken zu errathen, indem er sich fragend an Malocchio wendete: „Es müßte ein besonderer Kunstgenuß sein, die schöne Veroneserin lebend dieses Bild vorstellen zu sehen. Vielleicht dürfte es nur auf eine schickliche Gelegenheit ankommen, sie zu einer solchen Darstellung zu bewegen?"

„Vielleicht," warf Malocchio ein, „könnte es mir gelingen, sie dazu in gesellschaftlichem Kreise zu bereden."

„Iwan! Iwan!" rief der Kaiser den Fürsten, welcher vor der Thür stehen geblieben war, seinen Herrscher zu erwarten, „sorge dafür, daß dieses Gemälde in mein Zimmer gebracht werde; und Ihr, Malocchio," sprach er zum Maler, „laßt Euch aus meiner Kasse dafür den Preis bezahlen, den Ihr für Euer Meisterstück selbst bestimmt; vergeßt nicht, daß ein Kaiser der Bezahler ist! Iwan wird mit Euch das Weitere besprechen. Euch, lieber Graf," sprach er, zu Joseph sich wendend, „danke ich für die schöne Stunde, welche ich hier genossen habe,

und alle übrigen, welche mir der Besitz des Gemäldes machen wird.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Kaiser, ihm folgten hinterdrein zur Begleitung bis an den Wagen Joseph und Iwan.

Zweites Capitel.

Schon seit mehreren Tagen ging in Verona die Botschaft von Haus zu Haus, daß der Magistrat zu Ehren der hohen Gäste das Theater prächtig erleuchten lassen wolle.

Jetzt waren an allen Straßenecken große, buntfarbige Ankündigungen des Festpompes im Theater auf den Abend angekündigt.

Diese Nachricht belebte ganz Verona und die Straßen mit Lakaien, Kammermädchen und Läufern, welche die kostbarsten Stoffe für ihre Gebieterinnen herbei holten. Eine unendliche Geschäftigkeit begann in den Kaufgewölben und Putzläden; denn Alles beeilte sich, den Toiletten die nöthigsten Bedürfnisse zu liefern: Straußenfedern, künstliche Blnmen, Venediger Ketten, Spitzenschleier und Shawls von allen Farben und den feinsten Stoffen. Die Nachricht: „Alle Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten und Herrschaften des Congresses erscheinen heute im Theater!“ zuckte, wie ein elektrischer Funke, durch hunderttausend warmblütige Herzen.

Glücklich schätzten sich alle Veroneser, welchen es gelungen war, durch besondere Begünstigung Billete zu erhalten. Graf Joseph hatte es vermittelt, daß für den Ritter Malavilla und Isabella eine Loge zur Verfügung gestellt worden war, und sein Anerbieten, Beide mit seiner Equipage in das Theater abzuholen, war höflich angenommen worden. Zugleich hatte er galant Francesca eingeladen, der Spanierin Gesellschaft zu leisten.

Isabella und Francesca hatten ihre Toilette beendet und saßen jetzt noch im Gesellschaftszimmer Antonio's beisammen.

Francesca hatte sich zu dem Abende im Theater ein einfaches, seidenes Kleid von blaßgelber Farbe mit brochirten, großen Blumen gewählt; statt des Schmuckes von Gold und Edelsteinen trug sie nur eine weiße, künstliche Rose in ihren Haaren; Isabella hatte auf Befehl ihres Vaters sich mit einem grünen, goldgestickten Sammetgewande geschmückt.

Eben war Antonio von seinen Krankenbesuchen in der Stadt zurückgekommen und brachte eine zugebundene Mappe in Quartform mit, welche er mit freundlicher Begrüßung seiner Hausgenossen vor sie hin auf den Tisch legte, jedoch die rechte Hand darauf ruhen ließ.

„Welchen schönen Lohn erhalte ich." fragte er scherzend, „wenn ich hier Etwas mitgebracht hätte, was Euch gefällt?"

„Was Ihr verlangen könnt!" antwortete freundlich Isabella.

„Sei nicht aus Eigennutz geheimnißvoll!" rief Francesca und nahm ihm die Mappe weg.

Schnell hatte sie die Schleifen daran aufgezogen, sie aufgeschlagen, und ihre Blicke fielen auf englische Stahlstiche.

„Wie schön," rief Isabella, „ist das eine Gegend aus Spanien?"

„Schmolle nicht, Bruder," rief Francesca, „setze dich lieber zu uns und erkläre die Bilder!"

Antonio folgte dieser Mahnung, setzte sich zu den beiden Freundinnen und begann in den Stahlstichen herumzublättern.

Jetzt trat Achilleus, welcher zuweilen gegen Abend Antonio besuchte, in das Zimmer; Isabella, welche ihn zuerst erblickte, zuckte ein wenig zusammen; dann aber flog ein rosiges Lächeln über ihr Gesicht und wob sich

um ihre Lippen, daß ihre hellen Zähne, wie Thauperlen in einem Rosenkelche, dazwischen hervorleuchteten.

Auch Achilleus konnte überrascht keine Worte finden.

Francesca, welche diese süßen Verlegenheiten bald bemerkte, rief ihm heiter zu: „Kommt, setzt Euch zu uns; hier betrachten wir Ansichten aus Eurer Heimath! Ihr könnt uns am Besten sagen, ob man aus diesen Blättern sich eine Vorstellung davon machen kann. Hieher, hieher!" bedeutete sie ihn, indem sie ihm das Tabouret neben Isabella anwies.

Mit pochendem Herzen ließ sich Achilleus nieder; Francesca schlug ein Blatt um; es war eine Ansicht von der Insel Scio.

„Du unglückseliges Eiland," sprach Achilleus, wie für sich, indem er das Blatt betrachtete, „noch vor Kurzem das Entzücken der Welt, und jetzt mit allen deinen reizenden Villen und Weingärten ein ödes Todtenfeld, eine Wohnstätte der Geier und Raben!"

„Wer hat das gethan?" fragte mit bewegter Stimme Isabella, „Erdbeben oder Morisko's?"

„Der blutgierige, wortbrüchige Türke," versetzte Achilleus, „welchen die Herrscher Europa's ihren legitimen Bruder nennen, wenn er sie ungläubige Hunde schilt. Doch Hellas ist, wie der Heiland, vom Grabe auferstanden und die Nägelwunden an Händen und Füßen bluten von Neuem und das Herzblut sprüht auf die Erde."

„Wollt Ihr uns nicht den traurigen Untergang der Scioten erzählen?" fragte Antonio.

„Wenn Ihr es befehlt!" versetzte Achilleus, „aber die Geschichte davon ist durchaus nicht geeignet, eine heitere Gesellschaft zu unterhalten."

„Ihr dürft uns nicht zu zärtlich behandeln," entgegnete Francesca, „denn auch wir haben Entsetzliches genug erlebt."

„Don Achilleus," wagte jetzt Isabella ihn anzureden, „ich bin eine Spanierin und aufgewachsen mitten im Bürgerkriege. Von unsern Wartthürmchen herunter sah

ich fast täglich Feuersbrünste den Himmel röthen, und viele Edelleute, welche ich in meiner Kindheit gekannt habe, sind erschossen oder aus dem Lande in das Elend verjagt worden. Ich bin die Tochter dieser eisernen Zeit!"

Achilleus hing mit seinen Blicken, während sie sprach, an ihrem schönen, ernsten Angesichte; sie hatte zu sprechen aufgehört und noch immer war er in ihrem Anblick verloren, bis Francesca ihn wieder aufforderte, seine Erzählung zu beginnen.

„Die Insel Scio," erzählte jetzt Achilleus, „hat nördlich die schöne Insel Mitylene, südlich Samos, westlich Ipsara, östlich das reizende Ufer Kleinasiens, wovon sie ein zwölf Stunden breiter Meeresarm trennt, zur Nachbarschaft. Auf Scio soll Homer geboren sein und noch jetzt zeigt man bei der Quelle Rakte die Stelle, wo er eine Sängerschule gestiftet hat. In vier und zwanzig Dörfern wurde dort der Mastix für die schönen Sclavinnen des Sultans gebaut, wofür die Insel großer Gunst genoß. Hundert und funfzig Barken trieben den Handel mit der kleinasiatischen Küste und allen Inseln des Archipels bis nach Constantinopel und Aegypten.

„Reich und üppig geworden durch die Schätze des Morgenlandes unter dem Schutze der Pforte glaubte Scio, als rings um sie her der Freiheitskampf der Hellenen entbrannte, sich retten zu können durch kluge Ruhe und Ergebenheit an ihre Herren.

„Sorglos sahen die Scioten den Sultan die furchtbare Flotte in seinen Arsenalen zur gänzlichen Unterwerfung der griechischen Inseln ausrüsten und sie unter Ali Pascha mit den erfahrensten und geschicktesten türkischen Seeleuten bemannen, und ruhig die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara ihre Briggs und Brander zur Gegenwehr bereiten.

„Vergeblich wurden die Scioten von allen Seiten gewarnt; sie lagen still und vertrauten auf ihren unbedingten Gehorsam, als wenn nicht in einer Zeit, welche Alles auf die Spitze das Schwertes zur Entscheidung

drängt, die Theilnahmlosigkeit der sicherste Weg zum Untergange wäre!

„Während so die Insel Scio Alles wohlbestellt hielt und wie im tiefsten Frieden schlummerte, erwachte der Sciote Antonaky Burnia. Heimlich begab sich dieser zum Logotheten Lykurg auf Samos und bewog ihn zur Befreiung von Scio mit einigen hundert Samiern, welchen eine Schaar ausgewanderter Scioten folgte, dort zu landen.

„Dem Aufrufe zum allgemeinen Aufstande folgten Wenige, denn der Erzbischof und die Primaten eilten rings umher und mahnten zum Frieden.

„Am 12. April des verwichenen Frühjahres aber lief die türkische Flotte mit 7 Linienschiffen und 26 Fregatten in den Kanal von Tschesme ein; die Stadt wurde beschossen und genommen. Die Scioten flohen in die Gebirge, die Samier auf ihre Schiffe.

„Die Ipsarioten erhielten zugleich mit der Nachricht vom Auslaufen der türkischen Flotte die entsetzliche Kunde vom Unglücke auf Scio.

„Die griechische Flotte eilte sogleich zur Rettung herbei, aber Scio war bereits vernichtet. Die Stellen, wo die Stadt, wo die Dörfer, wo Villen sonst dem Seefahrer entgegengeglänzt hatten, bezeichneten nur noch emporqualmende Rauchsäulen.

„So schnell der Admiral, Ali Pascha, zur Mordbrennerei gewesen, so zauderte er doch jetzt, die entflohenen Scioten auf den Bergen anzugreifen. Er wandte sich arglistig an die europäischen Consuln der Insel und übergab ihnen ein Amnestiedecret für alle Scioten, welche die Waffen niederlegen würden. Die Consuln kletterten auf den steilsten Bergen umher und durchliefen die ganze Seeküste mit ihrer Friedensbotschaft und verkündeten die Gnade des Moslem; als ob in einem Kampfe auf Tod und Leben von Gnade die Rede sein könnte, als ob der Türke die europäischen Consuln höher achtete, als die europäischen Herrscher selbst.

„Die Scioten lieferten ihre Waffen ab und sandten 700 Primaten, um sich dem Admiral zu Füßen zu werfen.

„Das wortbrüchige Ungeheuer ließ sie an die Raaen seiner Flotte aufknüpfen und gab das Zeichen zum allgemeinen Mord. Da begann das Rasen mit Feuer und Schwert. Ein unendliches Wehegeschrei ging vom Morgen bis wieder zum Morgen durch Wald und Gebirg. Wer vermag die Gräuel zu schildern, die um Rache emporschrieen zum ehernen Himmel?!

„Selbst der Stahl der modernen Säbel schien endlich vor Schauder zu erstumpfen, nicht die Wuth des Admirals. Das Herz des Tigers konnte nicht das Flehen der Unmündigen, nicht das Lächeln der Säuglinge rühren. Er hieß sie von den Felsen in die Abgründe schleudern und auf dem offenen Felde an die Bäume aufhängen; ihre Mütter und ihre schönen Schwestern wurden abgeführt zum Verkaufe in die Bazars von Constantinopel und Algier."

Isabella rief in Angst und Schreck: „O, haltet ein, Ihr ermordet mich! Giebt es denn keine Gerechtigkeit im Himmel?"

„Es giebt eine Wiedervergeltung! entgegnete Achilleus. „Die türkische Flotte lag im Kanal von Tschesme vor Anker, zwei wachthabende Fregatten kreuzten Tag und Nacht vor ihr.

„Im Rathe der griechischen Seehelden zu Ipsara war beschlossen, zwei Brander abzusenden. Constantin Kanaris aus Ipsara und Georg Papinis aus Hydra waren zu dem tödtlichen Wagestücke bereit.

„Der Mond war im letzten Viertel; die dunkle Mainacht verbarg die kühnen Rächer. Das türkische Admiralschiff von 80 Kanonen lag an der Spitze der Linie vor Anker, über 2000 Menschen an Bord; denn es war der Ramasan der Moslem. Ali, der Admiral, gab Audienz, und die Generalsstabsofficiere aller Schiffe waren in dieser Nacht dorthin gekommen.

„Da kam die Schebecke Kanaris' mit günstigem Winde

herangeflogen, schnell und still, wie das Verderben; jetzt war der Brander an das Boogspriet des Admiralschiffs befestigt, und nun zündete Kanaris ihn an.

„Die Lohe sprang empor, Kanaris zugleich in die Gondel zu seinen Matrosen und brach glücklich mitten durch die Linie der Feinde. Lärm und Angstgeschrei erfüllten den Hafen. Jetzt flog das Admiralschiff, wie ein Eliaswagen, donnernd und flammend zum Himmel. Der Pascha hatte es verlassen und wollte in der Schaluppe sich an das Land retten; doch vergeblich. Die brennenden Schiffstrümmer stürzten herunter auf ihn und versenkten ihn in's Meer. Seine Sclaven rissen ihn wieder empor, aber gegen ihn war die rächende Gottheit. Sterbend lag er jetzt am Ufer der Insel, auf ihm die Blutschuld, über ihm der Fluch seiner That und in seiner Seele die Verdammniß. Die türkische Flotte wurde zerstreut. Dies ist der Untergang der Scioten und die Rache an Ali Pascha!“

Achilleus schwieg jetzt, in sich versunken. Als er wieder aufblickte, sah er in die leuchtenden, dunklen, blauen Augen Isabella's, welche keinen Blick von ihm verwendet hatte.

„Bei solchen gewaltigen Erinnerungen,“ sagte endlich Isabella, „welche jedes Herz zu Heldenthaten begeistern müssen, kann ich jede griechische Jungfrau beneiden, welche einen Bruder hat, der mit für die Freiheit kämpft. Eine solche weiß, unter welchem Bilde sie das junge Heldenthum verehren und lieben kann; sie kennt Einen, welchem sie den Lorbeerkranz bei seiner Heimkehr auf das Haupt drücken, oder für wen sie, wenn er ruhmbedeckt den Heldentod stirbt, die Todtenklage anstimmen soll.“

„Der Tod für das Vaterland ist immer süß,“ versetzte Achilleus, „aber es muß unaussprechlich schön sein, wenn im Augenblicke des Verscheidens das Bild der geliebten Jungfrau vor die Seele tritt. Ich beneide den Kameraden, der lebend und sterbend die Freiheit unter

dem Bilde seiner Braut sich denken kann. Ich selbst werde bald dort stehen bei meinem Freunde Botzaris, für die Freiheit fechten, so lange noch ein warmer Tropfen Blut durch mein Herz fliegt, und an Euren Wunsch denken, wenn ich nicht an Euch selbst denken darf!"

„Habt ihr nicht Lust, Signora Isabella," rief Antonio scherzend, „mit uns dorthin zu ziehen, wo die eisernen Würfel fallen, — nach dem Peloponnes? Vielleicht gehe ich als Arzt dorthin und kämpfe gegen die Türken mit Charpie und Pflaster."

„Ich halte Euch beim Worte!" versetzte Achilleus; „Ihr würdet Ernst aus Euren Worten machen, wenn Ihr sehen könntet, wie viele Hundert tapfre Männer an ihren Wunden umkommen müssen, weil wir keine Aerzte haben."

„Meinetwegen," entgegnete Francesca, „wandert Alle aus; ich bleibe hier in meinem schönen Italien! Hier bin ich geboren und hier ist meine Heimath. Hier will ich auch sterben, wenn es Noth thut, und — dann bin ich ein Mädchen und kann nur wirthschaften und fünf Arien zur Zither singen."

Eben war Ines hereingetreten und sprach mit Francesca, welche sich zu ihr gewendet hatte; Antonio ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

„Der Ritter läßt uns sagen," rief Francesca zu Beiden wieder zurückgewendet, „daß er uns erwarte. Ich bin bereit."

„So müssen wir scheiden," sprach aufbrechend Isabella zu Achilleus, „und ich werde beten um Gottes Beistand für Euch in der Schlacht und Todesgefahr für die Freiheit." Sie reichte ihm die Hand, welche er ergriff und einen Kuß darauf hauchte. Isabella wandte sich schnell und folgte ihrer Freundin.

Drittes Capitel.

Als die Abenddämmerung angebrochen war, hörte man den Wagen des Grafen in den Hof vor die Wohnung des Spaniers anrollen. Isabella und Francesca erwarteten den höflichen Herrn im großen Saale. Bald trat er selbst herein, Arm in Arm mit dem Ritter, Beide in den Uniformen ihrer Höfe, Beide festlich; doch hatte der Graf voraus die Eleganz des Schnittes und die Anmuth, mit welcher er nicht der Mode, sondern diese ihm zu dienen schien.

So nahte er sich mit klaren, lächelnden Augen den beiden Damen und flüsterte, während er jeder einen Arm zum Führen bot, ihnen zu: „Heute werden Sie zum ersten Mal den Glanz von ganz Europa überstrahlen!"

Zugleich schlugen die Diener des Ritters die beiden Flügelthüren vom Haupteingange des Saales zurück, der Ritter setzte den Tressenhut auf das Haupt, hob mit dem linken Arm den langen Stoßdegen in die Höhe und schritt voran, während sein Haushofmeister mit einem langen Stabe und sein ältester Bediente mit zwei Wachskerzen ihm vorausgingen und die übrige Gesellschaft mit der hinterdrein trippelnden Duenna nachfolgte.

Unten bei dem Wagen angelangt, schlug der Livreejäger des Grafen hastig den Auftritt herunter und riß den Kutschenschlag, zur Seite springend, auf, während Graf Joseph zuerst die Damen, dann den Ritter hinein becomplimentirte und sich dann schnell und leicht hineinschwang. Jetzt flog der Kutschenschlag zu, der Jäger

wieder hintenauf und die Kutsche rasselnd durch die Straßen nach dem Theater.

Obgleich der Magistrat zur Unterstützung der Polizei auch noch ein Commando österreichischer Grenadiere sich erbeten hatte, so war es dem Grafen und seiner Gesellschaft doch kaum möglich, den Eintritt in das Theater zu gewinnen.

Aber welches Gluthmeer von tausend und wieder tausend, zu brennenden Sträußern vereinigten Wachskerzen überraschte sie, als sie in die Loge eintraten! und doch ward dieser Glanz noch überboten von den aus allen Logen flammenden Diamanten, Rubinen und anderen köstlichen Edelsteinen. Alles, was die große Welt an Pracht darbieten kann in allen Formen, Kostümen und Kostbarkeiten, war hier in den Hauptlogen vereinigt. Die mit Orden übersäeten, hochaufgewölbten Busen der Mächtigen blitzten, wie Sternensysteme in klarer Winternacht; mit ihnen wetteiferten die Damenlogen, welche von Diamanten, wie mit hellen Regentropfen, in welchen sich die Sonne spiegelt, übersprüht schienen. Nie mehr werden die Kleider- und Haarkünstler von einer gleichen Ausstellung ihrer Künste erzählen können. Dieser Abend hatte ihren raffinirtesten Scharfsinn und ihr ganzes Genie erschöpft. Jede Loge war in der Pracht der Gewänder und des Schmuckes ein Triumph der damaligen Mode.

Das Theater war allmälig vollgedrängt von Zuschauern vom Parterre bis in die äußerste, oberste Reihe hinauf. Prinzen, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicegrafen und Barone grüßten mit vertraulichem Nicken Marschälle, Generale, Obristen und Majore, und diese neigten sich ehrerbietig vor den Staatsministern und Gesandten. Alle sich hin- und herneigenden Ordensbänder, Kreuze und Sterne machten den Eindruck eines Blumenbeetes, in welchem ein linder Abendwind wehte. Man mußte Jouy Recht geben, welcher nach Paris berichtete, daß das royalistische Europa an diesem Abende in die Blüthe geschossen sei.

Graf Joseph hatte hinter den Stühlen seiner Damen Platz genommen, heiter beflissen, ihnen der Reihe nach die merkwürdigsten Personen in dem Kopf an Kopf vollgedrängten Hause zu bezeichnen.

„Dort in der Mittelloge," flüsterte er zu Isabella, „der Bühne gegenüber, in dem reichgestickten Fracke mit dem Ludwigskreuze, in imposanter Haltung unveränderlich aufrecht stehend, ist der Graf von Caraman, der französische Botschafter in Wien. Ihm gegenüber erblickt man den Grafen von Lieven in dunkelgrüner Uniform, in der Pracht der Stickerei und der herabhängenden Ketten von massivem Golde; etwas entfernter erschienen eben so reich kostümirt die russischen Grafen Nesselrode, Pozzo di Borgo und Herr von Tatitscheff. Dort sehen Sie meinen Fürsten, meinen Chef und Gönner mit dem höchsten Schmucke aller Ehrenzeichen, mit welchen die Herrscher Europa's seine Brust überschüttet haben. Kaum wetteifert mit ihm nebenan der lange, schmächtige Herzog von Wellington in der Uniform des Großmeisters der Artillerie. Es fehlt nur der Fürst Esterhazy, dessen Diamanten vielleicht über Alle den Ausschlag geben könnten."

„Und wer ist denn die prächtige Frau," fragte Isabella, „dort in dem Kleide von Brüsseler Spitzen auf weißem, transparenten Atlas?"

„Sie meinen die Fürstin dort, mit einem Nelkenkranze um das Haupt, welcher die Haare so zurückhält, daß man darunter das in bläulichrothen Blitzen spielende Diadem hervorstrahlen sieht, über welches die einzelnen Locken schmachtend herunterfallen?" —

„Es ist," versetzte Francesca übermüthig, „die Wittwe Napoleon's!"

Der Graf trat bei diesen Worten, wie erschreckt, einen Schritt zurück und fragte dann, um Francesca nicht antworten zu dürfen, Isabella, „ob sie schon etwas Aehnliches erblickt hätte?"

„Nur einen Schatten von dieser Herrlichkeit," versetzte sie, „und zwar bei einem Stiergefecht in Toledo, wo

brennender Sonnenschein und spanische Augen noch heller funkelten, als diese Edelsteine und die Messer des Matadors!" —

Jetzt erschütterte eine schmetternde Fanfare das Haus, alle Zuschauer erhoben sich und tausend Farben in Schleiern, Federn, Bändern und Steinen schimmerten durcheinander; in der mit rothem Sammet und Goldstickerei drapirten Hauptloge erschienen die höchsten Monarchen Europa's. Sie trugen österreichische Uniform, der Kaiser Alexander die Oberstuniform seines ungarischen Regiments.

Graf Joseph hatte Francesca fest in das Auge gefaßt, doch bemerkte er keine besondere Veränderung in ihrem Gesichte, nur erst, als er sagte: „Die beiden Kaiser Oesterreich's und Rußland's!" erweiterten sich ihre Augen, als wollten sie sich an einem einzigen Anblicke sättigen.

„Ob Alexander der schönste Mann ist, für den man ihn hält," fuhr der Graf weiter fort, „muß ich den Damen zur Entscheidung heimgeben, so viel nur kann ich behaupten, daß er das größte und edelste Herz der Welt in seiner Brust trägt. Blond und hoch, wie ein Hohenstaufe, ist er romantisch und ritterlich, wie der Held einer Sage aus alter Zeit. Er hat das doppelte Glück, Ueberwinder der Männerheere und Besieger der sprödesten Damenherzen zu sein. Welche Festung könnte sich auch gegen die Sonne selbst vertheidigen! Ich mag es wohl glauben, daß er gerade für ein stolzes Damenherz am Gefährlichsten ist."

Francesca's Blicke ruhten während dieser Lobpreisung auf den Spitzen, welche vor ihrem Busen zitierten, sie sagte Nichts dagegen, doch schlich ein jedes Wort, welches Joseph zwischen sie und Isabella hereinflüsterte wie eine kleine, glatte Schlange in ihre Seele hinein.

Jetzt begann die Oper: „l'inganno felice" von Rossini und die Crivelli, Passerini und Galli boten ihre äußersten Triller auf, sich den Beifall der erlauchten Versammlung zu erwerben.

Doch war an diesem Abende das Schauspiel vor der Bühne fesselnder, als das, welches auf ihr dargestellt wurde. Das Auge machte immer neue und unvergeßlichere Entdeckungen, indem es von Loge zu Loge trunken umherirrte.

Nur ein Zuschauer, welcher unten beim Eingange in das Parterre, wie ein Tannenbaum über Buschwaldung, mächtig emporragte, hielt seine Augen auf einen einzigen Punkt hin gerichtet, von wo ihm selige, freundliche Blicke entgegenkamen. Es war Achilleus, welcher diesen glücklichen Platz gewonnen hatte, wo er Isabella lange und ruhig ansehen durfte.

Seit dem Augenblicke, wo sie bei dem Gange zur Einweihung der Capelle von den Treppenstufen herab strauchelnd in seine Arme gesunken, war ihr Bild nicht aus seiner Seele gewichen. Er fühlte es in seiner Brust, wie zwei Hände, welche ihm das Herz abzufangen suchten. Sie stand, wie ein lichter Mond, in ihm, vor welchem seine Geschäfte und Sorgen immer, wie sich kreiselnde, silberne Wolken, vorüberflogen.

Als er aber jetzt bemerkte, daß auch ihre Blicke sich zuweilen verstohlen herunterschlichen, da jauchzte sein Herz hochauf in wildem Jubel der neuen, noch nie empfundenen Leidenschaft.

Das argwöhnische Auge des Grafen Joseph hatte dieses Alles bemerkt; während er in das Textbuch zu blicken schien, wußte er den Augapfel so zu halten, daß er Beide immer im Blicke behielt. In seiner Seele hob sich, wie eine listige, grimmige Schlange, die Eifersucht empor und zugleich stand mit einem Male Isabella so reizend, so begehrenswerth vor seiner Seele, daß er von diesem Augenblicke an in verliebtem Hasse sie zu erobern beschloß, selbst auf die Gefahr seiner Freiheit hin.

In einer Menschenseele haben neben einander so viele Gedanken Raum, daß er zugleich ihren alten Adel mit dem seinigen der jüngeren Zeit angehörigen und seinen

Reichthum mit ihren Verbindungen am spanischen Hofe abwog.

Während Alles in ihm so glühte und gährte, war seine Seele, wie siedendes Blei, welches die fürchterliche Gluth mit dunkeln Häutchen bedeckt. Er hielt seine Augen so lange auf die Buchstaben des Textes, welche ihm, wie Ameisen, durcheinanderliefen, bis er wieder die Aufschrift: „l'inganno felice“ lesen konnte und daraus merkte, daß er seinen Blick wieder in der Gewalt hatte. Er fühlte an seine Stirn, sie war eiskalt, und nun trat er aus dem Schatten vor an die Brüstung der Loge und fixirte mit dem Operngucker ruhig den Neugriechen. Kaum bemerkte jedoch Achilleus, daß er beobachtet wurde, so zog er sich zurück und drängte sich hinaus, um den Ausgang zu gewinnen, wo er Isabella beim Einsteigen in den Wagen noch einmal zu sehen hoffte.

Der Ritter, welcher hier den ganzen Hof von Madrid zu vertreten glaubte, stand jedoch an seinem Platze, wie eingewurzelt, mit geradeaus sehenden Augen, welche gar Nichts zu bemerken schienen, doch war ihm nicht entgangen, daß verschiedene, reichdecorirte, russische Fürsten und Grafen Joseph vertraute Grüße zugewinkt hatten. Wenn der Graf es darauf abgesehen hatte, sich dadurch bemerklich zu machen und bei dem Ritter ein einflußreiches Ansehen zu gewinnen, so war ihm sein Vorhaben gelungen. Der Ritter legte seit diesem Abend etwas Feineres in sein Benehmen gegen den Grafen.

Jetzt ging jedoch der erste Act zu Ende, die Monarchen grüßten mit Verneigung das aufstehende Publikum und entfernten sich; Alexander führte die Kaiserin von Oesterreich und Friedrich Wilhelm die Erzherzogin Marie Louise bei dem Ausgange an ihre Wagen.

Die Entfernung der höchsten Herrschaften gab das Signal zum Aufbruche der übrigen Hoheiten, welche ihre Würde durch längeres Verweilen nicht gefährden wollten, ihnen schlossen sich auch der Ritter Malavilla mit seinen beiden Begleiterinnen und Graf Joseph an.

„Werden Sie,“ sprach Graf Joseph zum Ritter, „nunmehr Vertrauen fassen auf die Aufrechthaltung der absoluten Throne?“

„Ich habe,“ versetzte der Ritter, „daran gedacht, daß mein Herr und König in demselben Augenblicke, wo die übrigen Herrscher Europa's im Theater in Glanz und Macht vereinigt ruhig zusammensaßen, in schmachvollster Knechtschaft schmachtet und sich nach Rettung sehnt.“

Bei diesen Worten traten sie aus dem Schauspielhause hervor; Achilleus stand seitwärts an dem einen Thürpfeiler des Ausganges. Der Graf warf ihm im Vorbeigehen einen vornehmen, kalten Blick zu, Isabella aber ließ heimlich ihren Fächer fallen, welchen Achilleus schnell aufhob und an seiner Brust verbarg.

Joseph bemerkte diese Bewegung, aber schon drängte die herauswogende Menge sich zwischen ihn und Achilleus, welcher sich in ihren Wogen verlor.

Viertes Capitel.

Wer sich im Genusse des Schönen nicht stören lassen will, der muß sich hüten, in die heimlichen Werkstätten zu sehen, wo es bereitet wird. Wer sich an einer üppig süßen Frucht erquickt, der darf nicht nachgrübeln, woraus die Wurzeln die Säfte dazu unter der Erde bereitet haben. Doch, wer auch die Nachtseite der Mächtigen und Herrlichen kennen lernen will, der darf sich nicht scheuen, aus dem Lichtmeere des Veroneser Theaterabends dem Erzähler in ein düsteres Gewölbe nachzufolgen und dort den Chevalier Bartolo zu belauschen.

In diesen Gemache befindet sich kein einziges Fenster, es ist nur erhellt von einer Lampe, welche über der großen Tafel hängt, an welcher der Chevalier arbeitet. Vor ihm steht ein großer Kasten voll versiegelter Briefe, zu seiner Rechten ein Kohlenbecken, auf welchem sich ein Kessel siedendes Wasser befindet. Er hält jetzt einen, mit einer Oblate versiegelten Brief eine Zeitlang über das Wasser in den heißen Dampf, betrachtet zuweilen das Siegel, hält es wieder in den Dampf, dann fährt er mit einem dünnen, scharfen Messer unter den Aufdruck des Petschafts hinein und der Brief ist geöffnet. Mit einem Blicke hat er den Inhalt überpflogen, ihn wieder zusammengebrochen, auf die Stelle, wo die Oblate, gelegen, mit einem kleinen Malerpinsel ein wenig Buchbinderkleister aufgetragen und den Brief wieder verschlossen, daß auch nicht das argwöhnischste Auge eine Verletzung des Siegels zu bemerken im Stande

sein würde. Nach dieser Handhabung wirft er den Brief in einen zweiten Kasten, welcher neben ihm auf der Erde steht. Jetzt nimmt er einen andern, welcher mit Siegellack zugesiegelt ist. Der Chevalier macht damit wenig Umstände; mit einem heißen Messer löst er das Siegel von der Unterlage ab, öffnet ihn und liest.

Jetzt zieht er seine Brieftasche hervor und copirt schnell den Inhalt; dann bringt er etwas heißes Siegellack, welches er am Feuer flüssig gemacht, auf die Stelle, wo das Siegel aufgelegen, drückt den Brief wieder zusammen, beschaut lächelnd sein Meisterstück am Lichte und wirft ihn dann in den Kasten auf der Erde.

Er nahm jetzt einen andern Brief, welcher ihm besonders geschickt couvertirt schien; kaum hatte er jedoch das Siegel an der Lampe besehen, so sagte er für sich: „Von den Grafen? — Du zuerst darfst nicht ununtersucht passiren; aber mit welch' verdammt feinem Lack, welcher dazu noch oblaten dünn aufgetragen, hat er den Brief versiegelt! Also an den Präsidenten, den alten Fuchs, er ist gerichtet? — Dieser Brief gehört vor mein eigenes Gericht!" Während er sich so mit sich selber unterhielt, hatte er verschiedene Stempelstöckchen, in welchen unten ein Ausschnitt sich befand, um ein Petschaftblatt aufzunehmen, über das Siegel probirt; eins davan paßte. Er knetete nunmehr Wachs, drückte es auf das Siegel, nahm es ab, bestrich es dann mit flüssigem Gyps und paßte den Stempel darauf. So ließ er es eine kleine Weile stehen, während er andere Briefe untersuchte, und entweder ohne Weiteres in den Kasten warf, oder erst dann, wenn er sie geöffnet und übersehen hatte.

Jetzt löste er daß Stempelstöckchen vom Wachse ab und fand, daß das Siegel rein abgedrückt war. Schnell war das Siegellack mit dem heißen Messer abgeschabt und der Brief geöffnet. Der Chevalier las:

„Der Chevalier Bartolo, der Corse, ist wieder zum Rapporteur angeworben. Er und seine Agenten

sind thätig in allen Regionen der Gesellschaft, um Ihren vielbeschäftigten Freund allwissend zu machen. Da es aber immer gefährlich bleibt, einem so unternehmenden Menschen sich anvertrauen zu müssen, so bitte ich Eure Excellenz, den Franzosen Arnaud mir zu senden, damit er den Chevalier beaufsichtige. Noch frage ich an: auf welche Weise Dieselben seinen Mund zu versiegeln gedenken, wenn ich ihn nach Beendigung des Congresses Ihnen zusenden werde?"

Der Chevalier zuckte empor und murmelte: „Pest und Teufel! Ist das so gemeint? Ich danke verbindlichst, Herr Graf, für die Beaufsichtigung und das Mundstopfen! Ich danke!" — Sein Gesicht verzerrte sich jetzt zu einem häßlichen Lächeln. Er verschloß, während er wüste Worte in sich hineinmurmelte, wieder den Brief mit dem in Gyps geformten Siegel und warf ihn mit verächtlicher Miene in den Kasten.

Er nahm jetzt wieder andere und immer andere Briefe, öffnete sie mit den verschiedenartigsten, niedlichsten Instrumenten, bald so, bald anders, zeichnete daraus Einiges in seine Brieftasche auf, schloß sie wieder, nahm wieder andere, deren Aufschrift schon allen Verdacht beseitigte, als wenn der Inhalt von besonderem Interesse für ihn sein könnte, und warf sie zu den anderen, welche besichtigt waren.

So arbeitete er bis tief in die Nacht hinein.

Endlich kam er mit seiner Beschäftigung zu Ende. Er nahm ein Glöckchen und schellte damit. Auf dieses Zeichen trat ein höckeriges, einäugiges Männchen herein. „Das dauerte lange," flüsterte er, „das war eine Henkersarbeit!" —

„Schweig'! Schwätzer. Hier hast du dein Schloß vor den Mund! und kann die Zunge sich dann noch nicht bändigen, — so —"

Der Chevalier sprach den Satz nicht aus, sondern machte nur eine drohende Bewegung mit der Hand.

Der Alte lächelte schüchtern und sagte: „Ei, was geht das Alles mich an? — Ich bin ein armer, alter Kerl, den die Welt zeitlebens mit Füßen getreten hat, und ich sehe nicht ein, warum ich das Bischen Glück, das ich da zum ersten Mal in Eurer Hand finde, nicht hinnehmen soll!“

„Alle Briefe hier gehen an ihre Adressen!“

Der Alte nahm den Briefkasten und entfernte sich. Der Chevalier aber setzte und legte Alles in Ordnung, nahm dann seine kleine Blendlaterne, welche er anzündete, löschte die herunterhängende Lampe, die stumme Vertraute seiner stillen Arbeit, aus und begab sich hinweg.

Jetzt schlugen von Außen die Thüren zu, der Schlüssel drehte sich im Schlosse um, und dann verhallten die Schritte des Chevaliers im Corridor.

Es war nun im Gewölbe todtenstill; nach einer Weile aber regte es sich in allen Winkeln, viele kleine, glitzernde Augen begannen zu blitzen, jetzt sprang es auf den Stuhl und jetzt auf den Tisch, und nun bildete sich ein Kreis von Ratten um das warme Kohlenbecken. Eine um die andere schien sich ihre Pfötchen zu wärmen, während viele andere die Köpfchen zusammensteckten und von wunderlichen Dingen und umgehenden Gespenstern sich schauerliche Geschichten zu erzählen schienen.

Ein ebenso heimlicher Congreß fand in einer einsamen verfallenen Hütte, außerhalb der Stadt, in einem verwilderten Garten statt. Der Mond war untergegangen und der Himmel war dicht umwölkt, ein feiner, schauriger Regen wehte mit kalter Novemberluft über die Eisberge der Alpen herüber. Verona lag öd und lichtlos, wie ein großer, trauriger Kirchhof, unten zwischen den Festungsmauern. An der Hütte im Garten zog die Etsch zur Stadt hinunter, um ihr Leid und ihre schluchzenden Wellen hineinzugießen in das adriatische Meer.

Ueber die eingefallene Mauer des Gartens durch Nesseln und Brombeernbüsche krochen jetzt zwei verhüllte Männer.

„Wir kommen doch nicht fehl?“ murmelte der Eine; „Wir sind am Ziel!“ der Andere.

„Ein abscheuliches Wetter!“

„Es meint es gut mit uns und giebt uns Sicherheit!“

„Hu, da liegt ein Mensch im Grase!“

„Eine umgestürzte, verwitterte Statue. Halt' dich links!“

„Wo bist du?“

„Hier! hier ist meine Hand, Bajonna!“

„Aber wo ist endlich das Haus?“

„Wir stehen gleich davor; — hier kriech' durch, ich biege eine Cypressenstaude zur Seite.“

Mit diesen Worten nahten sich Beide der verfallenen Hütte.

In dieser waren schon drei andere, in Mäntel verhüllte Menschen versammelt. Auf dem zerbröckelten Estrich stand eine verdeckte Lampe, so daß ihr Licht nur einen schwachen Dämmerschein in ihrer Nähe verbreitete, und die Wände unbeleuchtet blieben. Vor der Lampe stand ein Kästchen, sonst war weiter kein Gegenstand in dem öden Gemache zu erblicken.

Die drei umherstehenden Männer hatten ihre Hüte tief in die Stirne gedrückt und sich in ihre Carbonaromäntel gehüllt, so daß von den Gesichtern nur die wilden, brennenden Augen sichtbar waren.

Jetzt pochte es dreimal an die von innen verriegelte Thüre an. „Wer da?“ rief der Eine der Vermummten, während jeder von ihnen eine Pistole herauszog, jedoch ruhig wieder beisteckte, als durch das Schlüsselloch geantwortet wurde: „la povera Italia!“ — Die Thüre wurde auf diese Parole geöffnet, und herein traten die beiden andern Vermummten.

Nachdem sie sich gegenseitig mit Handschlag begrüßt hatten, stellten sich diese fünf Personen um die Lampe, und der, welcher zuerst gesprochen hatte, eröffnete die Versammlung mit der Anrede:

„Wo fünf der Unsern sich treffen, ist eine Loge versammelt. Bajonna von Neapel, woher kommst du in der Stunde der Mitternacht?“

Einer der Zuletztgekommenen trat näher, enthüllte sein Gesicht, welches todtenbleich und eingefallen war, und entgegnete: „Aus Ketten und Gefängniß, vom Mahle der Verzweiflung! Vom Todtenbette der Freiheit!“

„Wer kommt mit dir?“

„Die Geister Morelli’s und Silvati’s!“

„Todt? Beide todt?“ murmelten die Vermummten entsetzt unter einander.

„Todt, wie der Gott der Hoffnung! Ich bringe Euch ihren letzten Gruß! Mittwochs Abends vor drei Wochen waren die beiden Verurtheilten in die Capelle gebracht, wo sie, umgeben von Priestern, die Nacht zubringen mußten. Silvati lieh ihnen Gehör, beichtete und empfing die letzte Oelung.“

„Schmach über ihn!“ riefen dumpf die Vermummten.

„Vergebt ihm; denn furchtbar ist die Stunde vor dem Tode! Morelli, der brave Carbonaro, ist verstockt geblieben, wie sie sagten; er ist ein Mann geblieben, spreche ich! Er hat ihnen gesagt in die blinzelnden, zuckenden Pfaffengesichter hinein: daß er nicht an die Kirche und ihre Dogmen glaube und die Priester verachte!“

„Morelli!“ riefen die Vermummten, — „Bewunderung und Ehre seinem Geiste!“

„Donnerstag um 7 Uhr Morgens,“ fuhr Bajonna fort, „wurden Beide hinaus vor das Thor von Capua geführt. Man hatte ihre Augen verbunden, ihre Gesichter mit schwarzem Flor umwunden, ihnen Schuhe und Strümpfe ausgezogen und sie in Oberröcke von grobem, schwarzen Zeuge gesteckt. Mit festen, ruhigen Schritten gingen sie der Guillotine entgegen. Zwei Priester, mit dem Crucifix in der Hand, gingen ihnen zur Seite.

„Als Silvati an das Blutgerüst gelangt war, kniete er auf die Stufen nieder und betete mit seinem Priester. Morelli blieb stehen, weigerte sich, dem geistlichen Zuspruch

das Ohr zu leihen, und rief: „Er will mich betrügen!“ Als der Priester ihm abermals mit den Worten: „Gott ist gerecht!“ zuzusprechen anfing, erwiederte Morelli: „Nicht für mich; ich war stets ein ehrlicher Mann und sterbe doch wie ein Verbrecher!“ — Dann stürzte er auf die Kniee und warf sich mit dem Rufe: „Es lebe Italien!“ unter die Guillotine. Seinem entseelten Körper ist ein Grab in geweihter Erde versagt worden.“

Jetzt schwieg Bajonna, die Umstehenden schauerten in sich selbst hinein; der Sprecher aber fragte weiter: „Sind die übrigen Brüder sicher?“

„Das Beil,“ versetzte Bajonna, „züngelt über dem Nacken Aller, welche nicht entflohen sind.“

„Welche Hoffnung bringst du für die Zukunft mit?“

„Keine! Ich komme, um Rache zu fordern für Morelli und Silvati!“

„Rache?“ fragten die Vermummten.

„An dem Einen, der uns Alle in das Verderben gestürzt hat! Hört an!

„Zu Anfange des vorigen Jahres erschien in Neapel ein Chevalier Bartolo, dem Anschein nach einer der begeisterten Anhänger der guten Sache. Er wußte als alter französischer Officier das Vertrauen mehrerer Eingeweihten zu erwerben, und so gelang es ihm, sich in unsere Loge aufnehmen zu lassen. Doch bald erregte er die Aufmerksamkeit des namenlosen Oberen. Schon waren die Dolchbrüder gewählt, ihn unsichtbar zu machen, als er plötzlich in einer Nacht mit den wichtigsten Papieren verschwunden war. Am nächsten Morgen wurden die tüchtigsten Bundesmitglieder verhaftet und auf Thatsachen und Pläne hin, von welchen nur der Chevalier wissen konnte, gerichtet und zum Schaffot oder Galeere verdammt. In der letzten Versammlung am Avernersee erhielten wir aus England die Botschaft, daß der Chevalier im Solde des Grafen Joseph als dessen geheimer Polizeispion und Agent stehen solle.

„Er sterbe!“ riefen die Vermummten.

„Er sterbe! — Er ist wieder hier während des Congresses in Verona, um das Netz des Verderbens weiter zu stricken! — Silvati fordert von Euch des Mannes Blut!“

„So frage ich die Loge: ist der Mann des Todes schuldig?“

„Schuldig! Schuldig! Schuldig!“

„Werft das Loos!“ rief der Sprecher, kniete nieder und ließ drei Würfel auf den Boden rollen. Ein Anderer zählte die Augen und rief: „Sieben!“ —

Jetzt warf der Zweite, dann Bajonna. Kaum übersah dieser die Würfel, so zuckte er krampfhaft zurück, starrte wieder auf die Augen der Würfel hin und stöhnte fast kaum vernehmbar: „Es ist ein Pasch von funfzehn!“ —

Jetzt warfen auch die zwei Uebrigen. Der Wurf Bajonna's blieb der beste.

„Bluträcher, tritt vor!“ rief der Sprecher, indem er sich das Kästchen aufschließen ließ, es öffnete und einen weißen Todtenkopf daraus hervorhob.

„Fürchtest du den Tod?“

„Nein! Nein!“

„Lege die drei Finger der rechten Hand auf diesen Schädel und schwöre:

„Bei dem lebendigen Herzen in meinem Leibe schwöre ich, den Chevalier Bartolo als Spion und Verräther zu tilgen von der Erde; verflucht sei seine Seele, sein Odem, sein Gebein! Wie ich verflucht sein will, lebt der Verräther noch drei Mondes-Wechsel lang!“

Der Bluträcher sprach schwörend diese Worte nach.

„Schwöre weiter:

„Und sollte ich aus Feilheit, Feigheit oder Schwachheit einem Richter, einem Priester oder einem Schergen, oder sonst wem den Namen eines Bundesbruders nennen, so biete ich mein Haupt der Keule, meinen Hals dem Strange, meine Brust dem Dolche und mein Andenken der Schande! — Ich will Ver-

rath und Meineid von mir wenden und lieber ehrlich sterben, als schuftig leben. Amen."

Als der Bluträcher auch diese Worte gesprochen hatte, umarmten und küßten ihn alle Uebrigen.

Dann entfernte sich Einer nach dem Andern, der Letzte löschte die Lampe aus, nahm das Kästchen an sich und verschloß die Thür des verfallenen Gartenhauses, in welchem Nichts vom Leben zurückblieb, als die Schwämme, welche ungestört fortwucherten in dem tropfenden Moder der Wände.

Fünftes Capitel.

Achilleus hatte sich spät in der Nacht auf sein Lager geworfen, welches auf dem Estrich seiner Stube bald gefunden war. Ein Teppich und seine Kapuze, in welche er sich wickelte, genügten ihm. Wie er sein Gebet zur heiligen Panagia gesprochen hatte, war es ihm, als sehe er sie riesig hoch über dem Taygetes herüber wandeln, in der rechten Hand Scepter und Schwert und in der linken als Reichsapfel die Sonne von Griechenland, unter ihren Füßen den türkischen Mond. Wie so die Panagia hinwandelte, sah er ihr goldenes Haar, wie Ströme über Bergesrücken, herunterwallen und ihr blaues, langherabfallendes Gewand über das wogende Meer dahinschleppen. Indem er den Saum ihres Gewandes küßte, war es ihm, als sänke er tief herab, bis ihm die Sinne vergingen und er Nichts mehr vernahm, als den Ruf des Kukuks von den coccygischen Bergen und den Schlag der Wachtel aus weiter Ferne. Jetzt streifte das Gewand der Panagia über duftende Kornfelder und Weinreben und über unendliche, purpurglühende Rosengebüsche, aus welchen, wie tönende Meßnerglöckchen, Schwärme von Nachtigallen singend emporflogen, — und in die wasserfrische Luft von Meer, Gebirg, Quellen und Strömen goß der an Berghängen blühende Thymian, der Rosmarin und das Geißblatt neuen Duft, daß seine Brust vor Entzücken sich schwellte und seine Seele trunken jauchzte: „Hellas! mein Vaterland!“

Da kam es ihm vor, als würde plötzlich von seinem innern Auge ein Schleier hinweggezogen, und unter sich

sah er die Hörner des Parnasses, den Golf von Korinth, nordwärts und jenseits der Ebenen von Thessalien den Olymp mit dem krystallenen, schneeglänzenden Gipfel und weithin Achaja, Argolis, Elis und Arkadien und das unendliche Meer. Nun verwirrten sich wieder die Bilder in seiner Seele, betäubt vom Rauschen der Wälder und der Gewässer. Da war es ihm endlich deutlich, daß er mit vielen tausend anderen Jünglingen, welche sich die Stirn mit Rosenkränzen umwunden und dem Tode geweiht hatten, in den heiligen Kampf gegen die türkischen und ägyptischen Paschen zog. Wie ein weißes Mohnfeld, lag unter ihnen ausgebreitet mit unzähligen Zelten das Lager der Barbaren. Es war Nacht, und doch Alles deutlich zu sehen, denn die Panagia hielt ein Schwert hinunter, welches, wie ein Meteor, hellaufleuchtete, jetzt aber wieder verschwand und Alles in Nacht und Dunkel begrub. Sie zerbrachen jetzt die Scheiden ihrer Schwerter und flüsterten unter einander: „Sieg oder Tod!" Dann bestimmten sie das große Zelt in der Mitte des Lagers zum Sammelpunkte und in einzelnen Abtheilungen schlichen sie behutsam hinunter. Auf den nachgeahmten Ruf der Nachtigall, welcher jetzt erscholl, wurden die schlafenden Wachen niedergestreckt, auf einen zweiten Ruf würgten ihre Schwerter mitten im Lager und nun wogte Alles in Finsterniß und Kampf gräßlich durch einander. Jetzt wurde sein Traum sinnlos und chaotisch; nun aber hörte er Flöten, Trommeln und Siegesjubel. Aus den Dörfern und Städten stürzten Greise, Weiber und Kinder heran und lösten die Ordnung des Heeres. Jeder seiner Kameraden drückte einen jüngeren Bruder oder Schwester, oder sein Weib, oder seine Braut an sein Herz, nur er war allein. Jetzt theilten zwei weiße Arme den an der Straße neben ihm blühenden Oleanderbusch, und sie schlangen sich um seinen Nacken, und er rief vor Freude laut weinend: „Isabella! Isabella!" Mit diesen Worten wachte er auf. Der helle Tag hatte ihn überrascht und vor ihm stand Isabellens Duenna.

„Ja freilich,“ sagte listig lächelnd die Alte, „komme ich von Donna Isabella; freilich muß man gleich am frühen Morgen auslaufen, wenn der Don nicht merken soll, daß der schönste chinesische Fächer von der Welt verloren gegangen ist und ihn eine wildfremde Nation gefunden hat. Kann man Euch Männern denn gleich trauen? Ihr habt den Weibern wohl schon mehr gestohlen, als einen Fächer. Man muß Euch gleich hinterdrein sein und Euch auf die Finger klopfen, daß Ihr fremdes Gut wieder fallen laßt. Verstellt Euch nur nicht, als wüßtet Ihr von Allem Nichts! — So sind sie Alle, erst mit Blicken und Rehfüßchen um die Dame herum, – bis sie ein sogenanntes Andenken gestohlen haben, um damit vor der Welt zu prahlen! Was denkt Ihr denn in Eurer grünen Jugend, als ob die Ehre einer vornehmen, schönen Donna nicht gehütet werden müßte, wie des Kindes Augapfel! — Nur heraus mit dem chinesischen Fächer! Ich weiche nicht von der Stelle, ich lasse mich nicht hinausbecomplimentiren!“

„Was haltet ihr denn von mir? Ihr laßt mich ja nicht zu Worte kommen!“ versetzte lachend Achilleus. „Aber setzt Euch ein wenig nieder, und laßt mit Euch reden; Ihr seid also die Duenna der schönen Isabella aus Spanien?“

„Aus Catalonien! Freilich ist sie schön, wie ein Altartüchelchen! Ich will mich nicht eher setzen, bis ich den Fächer meiner gnädigen Isabella wieder bekommen habe. Es haben mehr Leute gesehen, wie Ihr, ja gerade Ihr, den Fächer aufgehoben habt.“

„Warum soll ich Euch den glücklichen Fund verläugnen?“ sagte Achilleus, nahm den Fächer, drückte einen Kuß darauf und gab ihn der Alten. Diese aber nahm ein seid'nes Tüchelchen aus der Tasche und wischte die Stelle ab, welche Achilleus' Lippe berührt hatte und zankte für sich: „Das nenne ich dreist! Wenn das unser Don gesehen hätte, der arme Fächer müßte in das Feuer wandern.“ Mit diesen Worten schlug sie den

Fächer auf, welcher so zart und fein aus dünnen Elfenbeinblättchen gearbeitet war, daß er wie aus zierlich gemusterten Brüsseler Spitzen verfertigt zu sein schien.

Während die Duenna sich das Aussehen gab, als betrachtete sie die seltsamen Figürchen der darauf befindlichen Drachen und Mandarinen, blickte sie durch die durchbrochenen, kleinen Zwischenräume und belauschte den Griechen, um aus seinem Gesichte und Mienen seine Gemüthsart kennen zu lernen. Er schien ihren Beifall zu haben. Achilleus, welcher errieth, daß die Alte ihn ausforschen wollte, glaubte nichts Besseres thun zu können, als sie zu gewinnen. Er nahm aus seinem Reisekästchen eine schöne Kette, an welcher türkische Goldstücke hingen, und ließ die Glieder spielend durch seine Finger gleiten, während die Duenna durch die Fensterchen des Fächers dem Spiele neugierig zusah.

Endlich nahm er das Wort: „Habt ihr nie gehört, daß selbst ein grausamer, stolzer, mächtiger Löwe sich an einem gold'nen Kettchen herumführen ließ?"

„Viele Menschen," versetzte die Duenna, „lassen dies umsonst an ihrer Nase geschehen, — was meint Ihr denn mit Eurer klugen Frage?"

„Ich möchte Euch diese gold'ne Kette mit den daran klimpernden Goldstücken um den Hals hängen, und es müßte Euch sehr schön lassen, wenn ich damit Euren Schutz mir erwerben könnte. Bei den großen Heiligen in unsern Kirchen weiß man gewiß, daß sie die Hände segnen, welche nicht leer zu ihnen kommen, aber die Menschen sind oft anders gesinnt."

„Wozu braucht Ihr," erwiederte die Duenna, „auch den Schutz einer alten Frau? — Ihr spottet recht herzhaft über mich!"

„Seid Ihr nicht täglich und stündlich um Donna Isabella? — Könnt Ihr nicht sprechen von mir?"

Warum? Warum von Euch sprechen?

„Weil es mich glücklich machen würde, wenn Isabella recht gut von mir dächte; daher wäre es sehr gut von

Euch, wenn Ihr zu allererst mit ihr über mich in allem Guten zuweilen sprechen möchtet!“ Mit diesen Worten ließ Achilleus die gold'ne Kette in ihren Schoos fallen.

Die Duenna rief wie erschreckt: „San Jago! was soll ich mit dieser Pracht und Herrlichkeit? Das ist viel zu kostbar für mich, und Ihr müßt am Ende es bereuen, so einen großen Schatz weggeworfen zu haben.“

Achilleus, welcher die Absicht der Alten errieth, bedachte sich nicht und erzählte: „Mein Oheim hat fünf Schiffe auf dem Meere, welche Getreide von Alexandrien nach Marseille führen, und im Peloponnes besitzt er große, reiche Landflecken; ich bin sein zukünftiger Erbe.“

„Also seid Ihr ein griechischer Marquis?“

„Wir gehören zu den fürstlichen Geschlechtern der Phanarioten.“

Die Alte hatte bei dieser Unterredung zuerst die Augen groß gemacht und den Kopf wohlgefällig herüber und hinüber gewiegt; dann hatte sie die Füße zurückgezogen und sich gehoben, jetzt aber stand sie und machte einen tiefen Knicks, während sie sich vornehm mit dem Fächer Luft zufächelte und mit ehrerbietiger Stimme sprach: „Fürstliche Hoheit geruhen, über Ihre Dienerin zu befehlen und meinen unterwürfigen Dank für die schöne Kette zu genehmigen; gern will ich, wie daran Glied an Gliedchen sich reiht, für Euch goldene Wörtchen an goldene Wörtchen fädeln, wenn Euch damit bei meiner Gebieterin gedient ist. Aber was meint Eure Hoheit, daß ich ihr sage?“

Achilleus wurde durch diese Frage verlegen, doch entgegnete er endlich: „Ihr schönes Bild steht vor mir im Traume, welcher mit der Nacht beginnt und mit dem Tage nicht aufhört! und daß ich mir zu vergönnen bitte, in der Capelle im Dunkel des Eingangs stehen zu dürfen, wenn sie vor dem Altare kniet und betet. Das und Alles, wofür ich keine Worte habe, könnt Ihr zu ihr sagen, wenn Ihr an mich denken wollt.“

„Dann wäre es wohl besser,“ erwiederte die Duenna,

„daß Ihr morgen gegen Abend erst in die Capelle kämt, wenn das Abendgebet beendigt ist. Ich will Donna Isabella zu bewegen suchen, daß sie noch einen Rosenkranz durchbete, wenn unser Beichtvater Santello mit Don Malavilla und den Uebrigen sich schon wieder hinauf in die Zimmer begeben hat. Am Springbrunnen im Hofe könnt Ihr warten, bis ich Euch das Zeichen gebe, auf welches Ihr in die Capelle kommen könnt. Aber nicht wahr, ehrlich seid Ihr und ehrlich meint Ihr es mit meiner lieben, herzigen Isabella?“

„Bei meiner Seele!“ rief Achilleus und streckte alle fünf Finger empor.

„Das Alles will ich Donna Isabella erzählen!“ rief die Duenna, machte einen Knicks, küßte seine Hand und entfernte sich.

Sechstes Capitel.

Arnold hatte auf dem Rumpelboden des alten Hauses so viele historisch merkwürdige Gegenstände aller Art, besonders verschiedene schöne, ritterliche Waffen gefunden, daß er damit ein Raritätencabinet zu Stande brachte.

Antonio hatte ihm auf sein Begehren das eine Gemach, welches daran stieß, mit der schönen Aussicht auf das Castell St. Peter und die Ruinen der Theodorichburg, zur Wohnung eingeräumt, damit er immer in der Nähe der Kunstschätze und Merkwürdigkeiten sein konnte.

Da er an keinem Vorfalle oder Gespräche, sondern mit Hingebnng mehr an Personen Theil nahm, so gewann er bald Alle, die im Hause Antonio's aus- und eingingen, vor Allen Francesca für sich, welche von ihm öfters sagte: sein Gemüth wäre wie frisches Quellwasser; man könnte den fieberhaften Geist darin gesund baden.

Es war ihm vergönnt, stundenlang zu ihren Füßen zu sitzen und zu plaudern oder mit ihr zu singen, oder schweigend in ihr schönes Angesicht empor zu sehen.

So saß er auch heute wieder zu ihren Füßen, während sie aus den Saiten ihrer Zither mit einer Federspule abgerissene Klänge ritzte. Sie lachte dazwischen oft hell auf, denn Arnold war bemüht, die ganz besondere Art seiner Liebe zu ihr zu erklären; denn daß er sie liebe, behauptete er eifrig und fast erzürnt.

„Also wie ein schönes Gemälde liebt Ihr mich?“ wiederholte jetzt Francesca fragend seine Worte.

„Und doch wieder anders,“ versetzte Arnold; „ich liebe Euch, wie ein beseeltes, lebendiges Gemälde!“

„Unsinn! ein Kind seid Ihr! Da bin ich ja wieder, was ich eben bin!“

„Habt Ihr nie eine schöne Blume geliebt, welche so zart und schön war, daß Ihr kaum schüchtern ihr zu nahen, am Allerwenigsten sie zu berühren gewagt hättet?“

„Wenn ich nun sagte — es fällt mir aber nicht ein — Arnold, da ist meine Hand, stecke einen Ring daran und ich bin dein Weib!“

„Das wäre so, als wenn die Gottheit für ein Gärtchen, das ich übersehen kann, mir den Sirius oder einen andern Stern als Rittergut in Lehn geben wollte. Das Geschenk erdrückte mich! Ich liebe Euch, wie man den Frühling liebt, man weiß, daß man ihn nicht fesseln, nicht besitzen kann; mit Blumen, Düften und Nachtigallen rauscht er beseligend vorüber und lange sehen wir ihm wehmüthig nach, aber zu fesseln ist er nicht! Den Frühling liebt man um Luft und Klang, Blüthe und Duft —.“ —

„Also doch mit Eigennutz; Ihr müßt mich doch noch anders lieben? Denkt darüber nach.“

„Darf ich nicht in Euer schönes Antlitz, nicht in die schwarze Sonnen Eurer Augen blicken? nicht Eure Stimme vernehmen? Eure Haltung, Euren Gang bewundern? die leiseste Schwingung Eurer schönen Seele ahnen? — Ist das nicht genug? — Und frage ich weiter noch, so habe ich nur einen einzigen, verwegenen Wunsch dazu!“

„Dürft Ihr ihn nicht nennen?“

„Zürnt Ihr, wenn er albern und vielleicht toll ist, oder wenn er gar täppisch beleidigen sollte?“

„Nein! aber sprich ihn nur aus! Mißfällt er mir, so habe ich ihn nicht gehört.“

Arnold sah für sich hin und sprach fast stotternd: „Wenn es Euch je einfallen sollte, alle die Herrlichkeit,

welche ich jetzt vor mir blühen sehe, wegzuschenken, um vielleicht damit einen Krösus reich zu machen, dann möchte ich die Erlaubniß haben, mir von dem blüthenüberschütteten Rosenstrauche nur ein Blättchen nehmen zu dürfen, um es in meiner Seele, wie in einem Stammbuche, aufzubewahren, um von so großem Reichthume ein Scherflein für die Erinnerung zu retten!"

Francesca wurde bei diesen Worten nachdenkend und schwermüthig. Es entstand eine ängstliche Pause; endlich fuhr sie mit der Hand über die Stirn, strich die ihr in das Gesicht fallenden Locken hinweg und fragte: „Habt Ihr nicht schon einmal geliebt?"

„In meiner frühesten Jugend, ja!"

„So erzählt mir Eure Liebesgeschichte, während ich über Eure Verwegenheit nachdenken will."

„Wäre es mir möglich," erwiederte Arnold, „vor Eure Seele einen deutschen Tannenwald zu zaubern, denn dieser gehört nothwendig dazu. Ich wurde in einem Gebirgsdorfe geboren, welches von Waldung rings umgeben war. Die meisten Leute darin lebten von ihren Rinderheerden, welche in den Busch auf die Weide getrieben wurden. Auch ich mußte schon als neunjähriger Knabe die Heerde allein hineintreiben in den großen, schauerlichen Wald und vom frühen Morgen bis zum Rufe der Abendglocke sie hüten. Meine Mühe ward aber sehr erleichtert durch einen alten, großen Hund, welcher nie ein Stück abirren ließ und die Heerde, wenn sie sich einem Abgrunde näherte, mit gewaltigem Bellen zurücktrieb. Da der Wald meilenweit sich in das Gebirge hineinstreckte, so mußte der Hund oft nur allein den Weg wieder zurückfinden. Ich konnte mich ganz auf das treue Thier verlassen und sorglos die Nester der Vögel ausspüren oder die Quellen aufsuchen, deren Gewässer dem Thale zuströmten, um dort endlich einen Fluß zu bilden, oder die Hirsche und Rehe belauschen, wenn sie durch den Wald sicher in Rudeln vorüberzogen. Ich brauchte blos auf die Glocke, welche die schönste Kuh am Halse

trug, oder auf das Bellen des Hundes zu hören, um wieder im Augenblicke bei der Heerde zu sein. Dazu wird in der Einsamkeit des Waldes das Gehör so fein, daß man stundenweit den Ruf eines Vogels oder Wildes vernimmt. Einst aber entdeckte ich eine große, purpurrothe Blume, welche ich noch nie gesehen hatte. Ich beugte mich zu ihr nieder und sah in ihren Kelch hinein, doch zugleich stieg mir ein so süßer, betäubender Duft entgegen, daß mir alle Sinne davon trunken wurden. Wie ich so immer unverwandt hineinsah, legten sich plötzlich die Fadenbüschel und Troddeln darinnen auseinander und mir war es, als wenn ich, wie durch ein Fenster, hineinsähe in ein durchsichtig goldenes, mit Diamanten übersäetes Gewölbe, in dessen Mitte in einem blaßgrünen Gewande ein Mädchen zu schlummern schien. Ich rief endlich hinunter: „Guten Tag! guten Tag! Schlaf' doch nicht am hellen, lichten Tage, du kleines Mäuschen!" — Da that das Kind ein Paar große, wunderblaue Augen auf und sah mich lange an. „Willst du denn nicht mit herauskommen und herumspringen?" Da stieg das schöne Kind, wie auf kleinen, krystallenen Stufen, herauf und bis zum Fenster, durch welches ich hineinsprach, und sagte: „Sei nur endlich still; denn wenn du meine Großmutter aufweckst, so darf ich auch morgen nicht hinaus!"

„Wenn du aber auch morgen ganz gewiß kommst?"

„Morgen, wenn du wieder hierherkommst, brich die Blume ab, aber mit hinweggewendeten Augen, und wirf sie rückwärts in das fließende Wasser; dann suche die Quelle, von woher das Wasser kommt und du wirst mich finden. Du darfst aber keinem Menschen davon sagen, was du jetzt gesehen und gehört hast, auch von mir nie, nie etwas erzählen; denn sonst darf ich nicht mehr zu dir kommen."

„Jetzt fielen die Fäden und Troddeln wieder am Fenster herunter und das Kind war verschwunden, aber zugleich war auch die Abenddämmerung schon angebrochen und meine Heerde hinweg. Ich horchte und horchte, aber

ich vernahm weder das Bellen des Hundes, noch das Tönen der Glocken. Ich fing laut an zu weinen und zu klagen und lief auf das Gerathewohl durch den Wald, um zu meiner Heerde zu kommen. Bald glaubte ich den Hund, bald die Kuhglocke zu hören, aber immer wieder hatte ich mich getäuscht. Endlich ward es Nacht und ganz still im Walde, daß ich die Bäume athmen hörte. Der Mond war aufgegangen und sein Schein fiel, wie Schnee, durch die Baumzweige auf das Moos. Bald kroch ich durch niedriges, wildverwachsenes Gebüsch in moorigem Grunde, wadete durch die kleinen Waldbäche, kletterte wieder steile Berge hinan, indem ich mich von Ast zu Ast hinaufzog, um vielleicht oben eine Aussicht zu haben; — aber ich sah Nichts, als weiten, großen Wald. Jetzt kniete ich nieder und bat den guten, lieben Mond, daß er mich heimführen möchte. Ich war so in Wehmuth und Gebet versunken, daß ich endlich darüber eingeschlafen und in das weiche Moos gesunken war. Meine Verzweiflung ließ mich so fest schlafen, daß ich nicht eher aufwachte, bis die Strahlen der Morgensonne mich auf die Augenlider tippten.

„Aber wie seltsam ward es mir zu Muth, als ich mich jetzt gerade wieder auf derselber Stelle befand, von welcher ich gestern ausgegangen war, und da, wo gleich vor meinen Füßen die große, rothe Purpurblume aus dem hohen Moos herausblühte!

„Ich brach die Blume schnell ab und warf sie in den vorüberfließenden Bach. Dann begab ich mich wieder auf die Wanderschaft und ging dem Gewässer immer entgegen, tief, tief in den dunkeln Waldgrund hinein, welcher immer enger ward, so daß ich endlich im Bette des Bächleins fortwaden mußte. Nach einer Weile endlich schob sich ein großer, hoher Berg, an welchem das Wasser herunterrieselte, vor mir empor.

„Ich kroch durch die Büsche hinauf und immer weiter, bis ich an einen großen Stein kam, unter welchem die Quelle des Baches hervorrieselte. Ich bohrte mit dem

Finger hinein, um mich ganz gewiß zu überzeugen, daß hier der Anfang des Baches sei, als ich über mir ein Lachen hörte, wie das eines Lachtäubchens. Ich sah empor, und oben auf dem Steine saß das Blumenkind. Es war heute nicht mehr so kostbar angezogen, wie Tags vorher, es hatte nur ein grünes Kleidchen an und ein Strohhütchen auf dem Kopfe; aber seine großen, blauen Augen und die langen Haare, welche ringsherum fielen, wie ein gold'ner, langer Schleier, hatte es immer noch.

„Ich sagte: „Wer bist du denn?" — „Du bist aber einmal neugierig," versetzte die Kleine, „habe ich dich doch auch nicht gefragt, wer du bist?" „Du kannst es mir doch sagen, da könnte man dich doch bei dem Namen rufen." „Nun sei nur wieder gut," erwiederte das Mädchen, „meine Großmutter ist die Kräuterfrau, und ich laufe mit ihr den ganzen Tag im Walde herum und suche Baldrian, Ehrenpreis, Waldmännchen, Wachholderbeeren und allerlei Wurzeln, welche Krämpfe oder Blut stillen, die trägt sie dann weit hinaus in die Stadt zu dem Apotheker, der kauft ihr Alles ab; — und ich heiße Vrenli; — wie aber du?" — „Arnold, entgegnete ich, und hüte meines Vaters Rinder, welche mir gestern fortgelaufen sind, als ich durch das Blumenfenster zu dir hineinsah." „Ich weiß nicht, was du willst," versetzte das Kind, „aber willst du nicht mit mir zu meiner Großmutter gehen und zu Mittag mitessen?" „Was gebt Ihr mir denn?" fragte ich. „Was wir unterwegs finden!" sagte sie.

„Wir gingen jetzt mit einander immer tiefer in den Wald, den hohen Berg hinauf. Unterwegs fanden wir eine Waldstrecke, welche vor langen Jahren abgebrannt war und jetzt von würzigsüßen Erdbeeren, wie mit Scharlach, weithin bedeckt lag. Wie Ameisen waren wir darüber her, pflückten Beere um Beere, bis unsere Hüte ganz und gar davon voll waren. Wir zogen nun weiter fort und schwatzten, wie die Vöglein, tausenderlei durcheinander. Endlich kamen wir an eine sonnige Stelle, wo viele schöne,

braune Schwämme standen, Vrenli nahm den einen, brach ihn entzwei, und als Milch daraus hervortropfte, sagte sie: „Nun sammle mir die kleinsten hier in meine Schürze!“ Es dauerte nicht lange, so trug sie die zusammengefaßte Schürze voll.

„Als wir bald den höchsten Gipfel des Berges erreicht hatten, sahen wir blaue Rauchwolken emporqualmen. „Dort,“ versetzte Vrenli, „ist unser Waldhaus, wo die Großmutter kocht.“

„An dieser Stelle starrten uralte, himmelhohe Fichtenbäume empor, an welchen Moos in langen Zotten mit tropfendem Harze herunterhing, ellenlang, daß sich die Aeste bogen. Die Bäume verschränkten ihre Aeste immer dichter und dichter, so daß man endlich gar Nichts mehr vom Himmel sehen konnte, und es mir war, als ginge ich in einer dunkelgrünen Kirche herum, durch eine Thür in die andere und von einer Capelle in die andere hinein, und von Säulengang zu Säulengang. Das Moos wurde endlich so hoch, daß man, wie auf grünen Sammetpolstern, ging und wir einmal um das andere uns hineinsetzten, um zu versuchen, wie tief wir hineinsänken.

„Jetzt aber,“ sagte Vrenli, „warte hier! ich will mit meiner Großmutter d'rin reden, damit sie nicht zankt, wenn du gleich mitkommst!“

„Ich blieb stehen, Vrenli bog die Zweige auseinander und verschwand dazwischen.

„Da ich sie jetzt mit ihrer Großmutter sprechen hörte, so schlich ich ein wenig vor und lugte durch das Zweiggitter hinein. Wie erschrack ich aber, als ich die alte Großmutter erblickte! Sie saß an einem Feuer, welches sie mit trockenen Tannenzapfen unterhielt. Schräg über waren drei Pfähle in die Erde gestoßen, welche oben zusammenliefen und an einer herunterhängenden Kette einen Kessel über die Flamme hielten. Sie hatte mir erst den Rücken zugewendet, jetzt aber sah ich ihr Gesicht. Es schien nur aus einer krummgebogenen Nase zu bestehen, denn das Kinn bog sich bis zur Spitze

hinauf, so daß man Nichts vom Mund zu sehen bekam, und die Wangen waren so eingeschrumpft, daß sich die Falten vom Nasenrücken bis zu den Ohren zogen. Die Augen, welche von herunterhängenden, grauen Augenbrauen ganz verhangen waren, glitzerten daraus hervor, wie grüne Funken.

„Erst konnte ich nicht verstehen, was sie sprach, aber endlich vernahm ich doch den Sinn ihrer Rede. Ich lauschte und hörte sie fragen: „Ist er denn auch hübsch fett?" Vrenli entgegnete: „Pfui über dich, alte Sündengroßmutter! Hast du nicht gesagt, du hättest kein Menschenfleisch mehr gegessen, seitdem du in der Kirche getauft worden wärest; und das heilige Wasser habe dir allen Appetit darnach abgewaschen?! Großmutter! Großmutter! denk' daran, wie im vorigen Winter der heilige Christophorus dich mit einem ausgerissenen Tannenbaume schon um eines Fluches willen in der Nacht so abgebläut hat, daß du am Morgen wie todt dalagst."

„'s ist wahr! 's ist wahr!" versetzte die Alte, „ich bin getauft, ich bin eine Christin und glaube an die Vergebung der Sünden, an die Auferstehung der Todten und meiner Seele Seligkeit!" —

„So schwöre mir: daß du ihm nicht schaden willst an Leben und Leib!" —

„Die Alte zögerte; da nahm Vrenli einen Feuerbrand und sagte: „So brenn' ich dich damit in die Augen!" —

„Ich schwöre!" schrie die Alte, „ich schwöre schon!"

„Nun kam Vrenli zu mir zurück, sprach mir Muth ein, als sie bemerkte, daß ich am ganzen Leibe zitterte, und ging mit mir hinein zu ihrer Großmutter, welche gar nicht that, als sähe sie mich.

„Unfern des Feuers standen zwei mächtige Fichtenbäume, welche aussahen wie Kirchthürme, zumal ihre Aeste fast bis auf die Erde reichten. Vrenli führte mich darunter und sagte: „Dort oben ist mein Haus!"

„Ich bemerkte jetzt, daß von der einen Fläche zur andern starke Aeste so zueinander gewachsen waren, daß

sie eine natürliche Leiter bildeten bis hinauf in die Wipfel. Vrenli und ich stiegen lustig hinauf und immer höher, bis wir zwischen zwei Aesten durchkrochen und uns bald in einer Reiserhütte befanden. Durch die Aeste, welche, wie die Felgen eines Rades, um die Axe des Baumes herumgingen, hatte Vrenli's Großmutter nach Art der Korbmacher andere Aeste geflochten, daß ein tüchtiger Fußboden fertig geworden war. Wo die Aeste schwank wurden, hatte sie Stützen darauf befestigt, welche in einer Gabel den oberen darüberstehenden Ast trugen, so daß diese Stäbe und die wieder zwischendurch geflochtenen Zweige eine Wand bildeten, in welcher sich nach jeder Himmelsgegend hin eine Fensteröffnung befand. Die Decke war ebenso, wie der Fußboden, geflochten.

„Dieses Stübchen," sagte Vrenli zu mir, „mußte mir meine Großmutter machen; sie kommt aber nicht herauf zu mir, weil sie sich so gar sehr vor dem heiligen Christoph fürchtet, der vom Himmel heruntersieht!"

„Dicht am Stamme stand ein Topf, über welchem Rinnen am Baume angebracht waren, und daran herunter rannen schwer und langsam große, goldene Tropfen.

„Ich fragte Vrenli: „Was ist denn das?" —

„Tauch' nur einmal den Finger hinein!"

„Das that ich, kostete und merkte, daß es Honig war. Ich fragte, woher es käme, daß Honig herunter laufe? Sie sagte: „Hörst du denn nicht das Summen über uns? Ein Bienenschwarm hat sich oben in den hohlen Stamm hineingebaut; wenn die Sonne heiß darauf scheint, so fließt der Honig am Stamme herab. — Willst du die Bienen einmal sehen, alle mit einander?"

„Wenn sie mir Nichts thun!" versetzte ich.

„Stelle dich nur ganz ruhig dort in den Winkel," sagte sie, nahm aus einem schwarzen Kasten ein elfenbeinernes Pfeifchen und blies darauf eine wunderseltsame Melodie.

„Auf einmal kam eine großmächtige Biene mit kleinen Flügeln herein und hinterdrein Bienen um Bienen, daß

sich die Luft verdunkelte. Während sie das Pfeifchen nur mit der linken Hand an die Lippen hielt und blies, setzte sie die Bienenkönigin sich auf den Kopf, und nun kamen die Bienen, und eine hing sich mit den Füßen an die andere, bis sie im Zopfe Vrenli's den Rücken hinab bis auf den Boden herunter hingen. Jetzt aber nahm sie die Bienenkönigin auf ihre Hand, setzte sie wieder hinaus vor das Fenster, blies dreimal gellend in das Pfeifchen, und mit Summsumm und rummbrumm flogen alle wieder fort.

„Jetzt steckte die alte Großmutter aus der Thüröffnung ihr Nasengesicht und sagte: „Wollt Ihr denn gar Nichts essen? — Kommt herunter, Ihr Honigvögel, sonst fluche ich Euch die Windsbraut in den Wipfel, Hagelschlag und Blitz!"

„Großmutter, hüt' dich!" rief Vrenli, „denn dort kommt Sanct Christoph mit dem Baumstamm!"

„Au weh! Au weh!" schrie die Alte und rutschte wieder hinunter; wir aber stiegen ihr nach.

„Unten war ein viereckiger Steinblock mit Laub bedeckt, darauf lag ein großmächtiges Stück Fleisch!

„Schon wieder Bärenfleich?" fragte Vrenli und rümpfte das Näschen.

„Wodan und Thor!" brummte die Alte, „die Vöglein soll ich nicht rupfen und dem Häslein und Rehlein nicht das Jäckchen ausziehen, wie kann ich nun etwas Anderes braten, als Bärenfleisch? Schlangenfleisch magst du auch nicht essen, und auch nicht wilde Katz' und Fuchs!"

„Ich hatte großen Hunger und ließ mir den Braten gut schmecken, der mit Waldkräutern so kräftig gebraten war, daß ich in meinem Leben noch nichts Besseres gegessen zu haben glaubte. Als Brod aßen wir dazu gerostete Schwämme und geschmorte Heidelbeeren.

„Als die Alte sich aber den Mund mit ihren grauen, langen Haaren abwischte, verlor ich den Appetit.

„Trinkt der Bub' auch Kaffee?" fragte mich die Alte.

„Manchmal," versetzte ich. „wenn zu Hause wieder ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen auf die Welt kommt."

„Aus einem geräumigen Loche in der Erde holte sie jetzt eine Schachtel voll gebrannten Kaffee heraus und warf eine gute Hand voll davon in das Wasser, das im Topf am Feuer sott. Ich war darüber verwundert; Vrenli flüsterte mir aber in's Ohr: „Mit einem Sacke Kaffee hat sie der Chemnitzer Apotheker zum Christenthume bekehrt, seitdem hat sie Gott erkennen gelernt mit Leib und Seele."

„Die Alte nahm jetzt einen aus Baumwurzeln geflochtenen Stuhl über die Schulter und ein Gefäß von Baumrinde in die Hand und ging damit hinweg. Vrenli zog mich bei der Hand nach und sagte: „Du wirst gleich sehen, was für schöne Ziegen hier grasen."

„Wir blieben hinter der Großmutter einige Schritte zurück, welche jetzt bei einer Quelle stehen blieb und zu rufen begann: „Bläß! Bläßli! Bläß!" — Es dauerte nicht lange, so kamen vier bis fünf Hirschkühe mit ihren Kälbern und eine nach der andern ließ sich von ihr melken bis der Milchtopf bis zum Rande voll war. Jetzt kostete die Alte die Milch und schimpfte: „Bläß, pfui, schäm' dich, du hast wahrlich wieder Sauerklee gefressen und die Milch versäuert!" die Bläß drehte sich aber um und schlug mit den Hinterläuften aus, daß die Großmutter beinahe die Milch weggeworfen hätte.

„Wir kehrten nun zum Feuer zurück und tranken christlichen Kaffee mit heidnischer Hirschmilch.

„Dann lief ich mit Vrenli im Walde umher, wir fingen Käfer, suchten Krystalle und seltenes, blühendes Moos, bis wir so auf einen grünen Rasenfleck im Walde kamen. Dort war ein junges, fleckiges Reh, mit dem wir Freundschaft machten und es mit Glockenblumen bekränzten. Es lief uns immer nach mit den possierlichsten Sprüngen bis beinahe zum Feuerheerde der alten Kräuterfrau, dort aber entlief es uns. Wir schütteten unsere Schätze, welche wir gesammelt hatten, vor die Alte hin, welche Alles ordnete und an sich nahm.

„So war es endlich Nacht geworden. Nachdem wir

Milch getrunken und Erdbeeren gegessen hatten, hieß mich Vrenli in ihr Baumhaus hinaufsteigen. Kaum war ich oben angelangt, so warf ich mich in das Baumlaub und Waldgras, woraus das Lager gemacht war, und schlummerte ein.

„Ich mochte so bis tief in die Nacht hinein geschlafen haben, als ich aufwachte und die ganze Stube erleuchtet sah. Wie erschrak ich aber, als ich Vrenli im hellsten Lichte gegenüber sah und merkte, daß über sie hin ein Feuerschein gegossen war.

„Da ich laut aufschrie, so erwachte sie; und als ich ihr sagte, daß mich der Feuerschein so erschrecke, entgegnete sie, daß ihre Mutter in der Nacht auch geleuchtet und dieses Licht auf sie vererbt habe.

„Jetzt hörte ich ein dumpfes Donnern über den ganzen Himmel rollen, zugleich schwankte unser Baumhaus, wie ein Schiff auf Meereswogen, hin und her. Vrenli horchte auf und sagte: „Es ist ein schweres Gewitter im Anzuge; wir wollen die wenigen Stunden der Nacht gar verwachen, ich kann dir Lieder vorsingen, bis du sie auswendig gelernt hast und mitsingst.“ Sie stellte sich jetzt an die Fensteröffnung und sang:

„Die großen, braunen Augen that sie zu,
Zwölf Mägdlein trugen sie zur Ruh',

Und Engel, glänzend in Silberlahn,
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran,

Es fällt vom Himmel zur Nacht hinab
Ein Sternenschein auf das grüne Grab,

Da wächst heraus ein' Blum', die ist roth,
Und hat überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter wohlgemuth,
Der steckt die Blume auf seinen Hut,

Und reitet hinein in die blaue Fern'
Entgegen dem gold'nen Morgenstern.“

„Während wir sangen, hatte sich das Gewitter verzogen, und als wir das letzte Wort dreimal wiederholt hatten, sprang im Osten der Morgenstern jählings am

Himmel empor, wie ein Läufer mit der Fackel vor der Königin.

„Wir traten an die Fensteröffnung und sahen in die Morgendämmerung hinaus. Nebel zogen und rollten sich, wie gespenstige Drachen, durch die Baumwipfel hindurch, ein Auerhahn rief aus weiter Ferne den neuen Tag an, und ein Vogel nach dem andern erhob seine Stimme. Jetzt ging ein süßer Schauer durch alle Bäume und ein betäubender Duft von Harz und würzigen Kräutern verbreitete sich im Walde. Da es mich in der Morgenkühle schauerte, so schlang Vrenli um mich ihre Arme, und ich sagte: „Vrenli, ich bin dir gut!"

„In diesem Augenblicke hüpften unzählige Eichhörnchen durch die Thürlücke vom Boden herein, sprangen gegen einander und zu den Fenstern wieder hinaus, daß wir erschrocken uns die Augen rieben.

„Da wieder drei Eichhörnchen nach einander herauf hüpften, so sah jetzt Vrenli hinunter und sagte: „Meine Großmutter hat sie gefangen und hetzt sie nun zum Schabernack herauf!

„Während Vrenli hinunterstieg, um Milch zum Frühstück herauf zu holen, zertheilte sich die Purpurgluth im Osten, und die Sonnenkugel blickte, wie ein schneeweißes Angesicht, über die Waldung herüber.

„Als Vrenli zurückkam, führte sie mich von einer Fensteröffnung an die andere, nannte mir die weithinaus in das Reich laufenden, blauen Bergrücken und die Städte, welche, wie weiße Punkte, unten in den Thälern lagen.

„Die Großmutter hat einmal," sagte Vrenli, „ein Zauberglas mitgebracht, durch welches man mitten in diese Städte und Dörfer hineinsehen kann."

„Mit diesen Worten brachte Vrenli einen Dollond aus dem schwarzen Kasten, stellte ihn, legte das Rohr auf und ließ mich in das Glas hinein sehen.

„Was erblickte ich? meinen Vaterort — den Kirchthurm und den Kirchhof mit den vielen Leichensteinen und den Küster, welcher darüber hinging, um die Morgen-

glocke zu läuten — und jetzt, als Vrenli das Rohr ein wenig drehte — mein Vaterhaus und davor die große, schöne Linde!

„Jetzt trat meine Mutter hervor und es däuchte mir, als wenn sie auf den Wald zu blickte. Jetzt kam mein Vater mit Hut und Stock, den Hund bei sich; — er nahm Abschied von der Mutter und schritt auf dem Weg, welcher dem Walde zuführt, zum Dorfe heraus.

„Da fiel mir auf einmal Alles wieder ein, was ich fast vergessen hatte — Vater und Mutter — Heerde und Hund!

„Jammernd warf ich mich Vrenli um den Hals und rief: „Ach du goldiges Vrenli, ich muß fort!"

„Was fällt dir denn ein?" fragte sie erschrocken.

„Mein Vater kommt herein in den Wald und sucht mich, mein guter, lieber Vater! Und wie komme ich nun wieder zu ihm? und zu meiner Mutter?" —

„Während ich so wehklagte, hatte Vrenli durch den Dollond geguckt und sagte: „Ist das dein Dorf, wo auf dem Kirchthurme ein rother Wetterhahn steht?"

„Und das Haus, gleich hinter der Kirche mit der großen Linde davor, ist mein Vaterhaus."

„Und der lange Mann mit den kurzen Beinen, der eine weiße Filzmütze auf dem Kopfe hat?"

„Das ist mein Vater! Ist er noch weit von hier? Wird er uns hier denn finden?" —

„Das nun wohl nicht!" versetzte sie. „Er kann uns ja nicht sehen. Aber wenn du durchaus zu ihm willst, so muß dich meine Großmutter aus dem Walde hinaustragen, — nach Mitternacht zu, denn dort liegt dein Dorf."

„Ich war bei diesen Worten vor Freude außer mir; wir stiegen hurtig zur Großmutter hinunter, welche wieder Kräuter und Wurzeln bähte und uns kaum ansah.

„Vrenli jedoch rief sie an: „Großmutter, trag' unsern Buben aus dem Wald hinaus nach der Mitternachtseite hin, bis er zu seinem Vater kommt! Ich seh' mit dem Gucker Euch nach und schicke den heiligen Christoph hinter-

drein, wenn du keine guten Gedanken haben solltest.“ Die Alte kniete nieder und brummte: „Da auf meinen Nacken! das eine Bein daher, das andere da herunter! gut so!“ Nun kam Vrenli, drückte mir einen Kuß auf die Stirn, dann einen auf jedes Auge, zuletzt auf den Mund und nun schlug sie in die Hände.

„Ihre Großmutter sprang auf und rannte mit mir fort, bergab, bergauf, das Thal hinunter, über den Hügel hinüber, aus dem Fichtenhain in das Tannicht, aus dem Tannicht in das Erlicht, durch das Dickicht und das Dünnicht, bis wir an das alte, steinerne Kreuz am Wege, welcher nach dem Dorfe zurückführt, kamen. Dort hielt sie an, setzte mich nieder und eilte zurück, ohne ein Wort zu sagen.

„Auf einmal sprang bellend der alte Hund zu mir heran, leckte mir nun die Füße, schnoberte mich wieder an und heulte endlich vor Freude hinaus auf das Feld, wo mein Vater im ehrwürdigen Gange einherkam.

„Seine Freude, daß er mich wiedergefunden hatte, half mir über die Strafe hinweg, welche sonst zu fürchten gewesen wäre. Zum Glück hatte der Hund auch die Heerde zu dem Gehöfte heimgebellt.

„Von meinem Abenteuer glaubte mein Vater nicht das Geringste; doch ließ er mich nie wieder allein in den Wald hinaus. Ich habe auch nie wieder Etwas von Vrenli oder ihrer alten Großmutter gesehen oder gehört. Nur ist es mir zuweilen, als hörte ich das elfenbeinerne Pfeifchen, mit welchem sie die Bienen und das Reh lockt, zu dem fernherrauschenden Walde mich zurücklocken.“

Als Arnold seine Erzählung geendigt hatte und traumfroh zu Francesca emporblickte, sagte sie: „Ihr habt mir für die Geschichte Eurer ersten Liebe ein Märchen erzählt!“ —

„Ist die erste Liebe,“ versetzte Arnold, „etwas Anderes, als ein Märchen?“

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Joseph hatte seinen Vortrag über die griechischen Angelegenheiten bei seinem Chef schriftlich eingereicht. Er war darin zurückgegangen bis auf die Ursache der französischen Revolution, welche seiner Meinung nach angezettelt war, von der Eitelkeit schriftstellerischer Talente, welche Altar und Thron in den Augen der Menge herabgesetzt und so die Völker gegen ihre geistigen und leiblichen Herrscher böswillig aufgewiegelt hätten. Weiter hatte er in der Ueberwindung Napoleon's den Sieg der Loyalität in das Licht gestellt und historisch nachzuweisen gesucht, daß die nachfolgenden demokratischen Bewegungen seit dem Jahre 1815 nur die äußeren Kennzeichen einer über Europa verbreiteten Verschwörung wären, welche einige ehrgeizige und verwegene Demagogen angesponnen hätten. Die spanischen, italienischen und griechischen Aufstände wären nur die Zweige an einem und demselben Stamme, welcher in Paris seine Wurzeln habe. Dasselbe gelte von den constitutionellen Bestrebungen in Deutschland, deren Ziel die Vernichtung des Adels und der Throne sein müßte.

Der Staatsmann hatte lächelnd die Arbeit seines Schülers durchgelesen und sagte jetzt: „Lieber Graf, Ihre Arbeit ist gut, aber nur zu gründlich. Ohne daß Sie es wollen, haben Sie sich auf den Standpunkt eines Robespierre gestellt. Um recht gründlich in Irrthümer zu gerathen, muß man einen beliebigen Grundsatz in seine äußerste Consequenz hinaustreiben und diese dann

mit Fanatismus zu verwirklichen suchen. Ein Diplomat muß sich zuerst hüten, von allgemeinen Principien sich gefangen nehmen zu lassen, er darf auch nicht damit spielen, denn er stellt sich damit oft ein Präjudiz, welches in der Hand der Gegner zur gefährlichen Waffe werden kann. Der Staatsmann, mag er einer strengen oder einer aristokratischen Monarchie, oder auch einer Regierung mit republikanischen Institutionen dienen, muß in die Seele seines Staates sich hineinleben, bis ein gewisser Insekteninstinkt ihm das zukünftige politische Wetter in seinem Blute anzeigt. Bei klarem Himmel zieht die Spinne feine, unsichtbare Fäden, so weit es ihr ansteht, naht aber Sturm und Regen, so zieht sie sich auf ihren Mittelpunkt zurück und macht ein kurzes und zähes Gewebe. Das ist die Lehre von der extensiven und intensiven Diplomatie. Verfahren Sie anders, so werden Sie ein politischer Wettermacher, der sich in der nächsten Stunde zum überflüssigen Lügner macht.

„Fragen Sie nach der Ursache, warum die Souverainität in Spanien wieder hergestellt werden muß, — so ist die Antwort: weil die Cortes einem Mitgliede der heiligen Allianz und mithin allen Thronen den Krieg erklärt haben. — Wollen Sie auf den Grund kommen, warum die griechische Insurrection nicht als rechtmäßig anerkannt werden darf, so werden Sie die Antwort finden: weil Oesterreich für Italien, Ungarn und Böhmen, und vor Allen Rußland für Polen das Beispiel, — und dann, weil England die Concurrenz einer auflebenden griechischen Marine im Mittelmeere fürchtet, und Frankreich zu beschränkte Einsichten im Cabinete hat, um seinen Vortheil zu erkennen."

Joseph versetzte: „Durchlauscht, ich bekenne meinen Fehler; darf ich um Zurückgabe des Aufsatzes bitten?"

Der Staatsmann entgegnete jedoch: „Lassen Sie diesen Aufsatz nur hier, — in einer Pariser Zeitung kann er anonym nützen; das geschriebene Wort ist ohnedieß nur aorhanden, um die Wahrheit zu verhüllen, welche der

Diplomat öffentlich immer verbergen muß. Schreiben Sie mir jetzt in demselben Sinne einen Artikel über den nothwendigen Uebergang der constitutionellen Verfassungen in Republiken für irgend ein vielgelesenes, liberales Journal, lassen Sie den Aufsatz von meinem Gentz durchsehen und beliebig abdrucken, damit man die norddeutschen Cabinete in die für uns gegebenen Verhältnisse zurückscheucht. Betrachten Sie sich ganz, wie einen diplomatischen Cavalleriegeneral, der die Flanken zu sichern hat. Lassen wir nun die Staatsgeschäfte bei Seite! — Hier ist die Liste der Gäste, welche zum Balle auf morgen Abend einzuladen sind. Sollte Ihnen noch irgend wer einfallen, welchen wir nicht umgehen können, so setzen Sie ohne Weiteres Namen und Titel dazu."

Joseph nahm die Liste in Empfang und fragte: „Werden Eure Durchlaucht es ungnädig vermerken, wenn ich die schöne Tochter einer alten, veronesischen Patricierfamilie mit einladen lasse?"

„Schönheit," versetzte lächelnd der Staatsmann „ist der Frauen vollgültiges Adelsdiplom; — vergessen Sie nicht die schöne Spanierin einzuladen; — wollen Sie sich ernsthaft um ihre Hand bewerben, so kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß ihre Familie mächtige Verbindungen am Hofe von Madrid hat. Haben Sie Neigung, dorthin als spanischer Gesandter zu gehen, so ist Ihnen der Weg vorgezeichnet."

Graf Joseph küßte die Hand seines Gönners, verbeugte sich und nahm im Bureau die bereits vorräthigen Einladungskarten an sich, schrieb schnell noch einige andere und eilte in seinem Phaeton zu Francesca.

Er hatte sich durch die Zurückgabe der Briefe, welche Antonio mit den italienischen Patrioten gewechselt hatte, die dankbarste Gesinnung des Hauses auf immer gesichert und wurde daher von Francesca mit der artigsten Zuvorkommenheit aufgenommen.

„Sie müssen schon einem angehenden Diplomaten einen kleinen Eigennutz verzeihen!" begann Graf Joseph.

„Mein Fürst giebt morgen den kaiserlichen und königlichen Hoheiten einen Ball, wobei der Raum die Anzahl der Gäste bedingt, so daß nur wenige, selbst vom höchsten Adel dazu eingeladen werden konnten. Damit aber Kaiser Alexander einen Begriff erhalte, welches allerhöchste Adelsrecht eine italienische Schönheit hat, konnte mir Seine Durchlaucht vergönnen, Ihnen, Signora, diese Einladung zu überreichen, mit der Hoffnung, daß sie so gern angenommen werden möchte, wie sie gemacht worden ist. Ich eile jetzt hinüber zum Ritter Malavilla, um auch ihn und Ihre Freundin einzuladen."

Francesca war von dieser Einladung so freudig überrascht, daß ihr Antlitz erbleichte. Nach einer Pause entgegnete sie: „Ihr häuft auf mein armes Haupt so große Gnade, daß ich fürchte, ewig Eure dankbare Schuldnerin bleiben zu müssen."

Graf Joseph sah ihr lächelnd in die Augen, küßte ihre Hand und rief unter der Thür: „Auf Wiedersehen!" und eilte auf der bekannten Brücke, welche vom neuen in das alte Haus hinüberführte, zu dem Ritter.

Er fand ihn, als er dem anmeldenden Diener auf dem Fuße nachfolgte, in seinem Armstuhle und zu seinen Füßen sitzend Isabella, welche auf ihrem Schooße die große Quartausgabe des Don Quixote aufgeschlagen liegen hatte, um daraus ihrem Vater vorzulesen.

Der Ritter wollte sich erheben, jedoch hielt ihn Graf Joseph zurück, mit der Bitte, ihn ganz als Freund des Hauses zu betrachten; denn Edelleute unter sich sollten einander immer als Waffen- und Standesbrüder begegnen, welche derselbe Eid an eine Fahne binde.

„Um so mehr," entgegnete der Ritter, „ist es meine Pflicht, Euch stehend den Handschlag zu geben; doch nun laßt Euch hier bei uns nieder, so lange es Euch gefallen mag."

„Da ich mir," versetzte Graf Joseph, „von Seiner Durchlaucht die hohe Erlaubniß erbeten habe, an Euch selbst dieses Einladungsschreiben bestellen zu dürfen, so

durfte ich es wagen, dasselbe persönlich Euch einzuhändigen."

Mit diesen Worten überreichte er den, von einem gelbseidenen, mit Gold durchwirkten Bande umschlungenen, Brief an den Ritter, welcher ihn annahm und neben sich zur späteren Eröffnung hinlegte.

„Ich habe im Lesen gestört?" fragte Graf Joseph die Donna Isabella, welche zu den Füßen ihres Vaters auf dem Polster sitzen geblieben war.

„Wir lesen hier," versetzte Isabella, „den Don Quixote, bei dessen Abenteuern man Lust bekommt, schnell etwas zu erleben und wenn es ein Besuch wäre, der etwas Neues, wie einen Vogel, in das Zimmer hereinflattern läßt. Ihr habt meinem Vater einen Brief in seidenem Umschlage gebracht, und nun liegt hier ein Geheimniß, das mich neugierig macht, nur dürfte darin eine Herausforderung eines Riesen an meinen Vater sein, und was fehlte dann noch, daß wir mitten in der Feerei uns befänden?"

„Diesmal," erwiederte Graf Joseph, „wird das Geheimniß natürlicher sich entwickeln, und ich darf verrathen: daß im Briefe weiter Nichts enthalten ist, als vielleicht eine Einladung zu dem großen Balle, welchen mein väterlicher Gönner und Freund den kaiserlichen und königlichen Majestäten morgen Abend geben wird."

Isabella war aufgesprungen, drehte sich auf den Fußspitzen um sich selbst, während sie mit den Fingern die Bewegung zum Castagnettenschlagen machte, und rief: „Das ist ja das schönste Zaubermärchen! — Kaiser und Könige mit Tressen und Sternen, Damen mit Paradiesvögeln und Diamanten bei Musik und Kerzenbeleuchtung! Das ist ja ganz so, wie in dem Zauberkästchen, welches ich in Valencia gesehen habe! Das war ein Kasten, welcher Musik machte und ein rundes Fensterchen hatte; wenn man dadurch hineinblickte, so sah man alle Potentaten mit ihren Gemahlinnen tanzen, aber immer jedes Paar um sich selbst, daß sie nicht von der Stelle kamen."

„Das kannst du," versetzte der Ritter, „vielleicht jetzt in seiner prachtvollsten Wirklichkeit sehen, und ich fürchte fast, daß so große Herrlichkeit, welche du hier erlebst, dir künftig die klösterliche Stille in der Provinz verleiden wird."

„Es wird Euch kaum gelingen," entgegnete Graf Joseph, „Donna Isabella frei wieder heimführen zu können!"

„Giebt es hier so gefährliche Ritter für Mädchenherzen?" fragte Isabella.

„Ganz gewiß," versetzte Graf Joseph, „denn es streiten auf ihrer Seite die ritterliche Tapferkeit und adlige Galanterie."

„Nun und im Herzen?" fragte Isabella.

„Das Herz einer adligen Dame ist eine Rose in der Hand der Standesehre, welche für sie unter ihren Bewerbern wählt."

„Wehe über mich armes Kind!" rief Isabella; der Ritter aber entgegnete beleidigt: „Ich will nicht fürchten, daß Donna Isabella es für ein Unglück hält, eine adelige Dame und meine Tochter zu sein! — Es ist Zeit, daß du hinabgehst in die Capelle; ich werde den Priester schicken, daß du mit ihm betest."

Isabella verhüllte ihr Gesicht und schlich sich betrübt hinweg; Graf Joseph aber suchte in den Ton des Ritters einzugehen, indem er mit steifer Haltung sich vom Stuhle erhob, und rief: „Don Malavilla! ich werfe meinen Handschuh jedem Nebenbuhler vor die Füße, wenn ein solcher vorhanden sein sollte."

Der Ritter trat mit messenden Augen vor den Grafen hin und sprach mit Grandezza: „Es ist keiner vorhanden! — Nach dieser Schilderhebung erwarte ich von Euch übermorgen um diese Stunde eine Erklärung über das Recht Eures Anspruchs."

„Eurer Gnade," versetzte Graf Joseph, „lege ich die Erwägung meiner Wünsche noch unausgesprochen in die Hand."

Mit diesen Worten nahm Graf Joseph Abschied von Don Malavilla und entfernte sich.

Als er jedoch über den dunkeln Corridor nach der Treppe an Isabellens Stube vorüberging, hörte er darin sprechen und weinen, indem er bemerkte, daß die Thür nicht in das Schloß geschlagen war und ein wenig offen stand.

Er blieb stehen und hörte darin Isabella mit ihrer Duenna sich unterhalten.

„Ich würde sterben müssen,“ klagte Isabella, „wenn ich nicht mehr an ihn denken dürfte, denn ich habe keinen Gedanken, der nicht von ihm erfüllt wäre. Und du sagst: er liebt mich? er liebt mich wirklich? er will kommen und mit mir sprechen? O du gute, o du liebe Ines!“

Wie Messerspitzen fuhren diese Worte in das Herz des lauschenden Grafen; er hatte das Taschentuch zwischen die Zähne genommen und biß darauf, um sich in seiner Aufregung nicht zu verrathen. Doch entging ihm kein Wort, ja kein Odemhauch Isabellens und ihrer Duenna.

„Wie ist es nun möglich,“ flüsterte jetzt Ines zu Isabella, „daß Ihr lieben Kinder einmal miteinander reden könnt, wenn immer Etwas dazwischen kommt? Morgen Abend sollte er kommen, nun muß ich ihn wieder abbestellen, weil Ihr zum Monarchenball fahren sollt! Es wird ihm die Eifersucht das Herz abdrücken, wenn er das hört!“

Bei diesen Worten fingen Beide bitterlich an zu weinen, bis endlich Isabella fragte: „Weißt du denn auch gar keinen Rath, daß ich ihn nur einmal sehen und sprechen kann, ehe es zu spät wird, und ich ihm ganz verloren bin?“

„So darf ich ihn unter Euer Fenster bestellen morgen in der Nacht, wenn Ihr vom Balle heimkommt?“

„Beste Ines! fliege zu ihm hin und sage, daß ich nicht mehr leben könnte, wenn ich ihn nicht bald wiedersehen würde! Sag' ihm, daß ich ihn über alle Maßen lieben müßte! — Ach, er hat mir gewiß einen Zaubertrank beigebracht!“ —

„Tröstet Euch nur! habt Muth und Geduld! Ich will

gleich zu ihm rennen, und treffe ich ihn nicht zu Hause, so ist er gewiß auf dem Kaffeehause am Corso, ich habe ihn einmal auf dem Bra=Platze gesehen."

Die Duenna kam jetzt heraus und eilte an Graf Joseph vorüber, welcher nun hinweg und die Treppe hinabging, sich in seinen Wagen warf und seinem Kutscher befahl, so schnell, als möglich, seinem Quartier zuzufahren.

In wenigen Minuten war er dort angekommen. Sein Blut kochte aufrührerisch in allen Adern. Er schleuderte Hut und Handschuh auf das Sopha, riß sich die Weste auf, ging in großen Schritten erst im Zimmer auf und ab, stellte sich jetzt an den Flügel, machte einige wilde Läufe über die Tasten, bis er das Klingen und Gellen der Saiten überdrüssig hatte und sich in den Armstuhl vor seinem Arbeitstische warf. Gedankenlos zerschnitt er die grünsaffianene Schreibunterlage mit dem Federmesser, bis er plötzlich wieder aufsprang und rief: „Noch hat sie nicht mit ihm gesprochen! er soll auch nicht mit ihr sprechen! nein! nein! eher — sterben!" — Nun er Worte gewonnen hatte, wurde es ihm leichter um das Herz. „Wer er sein mag?" fragte er sich; „wer anders, als der Grieche? — Er muß hinweg von hier! Doch nein, hier muß er bleiben, damit ich ihm nachgehen, ihn fassen und verderben kann! — Was? ein Demagog wollte mir Herz und Hand einer Dame streitig machen? — Habe ich doch zwei Jagdschlösser auf meinen Herrschaften, tief im Walde, und darinnen Keller und Ketten! — Ich laß' ihn nach Böhmen schleppen — und im brunnentiefen Loche soll er nachdenken, so lange er Odem hat, über die Ursache seines Elendes! Ha! der Schuft, erdrosseln will ich ihn! Wo nur der Chevalier bleibt?"

„Zu Befehl!" rief dieser, zur Thür hereintretend, daß der Graf erschrocken zurückfuhr. Doch bald faßte er sich und fragte: „Habt Ihr vor der Thür gelauscht?"

„Ja! auf Euren Wink!" versetzte lächelnd der Chevalier.

„Ich bin zufrieden mit Euren Diensten," fuhr Graf

Joseph fort, „sehr zufrieden! Ich will Euch jedoch mehr als fürstlich belohnen, wenn Ihr mir einen sehr verwegenen, abenteuerlichen Gesellen in aller Stille aufheben und unterbringen könnt!“

„Wie Eure Excellenz es wünschen!“ versetzte der Chevalier. „Darf ich bitten, mir die Person anzugeben, welche wir in das Auge fassen müssen?“

„Ihr kennt das Haus des Arztes Antonio! Im Nebengebäude wohnt der Spanier Malavilla mit seiner Tochter. Sobald Beide morgen in der Nacht vom Balle, welchen mein Fürst giebt, zurückgekehrt sind, wird dort im Hofe unter den Fenstern oder irgendwo ein junger Mensch sich zeigen. Nun merkt auf! — Erscheint auf dem Altane oder unten an der Thüre eine Dame, und naht der junge Mann, um mit ihr zu sprechen, oder sollte er es gar wagen, in die Wohnung sich zu schleichen, so ist es derjenige, den Ihr zu fassen habt. Ich werde selbst bei Euch sein, damit kein Mißgriff vorfällt. Nach Mitternacht ist morgen kein Mondenschein, und trüber Himmel ist zu erwarten Wißt Ihr einen Ort, wo der Leichnam unterzubringen ist, ohne daß er wieder zum Vorschein kommen kann, so wäre es desto besser! — Doch nein! es könnte die Tödtung des Menschen unnöthigen Lärm machen. Ist er lebendig und geräuschlos abzufangen, so ist es mir um so lieber! — Braucht Ihr Geld, Chevalier? Braucht Ihr Geld?“

„Ich verstehe Euch ganz,“ versetzte der Chevalier, „Ihr gebt mir Vollmacht; ihn stumm oder unsichtbar zu machen, das ist meine Sache!“

„Ihr habt mich verstanden,“ erwiederte der Graf, „und gelingt Euch der Streich nach Wunsch, so weiß ich zu belohnen! Hier nehmt Euch doch Geld! — Hier ist die Chatulle!“

Der Chevalier befolgte dankbar lächelnd den Befehl seines hohen Gönners, versprach nochmals, seine Schuldigkeit zu thun, und empfahl sich.

Zweites Capitel.

Achilleus saß am folgenden Morgen in seinem Zimmer im Begriffe Briefe zu siegeln, vor ihm stand der Schmuggler Albertuccio aus dem Sardinischen, durch welchen er seine Correspondenz mit Umgehung der Post an die Philhellenen besorgte, indem der Schmuggler die ihm übergebenen Briefschaften über die Grenze nach der Schweiz paschte, wo sie weiter an ihre Adressen abgingen.

Jetzt war Achilleus fertig. „Albertuccio," rief er, „hier sind die Briefe! Alle Heiligen mögen Dich begleiten!" — Der Schmuggler pfiff dem Hunde, welcher unter dem Tische herumschnoberte, und schnalzte mit den Fingern. Folgsam setzte sich der Hund auf die Hinterpfoten, der Pascher ließ sich mit einem Knie nieder auf den Fußboden und häkelte etwas auf der Brust des Hundes auseinander, bis eine Pelztasche zum Vorschein kam, welche auf dem Leibe des treuen Fido so angebracht war, daß sie ein unbefangenes Auge kaum zu entdecken im Stande gewesen wäre. In diese Tasche hinein schob der Pascher die Briefschaften, nestelte die Taschenklappe wieder auf der Brust des Thieres an, schnalzte mit den Fingern und nahm unter lautem Bellen seines reiselustigen Fido Abschied von Achilleus. —

Jetzt trat Arnold in das Zimmer mit einer Thräne im Auge. Achilleus reichte ihm die Hand und fragte: „Was ist Euch begegnet?"

„Die letzte Hoffnung des deutschen Reiches," versetzte Arnold, „ist vernichtet; — die letzten Mitglieder der

Burschenschaft, die allerletzten Wächter der Hohenstaufen'schen Kaiserkrone sind von Halle, Jena und Göttingen relegirt! Der apfelgrüne Tannhäuser, mein ehemaliger Stubencamerad, schreibt mir, daß er aus Verzweiflung einen Ruf nach Petersburg als Vorleser angenommen hat! — Sein Bruder, der Volksaufwiegler, ist dagegen in seiner Heimat geblieben und Branntweinbrenner geworden, ich glaube, aus Haß gegen die deutsche Menschheit. — Hannibal, der vorjährige Sprecher auf dem Burschentage in Dresden, welcher dreißig Mal sich gepaukt hat, ist Pfarrsubstitut in Rinderndorf geworden! und was hatte ich Alles von diesem Dreiblatte gehofft. Es waren drei Winkelriede an Gestalt und Gesinnung! So ist die neue Hoffnung meines Vaterlandes dahin; — Achilleus! mein Vaterland ist verloren, und ich eile mit dir dorthin, wo ein neues geboren wird! Wollt Ihr mich haben mit Leib und Seele?"

„Willkommen!" entgegnete Achilleus, „in Hoffnung der Auferstehung und im Namen des Volkes der Hellenen!"

„In wenigen Wochen," fuhr Achilleus fort, „reisen wir mit einander zu Eynard in Genf, wo wir die anderen deutschen Philhellenen treffen werden, welche sich vorbereiten zur Einschiffung in Marseille, wenn dieser einzige Hafen, welcher für uns noch offen ist, bis dorthin uns nicht verschlossen wird."

„Verzeihung," rief jetzt Jouy, zur Thür hereintretend, „wenn ich den Erguß des politischen Enthusiasmus störe! Ich habe Euch, Freund Arnold, vergebens in Eurer Wohnung und dort zu den Füßen der schönen Francesca gesucht, und nun finde ich Euch, ohne weiter mich umgethan zu haben, bei Achilleus, welcher hier die Priamiden des Congresses belagert und die mächtigsten Götter gegen sich hat: Mars, Venus und Mercur!"

„Worin kann ich Euch dienen?" versetzte Arnold.

„Möchtet Ihr wohl," fragte Jouy, „diesen Artikel, welchen mir der Philhellene Hoffmann aus Darmstadt

für den Constitutionnel zugesendet hat, in das Französische übersetzen?" —

Arnold nahm den Aufsatz, überflog ihn und verdolmetschte dem Franzosen folgende Worte:

„Während aus allen Gegenden sich unabhängige, zum Theil in Aemtern und Chargen stehende, hochherzige Männer melden zum Eintritt in die heilige Schaar, nicht höhere Grade und Aemter verlangend —"

„O die uneigennützigen Republikaner!" warf Jouy laut lachend ein, — „wer hätte geahnet, daß sich Eure Federspulen in Schwerter verwandeln würden?"

Arnold fuhr jedoch im Vortrage fort:

„und selbst hochdenkende Juden sich zur persönlichen Theilnahme erklärt haben."

Bei diesen Worten warf sich Jouy auf das Sopha in unauslöschlichem Lachen, indem er dazwischen Arnold zurief: „O lest! lest!" und Arnold trug weiter vor:

„Honoratioren von Städten erbieten sich, die nach Griechenland durchreisenden Männer in ihrer Stadt frei zu beherbergen und zu verpflegen; Wirthe machen die billigsten Bedingungen!"

„Ich drücke ganz Deutschland mit seinen Honoratioren und philanthropischen Gastwirthen an mein französisches Herz!"

„Fast alle Local-Behörden behandeln die Durchziehenden mit Wohlwollen."

„Fast Alle? wirklich, fast Alle? O das ist zu viel Menschenfreundlichkeit von der Polizei!"

„Mitziehende opfern große Summen, außer ihrer Person!"

„Das glaube ich! parbleu!"

„Bejahrte Männer unterziehen sich mit Jünglingseifer den Sammlungen, und gern vergißt man, daß sogar Millionärs bei Ansprache um eine kleine Gabe antworten: Was geht mich das Massacre auf Scio an? ich habe selbst Weib und Kinder!"

„Ernst Emil Hoffmann."

Jouy rief; „Die guten Pfeffer- und Ducatensäcke; Gott segne ihnen das Podogra und das Gehörne.“ Er konnte vor Lachen nicht zu sich kommen, indem er durcheinander rief: „Chargirte Hochherzige ohne Ehrgeiz, hochdenkende Polizeisoldaten mit Humanität, Honoratioren und Juden, — Alles herbei, begeistert für den Kreuzzug gegen die unglücklichen Turkomanen! Ein neuer deutscher Kreuzzug von Juden und Philistern! vive la liberté! Da werden aber die Herrn Russen und Borussen kommen und den Türken helfen, und wenn nun die Philhellenen auf Constantinopel losmarschiren, werden auf einmal herauskommen ihre guten Landsleute und sie als große Demagogen arretiren; und es wird die deutsche Untersuchung losgehen bei der Bundes-Central-Commission, bis die armen Philhellenen zu Tod untersucht sind.“

Arnold war bei diesem Spotte, welchen Jouy französisch übermüthig über Deutschland ausgoß, vor Zorn außer sich; er richtete sich jetzt auf, seine blauen Augen wurden weit und standen still mit einem vernichtenden Blick auf den verstummenden Jouy, indem er mit gehaltener Stimme ihm zurief: „Spottet über Euch, denn Ihr habt Zeit dazu im Sumpfe Eurer Geschichte! Es giebt kein Nationalverbrechen, in welchen Ihr Euch nicht berauscht habt! Ihr habt Alles angefangen, um Nichts zu vollenden. Ihr habt den Deutschen die Mode der Reformation nachgemacht und sie wieder abgelegt, den Engländern die Revolution und die Restauration nachgeahmt, um nun wieder zu sein, was Ihr zuerst gewesen seid — Tanz-, Fecht- und Kleinmeister!“

Mit diesen Worten warf Arnold seine Adreßkarte ihm auf den Tisch und ging davon.

Wie Arnold vor Zorn roth, so war Jouy vor Wuth bleich geworden; um seine Nase spielte ein leichter Krampf, seine Unterlippe drängte sich in die Höhe und die Mundwinkel herunter, indem er Arnold nachrief: „Eine kalte Klinge in deine Kehle, verdammter Preuße!

— Ich will dich zahm machen, daß du mir die Hand küssen sollst! — Er soll mir Genugthuung und blutige geben! auf Stoßdegen und Pistolen! — Er soll denken an die Tanz-, Fecht- und Kleinmeister!"

„Ereifert Euch nicht," entgegnete gelassen Achilleus; „Ihr müßt Euch wieder mit einander versöhnen."

„Was! ich mich versöhnen?" fuhr Jouy fort; „eher halte ich mir eine Pistole an die Stirn und mache dem heiligen Gott oben mein Compliment!"

Achilleus konnte sich über diesen drolligen Muth des Lachens nicht enthalten; Jouy, welcher seinen Zorn schon in Worten verpufft hatte, lachte mit und sagte endlich: „Gut denn! ich will ihn fordern auf Pistolen und Degen; denn sterben muß er; er hat es gewollt! So ein Ehrenhandel thut mir eben Noth, wie Arrac zum Thee!"

„Willkommen im Kühlen!" entgegnete Achilleus. „Ihr habt mir versprochen, mich diesen Morgen bei dem Vicomte Chateaubriand einzuführen! Ihr verbindet mich und Griechenland zum Danke, wenn durch den Vicomte die Straße über Marseille den Philhillenen zu sichern ist."

„Nichts von Dank und Worten," versetzte Jouy, „dafür die versprochenen Artikel aus Nauplia, welche ich redigiren will und mir honoriren lassen kann!"

Mit diesen Worten begaben sich Beide auf den Weg zur Casa Lorenzi, wo Chateaubriand wohnte.

Als sie dort die marmorne Treppe hinauf gestiegen waren, trat ihnen ein Thürhüter in reichgestrickter Livree entgegen mit den Worten: „Der Vicomte nimmt heute, außer Diplomatie, durchaus Nichts an!"

„Und zur Diplomatie gehören wir!" entgegnete Jouy.

Auf diese Bedeutung zog der Thürhüter die Glocke, die Thür öffnete sich und sie traten in den Vorsaal ein, wo sie einem Bedienten in gleicher Livree ihre Namen nannten, angemeldet und eingelassen wurden.

An einem Tische, auf welchem in guter Ordnung Bücher und Schriften lagen, saß der Vicomte in sau-

derem, schwarzem Anzuge. Er hatte eben im Morning-Chronicle die Zuschrift gelesen, welche der Graf von Jouffroy am 23. September zu Verona an Herrn Vicomte von Montmorency erlassen hatte. Er sah darin zuerst unumwunden die heilige Allianz zu einer Partei gegen die Völker und ihr Drängen zur Theilnahme am historischen Leben erklärt und die zwei unversöhnlichen Stichwörter: Reaction und Revolution in die Welt geworfen. Es war in dieser Zuschrift auch von ihm die Rede und das Ministerium Ludwig's XVIII. hart getadelt, daß sein Name beim Congresse genannt werde; es müsse einen ungünstigen Eindruck machen, daß der Mann, welcher der Constitution das Wort rede, hier erscheine, wo es sich um Beseitigung derselben handle. „Glauben," fuhr höhnisch Jouffroy's Zuschrift fort, „Herr von Chateaubriand werde zur Kenntniß der geheimen Beschlüsse der Cabinete zugelassen werden, heißt sich eine Illusion machen, größer als alle, die in den Romanen dieses schöngeistigen Schriftstellers vorkommen." Tief gekränkt hatte der Vicomte sein Haupt in die Hand gestützt; eine Ahnung von seinem Sturze und dem Friedensbruch zwischen den Königen und den Völkern und von der muthwillig herausgeforderten Revolution ging durch seine Seele. Jouy nahte sich ihm, wie einem alten, wenn auch vornehmen Bekannten, mit den Worten: „Vicomte, ich mache mir das Vergnügen, Euch die Notizen, welche Ihr mir zur Abgabe an die Redaction des Constitutionnel übergeben habt, hier gedruckt zu überreichen!" Mit diesen Worten übergab er ihm die neueste Nummer des Constitutionnel und fuhr fort: „Zugleich habe ich die Ehre, Euch den Phanarioten Achilleus aus Candia vorzustellen."

Achilleus hatte unterdessen Gelegenheit, den berühmten französischen Schriftsteller und Staatsmann in das Auge zu fassen. Der Vicomte war von kleiner, zierlicher Gestalt; seine feurigen, lebendigen Augen hatten einen phantastischen Ausdruck, welcher jedoch coquett wurde durch

einen selbstgefälligen Zug um den Mund und durch eine studirt vornehme Haltung des Körpers.

Jouy empfahl sich jetzt wieder, und Achilleus nahm das Wort: „Der ruhmgekrönte Name Chateaubriand ist es, welcher die alte, große Erinnerung des hellenischen Volkes an die Zeit wieder erweckt, wo über die orientalischen Christen, als daß Verhängniß Gottes sie unter das Joch der Ungläubigen gebeugt hat, Frankreich seinen Schild hielt und la Valette noch für die Sache der Christenheit den Märtyrtod auf den Wällen von Malta erduldet hat. Wie in vorigen Tagen hebt bei seiner blutigen Auferstehung Hellas seine Augen empor zu Frankreich, und ich stehe in dieser großen Minute vor seinem ritterlichsten Repräsentanten in Verona, ohne zu wagen, eine Bitte um Hülfe auszusprechen."

„Ihr erweckt in mir," versetzte Chateaubriand, „alle Erinnerungen an die Tage, welche ich selbst auf meiner Ritterfahrt nach Jerusalem in Hellas verlebt habe. Wie oft traten mir dort Thränen in die Augen, wenn ich die Hände des griechischen Sclaven von dem Oele triefen sah, das dem Arme seiner Voreltern Kraft gab, den Tyrannen niederzuschmettern. Wie tritt mir so lebendig," fuhr der Vicomte jetzt gesprächig fort, „eine Scene, welche ich dort erlebt habe, vor meine Seele! — Ich hatte mich dort einst in die Schluchten des Oeneus vertieft und war nach Derwent herabgestiegen. Ich zeigte dort dem türkischen Befehlshaber von der Hauptwache den Befehl des Pascha's vor. Er lud mich zu Tabackspfeife und Kaffee. Er war ein dicker Mann von ruhigem, gelassenem Aussehen, der sich auf seiner Matte nicht rühren konnte, ohne aus Trägheit zu seufzen. Er betrachtete meine Waffen, zeigte mir die seinigen, besonders eine Büchse, die, wie er sagte, sehr weit schoß. Die Wache sah einen Bauer, der neben dem Weg einen Berg erkletterte. Der Türke stand mühsam auf, nahm die Büchse, zielte lange zwischen den Tannen auf den Bauer und gab ihm den Schuß. Als der Bauer gestürzt war, kam der Türke zurück, ein guter Kerl, wie

zuvor. Ich aber sprang empor, tief in meiner Seele entsetzt vor dieser gräßlichen, apathischen Barbarennatur. Seitdem, Hellene, habe ich das Wort geführt für die heilige Sache des griechischen Volkes!

„Wir haben Griechenland und Athen," fuhr gerührt der Vicomte fort, „nicht vergessen, weder den Dank, welchen wir der Mutter aller Cultur schuldig sind, noch unsere alten, heiligen, schirmherrlichen Bezüge zu den christlichen Völkern unter der türkischen Botmäßigkeit, noch unsere Pflicht, die brüderliche, helfende Hand ihnen zu reichen. Wir werden auch nie unterlassen, daran zu denken, mit Bewahrung unumgänglicher Rücksichten der Diplomatie, der gräuelvollen Wuth der Ungläubigen Stillstand zu gebieten. Können wir der hellenischen Sache persönlich und augenblicklich nützen, ohne unsere Stellung und ihre Obliegenheit blosstellen zu müssen, so könnt Ihr Euch immer an unsere Person wenden. Wir fürchten nur, daß unser Einfluß in Paris bei den jetzigen Zuständen nicht von Dauer sein wird. Man will dort keine Versöhnung. O, mein unglücklicher Ludwig! Ich kenne dein Herz und ich weiß, was es duldet! — Das Königthum kann sich immer mit dem Volke verschmelzen zu Eintracht und gegenseitiger Liebe, die Aristokratie wird sich immer hassend dazwischen stellen und sie gegeneinander hetzen bis zur Entscheidung mit den Bajonetten. In diesem Augenblicke, mein Freund, ist der ein Rebell, welcher dem Könige und der Charte treu ist. Ich bin ein solcher. — Frankreich ist der Reaction verfallen, und ihre Söhne rütteln in ihrer Verblendung an dem Steine vor der Höhle, worin wir den Geist der Revolution an die Kette geschmiedet. Das Blut des ermordeten Herzogs Berry im Opernhause in Paris und nun das der Verschworenen von la Rochelle und Namur rieselte hinunter zu den Dämonen. Die Zeit steigert sich zu Extremen; ich tauche meine Hand in das reine Wasser!"

„Wenn auch jeder Augenblick," entgegnete Achilleus, „ein Noth- und Angstschrei meines Vaterlandes ist, welcher

in meiner Seele wiederhallt, so bin ich doch sehr entfernt, die Ursachen zu verkennen, welche Frankreich behindern, sich zur Sache des heiligen Kreuzes und der Freiheit zu bekennen. Würde aber Eure Excellenz in Paris Ihren Einfluß für uns dahin verwenden, daß für die Jünglinge Frankreichs und Deutschlands, welche mit ihren Talenten und Waffen uns zu Hülfe eilen, der Hafen von Marseille zur Einschiffung uns offen bliebe, so würde Hellas die Stunde segnen, wo es mir vergönnt gewesen ist, unser Martyrthum dem edelsten Sohne Frankreichs an das Herz zu legen."

„Für meine Dienste, welche ich hier meinem Herrn und Könige leisten konnte," versetzte Chateaubriand, „kann ich eine Gnadenbezeigung erwarten. Noch heute geht eine Estafette nach Paris an meinen Freund Villèle ab."

Dankgerührt empfahl sich Achilleus, im Begriff in sein Quartier zu eilen, um an Eynard und Hoffmann über den Erfolg seiner Verhandlung bei Chateaubriand zu berichten.

Während er über den Corso ging, rief es hinter ihm: „Pst! Pst!" Er blickte sich um und sah Ines, die Duenna, welche ihm athemlos nachfolgte.

„Heiliger Jago von Compostella!" seufzte sie, als sie ihn jetzt erreicht hatte, „welch ein hastiger, tauber Mensch seid Ihr! Es belauscht uns doch Niemand?"

„Niemand, verehrte Ines!"

„Ach, was habe ich Alles für Euch gethan! Alle Heiligen mögen mir meine Sünden vergeben, wenn es eine ist, die Brieftaube zwischen zwei Liebenden zu sein! Und doch drückt es hier mein Herz! Könnt Ihr mir ehrlich antworten, ob Ihr ein guter Christ seid?"

„Ich bin rechtgläubig, so wahr Christus auferstanden ist!" betheuerte Achilleus.

„Und nun seht!" fuhr die Alte fort, „was ich für Euch gethan habe: Donna Isabella —"

„Habt Ihr gesprochen von mir? Weiß sie davon, was ich Euch bekannt habe? Was sagte sie?"

„Geduld! Geduld! — Ob ich doch nicht endlich besser thue, Euch Alles zu verschweigen? Könnt Ihr Herz und Zunge hüten?“ Mit dieser Frage nahmen ihre Augen einen so stechenden Blick an, daß Achilleus vor ihr betroffen zurücktrat.

„Wenn Ihr,“ flüsterte sie ihm jetzt in das Ohr, „je mit einem Wort, oder nur mit einem Wink der Ehre Donna Isabella's zu nahe tretet, so wißt, daß meine Hand noch fest genug ist, Euch einen spanischen Dolch zwischen die Rippen zu stoßen!“

„Weib, bist Du toll?!“

„Ruhig! Ruhig! ist das eine Art, in der Gasse so laut zu reden? Liebt Ihr Isabella?“

„Ja! und wieder Ja! und was nun?“

„Heute nach Mitternacht schleicht durch Antonio's Haus über die Brücke herüber in unser Quartier! Niemand ist zu Hause, als ich! — Dort sollt Ihr mehr von mir hören! — Versiegelt Euren Mund! Hütet Euch! Und Ihr kommt?“

„Ich komme!“

„Gut, seid Ihr ein Hidalgo, so zeigt es! Still! Still! Vergeßt nicht die Mitternacht!“

Mit diesen Worten verließ die Duenna Achilleus.

Drittes Capitel.

Arnold hatte in der Erwartung, daß Jouy ihm einen Cartellträger bald zuschicken würde, sich auf sein Zimmer begeben. Noch im ersten Zorne hatte er seine Pistolen ausgepackt, sie gereinigt, Pulver, Zündhütchen und Kugeln hervorgesucht und Alles zu dem erwarteten Duelle hastig vorbereitet.

Als aber eine Stunde verstrichen und Jouy's Cartellträger noch nicht erschienen war, setzte er sich hin und schrieb in sein Tagebuch eine donnernde Rede nieder, welche er gegen Frankreich vor den deutschen Philhellenen in Athen auf dem Grabe des Demosthenes wirklich zu halten beschloß.

Er war damit noch nicht zu Ende, als es draußen klingelte und Jemand hereingelassen wurde, welcher sich als Chevalier Bartolo anmelden ließ. Arnold hatte, in der Absicht, sich vor den Franzosen auch in der Tracht zu unterscheiden, den altdeutschen, schwarzen Rock angelegt und das schwarz-roth-gelb gestreifte Barett aufgesetzt. Die langen, blonden Haare, welche er sonst vor der österreichischen Polizei unter dem Rockkragen verborgen tragen mußte, flatterten jetzt frei um seinen Nacken. Die rechte Hand in den um zwei Knöpfe auf der Brust offen gelassenen Rock hineinschiebend, trat er im Fechteranstande dem Chevalier entgegen.

Dieser überreichte ihm die Adresse Jouy's mit den Worten: „Mein Herr, Sie haben Herrn Jouy aus Paris in der Hitze des Gesprächs beleidigt. Habe ich

ihn auch nur erst vor einer Stunde auf dem Café am Platze Bra kennen gelernt, so habe ich doch den Blick eines alten Soldaten; er ist sehr brav, sowie ich Sie für sehr honnett halte."

„Sehr verbunden, mein Herr Franzose!"

„Sie haben das deutsche Volk für beleidigt gehalten und die französische Nation in der That beleidigt, — das ist Nationalhaß!"

„Zur Sache! Zur Sache!" rief Arnold ungeduldig.

„Herr Jouy verlangt von Ihnen dafür Genugthuung; er fordert Sie auf Pistolen und Stoßdegen!"

„Für die Waffen ist gesorgt!" entgegnete Arnold.

„Wollen Sie so gefällig sein und ihm Zeit und Ort bestimmen?"

„Am Gardasee! im Angesichte der Alpen," entgegnete Arnold; „nicht weit vom Strande, gerade Garda gegenüber, ragen zwei kleine Inseln aus dem See hervor, ganz zu einem Stelldichein gemacht. Eine ist etwas größer, als die andere, und vom Ufer entfernter. Auf dieser Insel habe ich Lust mit Jouy, dem Franzosen, sechs Kugeln zu wechseln. Nachmittags um drei Uhr wünsche ich dort seine Augen zu sehen."

„Herr Jouy wird sich die Ehre geben, Sie anständig zu bedienen. A revoir!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Chevalier, welcher diese Gelegenheit ergriffen hatte, um in die Gesellschaft dieser jungen Leute zu kommen und ihre Gesinnungen und Pläne genauer kennen zu lernen.

Arnold ließ einen Fiaker kommen, eilte zu Achilleus und bat ihn, bei dem Duelle mit Jouy ihm zu secundiren. Achilleus lehnte jedoch den Antrag ab mit den Worten: „Wer im Dienste des Vaterlandes steht, ist ein Verräther an demselben, wenn er sich das Recht anmaßt, über seine Person willkürlich zu verfügen. Dir hat das Vaterland deine Pflicht geschenkt, wie du sagst, und so bist du wieder in dein ursprüngliches, persönliches Recht zurückgetreten, nicht so ich! Hier in Verona bin

ich ein Glied meines Volkes, nur dem Dienste des Ganzen unterthan. Alles, was diesen Dienst gefährden kann, muß ich vermeiden, selbst die Theilnahme an diesem Duelle. Doch werde ich mit dir zum Stelldichein fahren, auch dir einen Secundanten verschaffen. Malocchio erzeigt mir und dir den Gefallen."

Arnold war mit diesem Vorschlage zufrieden. Achilleus stieg mit ihm in den Wagen, in welchem sie zu Malocchio fuhren.

Sie fanden ihn beschäftigt, mit dem Bleistift auf dem Reißbrett Skizzen zu der Darstellung lebender Bilder zu entwerfen; Iwan und Graf Joseph drängten ihn, Alles zur Vorstellung vorzubereiten, zu welcher Francesca gewonnen werden sollte.

Er streckte den eintretenden Freunden die Hand über das Reißbrett hinüber entgegen und hieß sie willkommen. Als er das Anliegen Arnold's erfahren hatte, bat er, ihm nur zu sagen, was er als Secundant zu thun habe? Als Arnold seinem Wunsche gewillfahrt hatte, sagte er unter der Bedingung zu, daß Antonio als Arzt zugezogen werde.

Da die Zeit drängte, so bestellte ihn Arnold nach einer halben Stunde in sein Quartier, wo er sie dann mit Antonio finden sollte.

Nachdem Arnold diese Verabredung mit Malocchio genommen hatte, eilte er mit Achilleus zu Antonio, welcher zwar an diesem Handel ungern Theil nahm, jedoch auch seine ärztliche Hilfe nicht verweigern wollte.

Achilleus ging jetzt, um einen verschlossenen Wagen zu holen, in welchem er bei Arnold und Antonio vorfahren wollte. Arnold eilte unterdessen hinauf in seine Stube, wohin Malocchio bald nachkam.

Kaum hatte Arnold hier seinem Secundanten die gehörige Behandlung der Pistolen gezeigt und ihn nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß er Sonne und Wind zwischen ihm und Jouy gleich theilen müsse, so kam der Wagen vorgefahren. Sie legten daher schnell

die Waffen zurecht, welche Malocchio unter den Mantel nahm, und eilten hinunter zu den Freunden, welche sie erwarteten.

Obschon der schönste, sonnigste Herbsttag ihnen vor den Thoren entgegenlachte, so waren sie doch so sehr mit sich selber beschäftigt, daß sie Nichts bemerkten, was um sie her vorging. Der Kutscher schwang die Peitsche unermüdlich, und die Pferde gingen so rasch, daß sie in Staubwolken auf der schönen Straße durch die Maulbeeralleen, welche mit verdorrten Weinreben, wie mit Schnüren und Troddeln, behangen waren, an den sanften Hügelungen des Landes, wie im Fluge, dem See entgegen eilten. Schon blitzte er durch die blätterlosen Büsche mit tausend blauen Augen, jetzt wendete sich die Straße um den Hügel, und vor ihren Augen breitete sich der schöne Gardasee aus und streckte sich weithinein zwischen die Berge.

Sie fuhren über die Wurzel der Landzunge, wo Lucull's Villa einst gestanden, hinüber nach Desenzano, wo sie im Gasthofe die Pferde zurückließen und eine Barke nahmen, um hinüber auf die kleine Insel zu fahren. Der Schiffer, welcher sie mit seinem Knaben ruderte, benachrichtigte sie, daß er vor einer Weile bereits zwei fremde Herren hinübergefahren habe, von welchen sie erwartet würden.

„So rudere, was du kannst!“ rief Arnold; „du sollst ein doppeltes Trinkgeld haben!“

Jetzt flog die Barke, wie ein Pfeil, über den See, der vor dem Kahne dunkelgrün auseinanderrauschte und weithin in Azurbläue und in der Ferne in tiefes Dunkel sich verlief. Kähne und Marktschiffe mit weiten, schwellenden Segel flogen über die Bahn, bis sie der kleinen, einsamen Insel sich zuwendeten. Das Gebirge zu ihrer Linken drängte sich heran zum See und schoß schroff in steiler Wand herunter, an welchen die Wogen schäumend emporsprühten. Gegenüber lief das Gebirge in sanften Hügeln herab in die Ebene. Weiße Wolken, wie ent-

zündet in der Mittagsgluth, standen fern und ferner auf den Spitzen des Gebirges, das sie die weißleuchtenden Eisgipfel der Alpen in das Unermeßliche fortzusetzen schienen.

Von diesem Anblick ergriffen, stellte sich Arnold, mit ausgespreizten Beinen das Gleichgewicht im Kahne haltend, aufrecht und rief: „Grüße Euch Gott, Ihr uralten, hohen Wächter des deutschen Vaterlandes! Und schauen Eure Augen noch hell herunter in das wälsche Land, so macht mein Auge sicher und fest meine Hand, daß ich für die deutsche Ehre einen guten Schuß thue.“

„Horch!“ rief Achilleus, „was ist das? Sie begrüßen uns oder üben sich im Schießen!“

Jetzt erblickten sie zwei Personen auf der Insel, in welchen sie bald Jouy und den Chevalier Bartolo erkennen sollten, welche Probeschüsse zu machen schienen.

Als die Barke angelegt hatte und sie an das Ufer gestiegen waren, bemerkten sie, daß Jouy auf der Insel in den Sand ein altes Ruder gesteckt hatte, wonach er schoß, ohne das er sie bemerkte oder zu bemerken scheinen wollte.

Als sie den Beiden jetzt nahe genug gekommen waren, sahen sie, daß Jouy, um zu prahlen oder zu schrecken, in das Ruder mit den Kugeln seiner Pistole ein „I“ geschossen hatte, welches etwas unsicher ausgefallen war.

„Das ist ja eine fürchterliche Sicherheit der Schüsse!“ rief Bartolo, indem er sich stellte, als wäre er mit Jouy noch ganz unbemerkt; „o, wie leid thut mir der arme, deutsche Teufel!“

„O du Prahlhans, du!“ murmelte Arnold, „so wahr mein Vater ein alter Scheibenschütze war, ich zeichne dir den Anfangsbuchstaben meines Namens in dein confiscirtes Roulettegesicht, daß du Rouge und Noir nicht mehr unterscheiden sollst.“

„Still! Still!“ flüsterte Achilleus; „ich muß ihnen einen Gruß zuschicken.“

Mit diesen Worten nahm er Malocchio das Waffen=

kästchen ab, knieete nieder in den Sand, lud schnell die eine Pistole und schlich sich dann in die Nähe Jouy's, welcher eben wieder mit der Pistole zielte, um eine neue Kugel in die Linie zu setzen. Als ihn Bartolo bemerkte, gab ihm Achilleus winkend zu verstehen, daß er schweigen sollte, zielte und schoß los, ehe noch Jouy abgedrückt hatte.

Dieser wandte sich um und rief lachend: „Ah, Hellas als Kampfrichter!"

„Nehmt es nicht übel," versetzte Achilleus, „daß ich vielleicht einen Punkt über Euer „I" gesetzt habe, wenigstens wollte ich Euch den Gefallen thun."

„Ich esse das Ruder auf, so lang es ist," rief Jouy, „wenn ein Punkt über meinem „I" steht."

Der Chevalier brachte das Ruder herbei und sagte: „Guten Appetit dazu, aber spuckt die Kugeln weg, denn Blei ist ungesund!"

Jouy warf einen giftigen, lachenden Blick auf Achilleus und sagte: „Ich gratulire mir, daß Ihr nicht mein Gegner seid! Doch gespielt ist genug, geh' es zum Ernste!"

Mit diesen Worten wandte sich Jouy von der Gesellschaft ab und ging mit untergeschlagenen Armen am Strande spazieren, während sein Secundant mit dem Secundanten Arnold's verhandelte.

Die Waffen wurden untersucht und genehmigt, Sonne und Luft getheilt und zwei Degen, welche die Barriere bedeuteten, kreuzweis in den Sand gesteckt.

Hinter dem Degenkreuze wurden diesseits und jenseits fünf Schritte abgemessen und Zeichen gelegt, wo die Gegner sich zu stellen hatten, so daß Jeder bei seinem Schusse bis zur Barriere vorrücken mochte, jedoch dann stehen bleiben und dem Gegner vergönnen mußte, ebensoweit im Schießen auf ihn loszukommen.

Jetzt waren die Pistolen geladen. Jeder Secundant rief seinen Mann.

„Es ist nun noch zu entscheiden, wer den ersten Schuß hat!" rief Bartolo und gab Arnold die Würfel, welcher nieder-

knieete, die Würfel schüttelte und sieben Augen warf. Jetzt knieete Jouy nieder und warf fünf Augen.

„Ihr habt den ersten Schuß!" sagte Malocchio zu Arnold und übergab ihm die geladene Pistole, während ihm Jouy gegenübertrat und von seinem Secundanten die Waffe erhielt.

Jetzt traten die Secundanten zur Seite, auf das Commando: „Marsch!" hob Arnold die Pistole, der Schuß fiel und Jouy zuckte leicht zusammen. Antonio sprang hinzu; Jouy aber rief: „Es ist Nichts, es kann Nichts sein!"

Arnold hatte Jouy nach der Stirn gezielt, die Kugel aber demselben hart am linken Ohr vorübergestreift und es geschrammt, daß Bluttropfen herunterperlten.

„Die Kugel," rief Arnold, „hat ihm nur meinen Namen in das Ohr gesagt; weiter im Spiele!"

Jouy, tödtlich erbittert über diesen so ernstlich gemeinten Schuß rief: „Es soll sein!" und trat bis an die Barriere, während er scharf die Stelle auf Arnold's Brust, wo der um zwei Knöpfe geöffnete Rock die weiße Weste hervorschimmern ließ, auf das Korn nahm. So kurz dieser Augenblick, so fürchterlich war er. Alle Anwesenden hielten den Odem an sich, Arnold hörte die tombackene Uhr in seiner Westentasche ängstlich picken, auf einmal schlug sie ihm, wie eine Faust, auf das Herz, der Schuß war gefallen, und er taumelte getroffen auf zwei Schritte zurück; doch da richtete er sich plötzlich lachend in die Höhe, nahm die Uhr aus der Tasche und rief: „Die alte Uhr meines Vaters, mein einziges Erbtheil, war mein Schild! Sie steht still! Sie ließ das Leben für mich!"

„Mit dir ist Gott!" sagte Achilleus; Jouy knirschte mit den Zähnen. Malocchio reichte Arnold die wieder geladene Pistole; dieser trat bis an die Barriere vor und an Jouy hinan. Wie Arnold die Pistole auf ihn hielt, über rieselte Jouy unwillkürlich der Todesschauer, sein Gesicht wurde grünlichweiß, seine Augen standen weit

offen und stier. Schon wollte Arnold losdrücken, als es ihm, wie eine warme Hand, über das Herz ging. „Meinetwegen!“ sagte er und schoß die Kugel in die Luft. Die Freunde stürzten herbei und schüttelten ihm, wie zum Danke, die Hand; er aber sagte: „Das hilft mir nur nicht viel, denn nun wird er mich todtschießen.“

„Daß ich ein Schuft wäre!“ rief Jouy; „wo Eure Kugel hingefahren ist, hat auch meine noch Platz!“ Mit diesen Worten schoß auch er in die blaue Luft und reichte Arnold zur Versöhnung die Hand.

„Frieden zwischen Deutschland und Frankreich!“ rief der Chevalier; und die Andern stimmten hüteschwenkend und rufend mit ein.

Malocchio, erfreut, ein Pistolenduell und die dazu gehörigen Gesichter und Mienen gesehen und dabei sogar als Secundant Theil genommen zu haben, eilte hinunter an das Ufer und rief den Fischer mit der Barke zur Ueberfahrt nach Desenzano herbei.

Im Hinüberfahren schickten ihnen die Felsen aus ihren Höhlen einen frischen Wind hinterdrein, daß sie auf hohen Wogen in kurzer Zeit an das Ufer kamen.

Da Antonio die Gesellschaft bat, bei ihm in Verona einen Becher Wein auf die glücklich beendigte Fahrt zu trinken, so ließen sie schnell anspannen und fuhren bei dämmernder Nacht in die Stadt zurück.

Viertes Capitel.

Die Nacht war angebrochen. Ein schauerlicher Nordwind kreiselte den Staub auf den Straßen und fachte vor dem Hause Castellani in den Pechpfannen die Flammen hoch empor, welche in wilden Lohen das Gebäude beleuchteten. Eine Menge Menschen standen zur Seite gedrängt von den Spalieren der Grenadiere, welche den Platz frei hielten, unterstützt von den grauen Polizeidienern mit ihren spanischen Röhren.

Eine prächtige Equipage nach der andern mit vorreitenden Fackelträgern rollte heran, die Soldaten präsentirten das Gewehr und eine hohe Herrschaft trat nach der andern in das Haus. So hatte die Auffahrt beinahe eine Stunde lang gewährt, als noch ganz zuletzt der Wagen des Ritters Malavilla vor dem Eingange hielt. Der Wagentritt wurde heruntergeschlagen, die Thür geöffnet und der Ritter stieg mit Isabella und ihrer Freundin Francesca aus. Der Thürsteher rief Namen und Stand des Angekommenen aus und die spanische Herrschaft trat in den Palast. Ein fürstlicher Page begleitete den Ritter auf die mit weichen Tepichen belegte Treppe hinauf, wo eine Kammerfrau die Damen zur Toillette führte. Der Ritter ließ den Mantel von der Schulter in die Hände seines nachtretenden Dieners fallen und wartete auf die Zurückkunft seiner Tochter im Foyer. Er erschien gepudert, in der spanischen Hofuniform, in weißseidenen Schuhen und Strümpfen, den langen, steifen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite und das Tressenhütchen unter dem linken Arme.

Hier entdeckte ihn Graf Joseph. Er nahte sich ihm mit feinem Anstande und bewillkommnete ihn im Auftrage Seiner Durchlauchtigsten Hoheit, indem er bat, ihn zu betrachten, als gehöre er zum Hause des Wirthes, welcher ihm den Auftrag gegeben, sich zur Verfügung des Ritters zu stellen.

„Ich werde mich, Herr Graf," versetzte der Ritter, „durch Eure Gesellschaft eben so sehr geehrt fühlen, als ich dafür dankbar bin, das Ihr sie uns leisten wollt."

Jetzt kamen Isabella und Francesca aus dem Putzzimmer heraus, verklärt durch die geschmackvolle Toilette, welche sie gemacht hatten, und durch die Erwartung der Herrlichkeit, welcher sie entgegengingen.

Isabella erschien in einer Basquina von rosarothem Taffet, auf der Schulter und unten mit drei Reihen Silberfranzen besetzt, welche knapp Busen und Taille umfing und reichhaltig herabfiel bis über die Kniee, wo das Untergewand von weißem Atlas und die goldgestickten Zwickel der seidenen Strümpfe unter den langen Silberfranzen hervorschienen Sie trug einen Schmuck von Rubin balais um den Nacken und gleiche Ohrringe.

Mit ihrem goldenen, wehenden Lockenhaar und in der phantastischen Tracht, mit den zierlichen, spanischen Füßchen in den perlengestickten Schuhen erinnerte sie an die Elfenkönigin, wenn sie zum Sommernachtsreigen dahineilt.

Ihre Freundin Francesca dagegen mit ihrer, hohen, stolzen Gestalt erschien mehr wie eine schöne Heroin aus der Mythenzeit. Ihr ganzes Wesen war einfach und großartig; sie trug ein langes, weißseidenes Kleid und darüber eine weiße Tunica von Tüll, welche unten mit Erikazweigen besetzt war; — in den Haaren, wie sie es zu festlichen Gelegenheiten liebte, eine weiße Moosrose.

Die Augen des Grafen Joseph sahen jedoch nur Isabella, die Königin seines Herzens.

So reizend, wie jetzt, war sie noch nie vor seine Seele getreten. Gewöhnt an den Umgang mit Damen,

fühlte er in diesem Augenblicke eine längstüberwundene Befangenheit, so daß er fast schüchtern ihr und Francesca nahte und mit unzusammenhängenden Worten seine Freude über ihre Anwesenheit ausdrückte. Alle die eingelernten Redensarten, diese abgegriffenen Scheidemünzen im Salonverkehr, schämten sich zum Vorschein zu kommen.

Doch diese Verlegenheit währte nur einen Augenblick, indem er zugleich über den Genuß dieser Stimmung reflectirte und sagte: „Sie rauben mir die Worte der Anbetung und lassen mir nur das Gefühl derselben, wie einen pomo di Siena ohne Schaale!“

„Ihr drückt dafür,“ versetzte Francesca, „die Schaale über dem Lichte Eures Witzes zusammen, daß das Oel daraus in die Flamme und uns in die Augen knistert.“

Jetzt war, wie von ungefähr, Fürst Iwan herbeigekommen und flüsterte schmachtend: „Meine gnädigen Damen, die große Polonaise wird beginnen; die kaiserlichen und königlichen Majestäten haben sich die Damen engagiren lassen; wir kleinen Fürsten sind so glücklich, selbst um die Gunst der Damen flehen zu dürfen; wird Signora Francesca mir erlauben, sie einführen zu dürfen?“

Während Francesca zusagte, trat die Gesellschaft in den Saal, in welchem die flammenden Kronleuchter die Nacht in einen blendenden Tag verwandelt hatten und den Purpurschein der Sammettapeten an den Wänden über den Marmorspiegel des Fußbodens und die irdischen Gottheiten, welche darüber hinwandelten, in verschwimmenden Reflexen ausgossen.

Isabella glaubte nicht mehr auf der Erde zu wandeln, ihr war es in diesem Glanze, worin das geblendete Auge kaum die einzelnen Gestalten herauszuerkennen vermochte, und in diesem feinen Moschusdufte der haute volée, welcher die Sinne befing, als wandle sie unten im märchenhaften Reiche der Gnomen und Elementargeister.

Schon längst hatte die Polonaise begonnen, in welcher sich die Paare nur langsam einige Schritte bewegten und dann wieder flüsternd stehen blieben, daß Francesca un-

willkürlich an Arnold's Waldmärchen und an das Bienensummen in Vrenli's Hütte im Fichtenbaume denken mußte.

Die Musik ging jetzt in ein Adagio über und mit sanften, schwelgenden Augen neigte sich Fürst Iwan zu Francesca mit den Worten: „Ziehen die Töne nicht, wie Schwäne, dahin über einen weiten See verschwimmend in die Abenddämmerung? Wie süß müßte es sein, in Klänge zu zerfließen!"

Francesca sah ihn von der Seite an und entgegnete: „Oder wie gekörntes Eis mit Zucker und Limonensaft auf der Lippe eines dürstenden Mohren!"

„Grausame!" flüsterte der Fürst und streckte den rechten Fuß mit dem kleinen Schnallenschuh aus, da die Colonne um einige Schritte weiter sich bewegte.

Bei dieser Bewegung kam Graf Joseph mit Isabella an das eine Ende des Saales zu stehen, wo sie die gegenüberstehende Reihe übersehen konnten. Er benutzte diesen Augenblick, um die Gesellschaft, wie ein Pfauenrad, um sich herum zu legen, indem er in den Spiegel einer jeden Feder flüchtig seiner Dame das Miniaturbild einer hohen, brillanten Person carrikirt zu zeichnen versuchte.

„Ich möchte wohl ahnen können," sagte er, „was von diesem schönen Abend in Eurer Erinnerung bleibend sich eindrücken wird?"

„Das langsame Gehen," versetzte heiter Isabella, „das sie Tanzen nennen."

„Ihr müßt bedenken," erwiederte er, „daß wir hier das stabile Princip repräsentiren; seht nur dort meinen Oheim, den Hofmarschall, der wie ein abgehärmtes Fragezeichen aussieht und nie vergessen kann, daß einer seiner Ahnen mit einer bourbonischen Prinzessin vermählt gewesen ist, welche wenigstens eine Lilie in sein Wappen eingebracht hat."

„Ist bei Euch," fragte Isabella, „die Lilie auch das Zeichen, welches auf den Degen geätzt wird?"

„Bei uns," erwiederte lächelnd der Graf Joseph, „druckt

man sie vor der Hand als Etikette auf Almanache, und fromme Jungfrauen machen Sonette darauf."

„Wenn ich nur einmal eine Dichterin sehen könnte!" seufzte Isabella.

„Seht Ihr dort," entgegnete Graf Joseph, „die Dame in der blaßbläulichen, seidenen Robe? Es ist eine mediatisirte Fürstin. Das eine Auge, welches immer still steht, ist vor Schrecken über eine Recension zu Glas geworden, das andere ist eine zu Tode geweinte Elegie. Gleich hinter ihr die kurze, dicke Herzogin ist der Pendant zu ihr, — sie ist eine Blumenmalerin, wie Ihr an der rothen Schminke auf ihrem Gesichte sehen könnt; die Klatschrose gelingt ihr am Besten. Wir waren sonst große Freunde; seitdem ich ihr in das Stammbuch eine Ruine mit blühenden Rosen gezeichnet, habe ich ihre Gnade verloren."

Jetzt bewegte sich die Colonne wieder um einige Schritte; Graf Joseph streckte den rechten Fuß mit dem feinen Schnallenschuh aus und führte seine Dame um einen halben Schritt weiter vor.

Jetzt wurden die Damen gewechselt. Jeder der allerhöchsten und hohen Cavaliere überließ seine Dame dem vor ihm stehenden, indem hier und da Namen und Rang der Dame mit sammetweicher Neigung des Kopfes zugeflüstert wurde.

Nach wenigen kurzen Complimenten wechselten die Damen wieder, so daß die Tour zu einer vorübergehenden Unterhaltung der Cavaliere mit den Damen ausschlug.

Jetzt hatte Graf Joseph das Glück, mit der blumenmalenden Herzogin zusammenzukommen.

Sie begann die Unterhaltung und zeigte die lächelnden, elfenbeinernen, schönen Zähne, welche sie heute besonders sorgfältig eingesetzt hatte, während sie sprach: „War das nicht die kleine Spanierin, die Malavilla, welche Sie einführten? Ich hatte das Glück, von Ihnen bemerkt zu werden?"

„Ich hatte die Ehre," versetzte Graf Joseph, „von Höchstihrem eminenten Talente zum Gesange zu sprechen und meinen Wunsch auszudrücken, ein spanisches Duett von Höchstihnen und ihr hören zu können."

„Führen Sie doch die Kleine," entgegnete die Herzogin, „in meinen Salon ein; Sie erinnern sich, daß jeden Freitag —"

Doch jetzt wechselten die Damen wieder; die Herzogin ging an den Vordermann, Isabella an den hohen Wirth und Francesca an den Kaiser Alexander über.

Da Graf Joseph jetzt mit einer halbtauben und wortkargen Prinzessin zusammen kam, welche ihn wegen seines niederen Standes mißachtete, so unterhielt er sie mit einem stereotypen Lächeln, indem sie sich bei den Handschuhspitzen hielten.

Unter diesem stummen Lächeln hatte Graf Joseph Zeit, mit seinen Blicken verstohlen Isabella nachzugehen, mit welcher sich der Fürst sehr gnädig zu unterhalten schien. Wie er sie in ihrer wunderbaren Schönheit von sich fern stehen sah, brachen alle verhaltenen Gluthen der Liebe und des Hasses aus der Asche hervor. An die Seele legte sich ihm der nagende Gedanke, daß die alte, kupplerische Duenna noch in dieser Nacht die erste Zusammenkunft Isabellens mit seinem begünstigten Nebenbuhler veranstaltet hatte, in derselben Nacht, wo sein mächtiger Chef für ihn bei dem Ritter um die Hand seiner Tochter werben wollte.

„Warum zittert denn der Graf?" fragte ihn jetzt mit langsamer, näselnder Stimme die Prinzessin und warf den Kopf, wie ein Wasservogel, zurück, während die Brustbeine vortraten.

„Aus submissester Ehrfurcht, Signora!" rief Graf Joseph ihr in das linke Ohr.

Die Prinzessin zuckte gnädig mit den Mundwinkeln und drehte den Nacken ein wenig, und der Cavalier flüchtete sich wieder unter das stereotype Lächeln.

Unterdessen unterhielt sich der hohe Wirth mit Isa-

bella, welche in diesen kurzen Augenblicken sein höchstes Wohlwollen gewonnen hatte.

„Wir werden es uns angelegen sein lassen," sagte er scherzend, „die Krone von Spanien wieder an Oesterreich zu bringen. Sie dürfen sich hüten, denn ich werde Ihnen einen tapfern Ritter schicken, der Sie erobern soll, um dann immer Ihr Unterthan zu sein."

Isabella erbleichte, der Fürst bemerkte es und sagte: „Welche Rose soll Oesterreich erhalten, die weiße oder rothe?"

Bei dieser Frage sah Isabella auf Francesca, welche die weiße Moosrose in den Locken trug, und sagte: „Es scheint, als wenn Rußland dem Hause Oesterreich keine Wahl mehr lassen wolle."

Obschon die Musik immer wieder die Colonne zum Weiterschreiten aufforderte, so wollte die Tour des Damenwechsels doch nicht weiter gehen, da sich Alexander immer noch mit Francesca unterhielt.

„Stundenlag saß ich schon vor dem schönen Bilde," erzählte ihr der huldvolle Kaiser, „und immer näher trat mir der innere Sinn desselben. Ich empfinde es dabei recht eigen, daß das höchste Glück nur ein Traum ist und nur im Traume genossen wird."

Francesca hing mit ihrer ganzen Seele am schönen, gnädigen Antlitze des Kaisers und entgegnete lächelnd: „Um so mehr ist Europa zum ewigem Danke dem guten, wachenden Genius verschuldet, welcher seinen Schild über die Träumerin gedeckt und sie mit scharfem Schwerte vertheidigt hat, als der französische Adler blutlechzend herunterstieß."

„In te, domine, speravi!" erwiederte der fromme Kaiser, „ich war nur ein Werkzeug in der Hand Gottes!"

„Ich wollte, daß ich ein Maler wäre!" entgegnete Francesca, „ich malte den angebeteten Kaiser des Nordens auf dem Schlachtfelde auf den Knieen liegend, während die Adjutanten heransprengen, hüteschwenkend und siegverkündend."

Alexander sah ihr mild und freundlich in das glühende

Gesicht und sagte: „Wenn Ihr an mich später denken mögt und eine Umgebung dazu träumen, welche mir recht lieb ist, so stellt Euch einen stundenlangen Wald von großen, uralten, epheuumrankten Birken und Tannen, durchschnitten von smaragdgrünen Rasenstrecken, im späten Abenddämmerlicht vor und einen Mann im grauen Mantel dahinwandelnd, versenkt in melancholische Träume, einsam und gedankenvoll — im Parke von Czarskoje-Selo. — Aber auch ich will mir von dem so schönen Ideale, welches dem Maler meines Bildes vorgeschwebt hat, den lebendigen Eindruck bewahren. Ich hoffe der schönen Ariadne im Labyrinthe dieser Tage wieder zu begegnen!"

Mit diesen Worten verneigte er sich ein wenig, alle Anwesenden machten die Bewegung ihm nach, und die Polonaise war beendigt.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

In der Strada degli Erbesti hatte Peppo, ein lustiger, wohlbeleibter Bolognese, eine Osteria. Den vorderen Raum derselben nahm die Küche ein, welche zugleich den einkehrenden Gästen zum Speisezimmer und zur Wohnstube diente. Vom Eintritte gegenüber an der schwarzen Mauerwand stand in einer kleinen Blende die Figur des heiligen Antonius von Padua von angemaltem Gyps. Davor brannte eine Lampe, welche die schmutzigen, herumstehenden Bänke und Tische spärlich beleuchtete. Durch diese Wand ging in jeder der beiden Ecken eine Thüre hinaus, die eine in das Wohnzimmer des Wirths, die andere in die Vorrathskammer.

Dort sah man ein angestecktes Weinfaß auf einem Gestelle, die in großen Laiben aufgeschichteten Parmesankäse, dazwischen einen großen, angeschnittenen Schinken und wie vom Himmel herunterhängende Knoblauchwürste. Vor dem Heerde stand Peppo mit der weißen, saubern Jacke und Mütze und der reinlichen Schürze; sonst war Alles umher in Schmutz erstarrt.

Ueber dem Feuer, welches mit Rebenholz unterhalten wurde, drehte ein kleiner Hund an einem Trillrade einen Hammelbraten am Spieße, indem Peppo den kleinen Arbeiter mit den zärtlichsten Schmeichelworten und Versicherungen tröstete, daß dieses heute seine letzte Arbeit sein solle.

In dem Dämmerlichte umher, welches das Kohlenfeuer auf dem Heerde und die Lampe des heiligen Antonius

verbreitete, saßen mehrere Gruppen abenteuerlicher Gesellen. Die meisten waren in Mäntel gehüllt und hatten ihre breitkrämpigen Hüte tief in die Augen gedrückt, wie Männer, welche auf ein gefährliches Abenteuer ausgehen.

Der Eine hatte harte Eier und Salz vor sich, welche er mit besonderer Kunstfertigkeit auf dem Tische auftippte, schälte, in Salz eintauchte und zwischen seinen Zähnen verschwinden ließ, dann aus dem irdenen, glasirten Weintopfe, welcher vor ihm stand, sich das Glas vollschenkte und leerte. Ein Anderer betrachtete mit aufgestemmten Armen die Gräten der Fische, welche vor ihm auf dem Teller lagen, als dächte er über die Vergänglichkeit aller Dinge nach. Ein Dritter saß rittlings auf der Bank und rauchte Taback aus einer Pfeife, welche aus zwei in einander gesteckten Rohren und einem rothen Thonköpfchen bestand, verdrehte die Augen und murmelte unverständliche Worte von hohen Potentaten und vom Chevalier durcheinander, bis ihm sein Nebenmann einen Schlag auf die Schulter gab und ihm zornig in das Ohr rief: „Wirst du schweigen lernen!“

Zwei Andere spielten wieder mit einander Morra, indem sie die Zahl gleichzeitig ausstreckter Finger zu errathen suchten und durcheinander schrieen: „Acht! sechs! neun! Alle!“ mit einem Eifer, als hinge davon das Heil der Welt ab. Anderwärts saßen wieder Einige und spielten schweigsam Domino um die Bezahlung des Weins, welchen sie sich noch in Aussicht gestellt hatten.

Die allgemeinere Unterhaltung schien eine Musikantenfamilie, welche unfern der Ausgangthür stand, zu bestreiten. Sie bestand aus einem alten Mann mit einem erdfahlen Gesicht, welcher die Geige spielte, während seine Frau, ein altes, zahnloses, dickes Mütterchen, sang, und zwei kleine Knaben auf dem Kopfe vor ihnen dazu tanzten.

Sie hatten einen weißen Pudel bei sich, welcher die Mütze seines Herrn in der Schnauze trug und von einem Gaste zum andern wedelnd und knurrend herumging und die Gaben einsammelte.

„Wie gut hast du es dagegen, mein vierbeiniger Küchenjunge und Bratenwender!“ sagte Peppo zu seinem Hündchen im Trillrade, welches keuchend die Zunge hervorstreckte.

Jetzt trat ein neuer Gast herein, welcher eine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, daß vom Gesicht nur das linke Auge und ein schwarzes Pflaster auf der Stelle des rechten zu sehen war. Er verlangte trotzig einen Krug Wein und sah sich im dem Gemache um, als wenn er Jemand suche. Endlich ging er auf einen der Anwesenden zu, welcher einsam im Winkel an der Tafelecke saß und mit dem Finger vom vergossenen Wein gedankenlos Figuren auf die Tafel zog. Der Einäugige setzte sich wortlos an die andere Ecke.

Als der Wirth mit dem Weinkruge, welchen er bestellt hatte, unter der Thür zögerte und mit einem der Gäste die Zeche berechnete, rief er ihm nach einer kurzen Weile zornig zu: „Presto! presto, birbone!“

Sein Nachbar schien ihn erst jetzt zu bemerken. Als Peppo das Krügelchen Wein dem Einäugigen hingesetzt und sich wieder entfernt hatte, füllte dieser das Glas, schob es dem Andern zu und sagte: „Trink, Nicolo, auf unser Wiedersehn!“

„Wie kommst du daher, Bajonna?“ flüsterte jener.

„Ich spürte Dich aus,“ versetzte leise Bajonna; „meinst du nicht, daß ich dir Geschichten zu erzählen habe, welche dich etwas angehen? Hier ist kein Ort dazu! Folge mir nach in den Hof!“

Nicolo nickte mit dem Kopfe zum Zeichen seiner Einwilligung; Bajonna wickelte sich fester in seinen Mantel und begab sich hinaus. Bald kam Nicolo ihm nach.

„Bei allen Heiligen!“ fragte Nicolo, „wie kommst du aus Neapel hierher?“

„Wie du?“ fragte kurz Bajonna.

„Das ist bald gesagt!“ erwiederte Nicolo; „habe ich nicht aus unserer Revolution in Neapel ein bischen Blut von dem Schweizerofficier an meiner Hand? —

Sollt' ich ein solcher Narr sein und dort meinen Hals hinhalten, bis es einem andern Narren gefällt, mir den Strick darum zu werfen?"

„Da hast du ein Seitenstück zu meiner stillen Abreise von Neapel!" versetzte Bajonna. „Du bist hier im Privatdienst des Chevalier Bartolo und seines Patrons, des Grafen Joseph, welcher sich eine Privatpolizei hält?"

„Hm!" entgegnete Nicolo, halb bejahend, halb verneinend.

„Was hast du für Hinterhalt und gehst nicht mit der Sprache heraus?" fragte Bajonna weiter, — „du weißt ja doch, daß ich dich als abtrünnigen Bruder der Carbonaja —"

Kaum hatte Bajonna diese Worte gesprochen, als ein Messerstoß ihm nach der Brust ging, welcher jedoch unter dem Mantel auf einen Drahtharnisch traf. Zu gleicher Zeit erhielt Nicolo von ihm einen so kräftigen Schlag auf die Hand, daß das Messer auf das Steinpflaster niederklirrte.

„Bestie!" murmelte Bajonna; „sei jetzt vernünftig und laß' mich erst ausreden, ehe du mir nach dem Leben stehst, Crocodil!"

„Nichts für ungut," versetzte Nicolo; „du sollst sicher vor mir sein, bin ich es vor dir!"

„Sicher wie ein Kind im Mutterleibe!" entgegnete Bajonna; „aber sei aufrichtig und sprich, wie kamst du zu deinem Gewerbe?"

„Aus Hunger und Menschenhaß!" versetzte Nicolo.

„Warum nicht lieber aus Durst und Dummheit?" entgegnete Bajonna.

„Was bleibt dem Patrioten in dieser Zeit übrig?" fragte Nicolo, „als unter irgend einer Maske in das Menschengewühl unterzutauchen! Und in welcher Maske kann ich sicherer sein, als in der eines Polizeiagenten? Aus diesem Unrathe findet so leicht Niemand einen alten Carbonaro heraus. Dann kann ich auch bei meinem Gewerbe am Besten meinem Groll nachgehen gegen das

Gesindel, welches die italienische Sache so schändlich verrathen hat; denn selten bindet Einer seine Zunge, daß man ihm nicht ein Wort zum Stricke verdrehen kann. Und weißt du nicht, wie Hunger thut? Ich könnte dir Geschichten erzählen, welche dich zu einem wüthigen Wolfe machen sollten; hatte mich doch einer unserer Brüder drei Tage lang bei sich hingehalten, um sich darnach zu erkundigen, ob nicht ein Preis auf meinem Kopf stände, welchen er verdienen könnte!"

Thränen der Wuth brachen jetzt aus Nicolo's Augen; er konnte nicht weiter sprechen, nur die Fäuste ballen und in der Finsterniß Bajonna heimlich, tückisch drohend vor das Gesicht halten.

Bajonna dagegen war unschlüssig, ob er den Abgefallenen erwürgen, oder zu dem vermeinten höheren Zwecke mißbrauchen sollte. Endlich siegte bei ihm die Klugheit. Er hoffte nämlich durch Nicolo sicher an den Chevalier zu kommen, um an ihm das Rächeramt zu vollstrecken, welches ihm durch die Würfel im Gartenhause zugefallen war.

Er entgegnete daher ruhig: „Ich hasse weder die Menschen, noch die Freiheit, aber ich weiß auch kein anderes Mittel, mich vor meinen Verfolgern zu retten, als den Schutz des mächtigen Chevaliers, den ich als sein Agent oder Geselle von selbst genösse. Schon in Neapel hörte ich, daß du dich hier mit der geheimen Polizei eingelassen hättest; ich lauerte hier vor dem Logis des Chevaliers auf dich und als ich dich endlich heimlich dort aus- und eingehen sah, war ich meiner Sache gewiß. Bald kundschaftete ich auch diese Osteria aus, wo Ihr häufig zusammen kommt, und nun ich dich persönlich getroffen, werde ich dich nicht loslassen, bis du mir zur Gunst des Chevaliers verholfen hast."

Nicolo gerieth durch diesen Antrag in große Verlegenheit; denn wenn er auch hoffen durfte, daß der Chevalier einen Menschen, welchen er empfehlen konnte, in seinen Sold nehmen würde, so kannte er doch den

Charakter Bajonna's zu gut, als daß er je an seinen Abfall vom revolutionairen Wahne hätte glauben können. Wie oft hatte Bajonna das Amt des Großmeisters in der Loge ausgeschlagen, um desto entschlossener handeln zu können! Nicolo fürchtete daher, daß es doch auf sein Leben abgesehen sein könnte.

Indem er alles dieses erwog, dachte er zugleich an das Abenteuer, welches ihm in Kurzem bevorstand, und an die Gefahr desselben.

„Kannst du schweigen?" fragte er endlich.

„Kennst du mich nicht besser, als du mit deiner Frage zu erkennen giebst?"

„Schwöre mir bei deinem Schutzpatron, daß du weder mich noch einen Anderen verrathen willst!"

„Bei allen Teufeln! ich schwöre dir, verschwiegen zu sein, wenn ich es nicht schon sein sollte!"

„Gut denn! — In dieser Nacht soll ein junger Geselle aufgehoben werden, welcher eine Liebschaft mit einer vornehmen jungen Dame angezettelt hat!"

„Was geht das mich an?"

„Genug, wenn du dich unserem Patron, dem Chevalier, empfehlen willst; denn das Abenteuer ist halsbrechend."

„Als wenn ich eine feige Memme wäre! Heraus mit der Gefahr, ich will sie bestehen, wenn dir der Muth dazu zu dünn gerathen ist."

„Kurz und gut! In dieser Nacht ist Jemand zu einem Stelldichein unter das Fenster seiner Dame bestellt. Sobald dieser dort angelangt ist und wir in der Person sicher sind, muß ihm ein Pflaster auf den Mund und er selbst zu Boden geworfen, geknebelt und in einen Wagen geschafft werden, um ihn heimlich irgendwo unterzubringen. Willst du den Kehlengriff thun, so will ich dich mitnehmen."

„Basta, es gilt, ich bin dabei! — Und wie viel erhalte ich zum Handgeld?"

„Zehn Scudi von mir! wie du mit dem Chevalier hernach übereinkommst, ist deine Sache!“

„Ein Lumpengeld für einen Henkersknecht!“ entgegnete Bajonna, welcher um Geld für diese Arbeit handelte, um Nicolo in Sicherheit zu wiegen.

So suchte Einer den Andern zu täuschen; — denn Nicolo hatte sich vorgenommen, ihn doch noch stumm zu machen. Er wußte es nur zu gut, daß der Mann, welcher überfallen und heimlich entfernt werden sollte, seinen scharfen Hatagan immer bei sich trug, und wenn Bajonna auch nur mit demselben zu ringen haben sollte, so konnte er doch die Gelegenheit benutzen, um ihm selbst einen tödtlichen Stich zu versetzen, welcher ihn von dem verdächtigen Carbonaro auf immer befreite.

„Wird der Chevalier bei dem Abenteuer zugegen sein?“

„Warum fragst du?“

„Damit sich mit meiner That kein Anderer brüsten und mir den Lohn wegnehmen soll!“

„Du sollst That und Lohn,“ entgegnete Nicolo, „ganz allein behalten!“ —

Jetzt schlug es auf der Domuhr elf; Nicolo zählte die Schläge und sagte dann: „Nun wird es Zeit, daß ich meine Leute anstelle! Halte dich nur immer zu mir und verathe dich nicht durch überflüssige Reden!“

„Als wenn ich,“ entgegnete Bajonna, „ein Papagei wäre, wie du!“

Sie gingen jetzt in die Osteria zurück; Nicolo ließ sich noch einen Krug Wein geben, stürzte ihn in einem Zuge hinunter und rief dann den Anwesenden zu: „Es wird Zeit zur Ruhe! Wer die Ordnung liebt, der folgt mir“

Mit diesen Worten ging er fort. Einer nach dem Andern von den Gästen erhob sich, bezahlte und verließ die Stube, in welcher nach wenig Minuten sich Niemand mehr befand, als Peppo und die Musikantenfamilie, welche sich in einem Winkel zusammengekauert hatte.

Peppo hatte jetzt seinem kleinen Hunde ein Lager

auf dem Heerde zurecht gemacht und wollte nun selbst zu Bette gehen, als er aus dem dunkeln Winkel beim Eingange zehn Augen funkeln sah.

„Was?“ schrie er, „ich sollte meine ehrliche Osteria zu einer Zigeunerherberge machen? — Packt Euch hinaus, oder ich hetze Euch mit meinen Cenerentolo zur Thür hinaus! Ihr rührt Euch noch nicht? Ihr untersteht Euch, hier noch zu trotzen?“

„Um die Barmherzigkeit Gottes!“ jammerte die Musikantenfrau, „Ihr werdet uns doch nicht hinausjagen auf die Straße, mich und die armen Kinder! Sind wir doch ehrliche Leute und haben unsern Passeport und suchen uns redlich zu nähren, wie Ihr gesehen habt. Mein Alter soll für Euch und Euer Haus zehn Paternoster vor dem Einschlafen beten; Ihr mögt es glauben, er betet gut!“

„Still mit deiner Lärmtrommel!“ sagte Peppo, „zeigt Euren Passeport und laßt sehen!“

Die Alte wühlte jetzt in einem Felleisen herum, bis sie die schmutzige Brieftasche und darin den Passeport fand, welchen sie Peppo einhändigte.

„Also Römer seid Ihr?“ fragte der Wirth, „wirkliche, wahre, ächte Römer?“

„So wahr das Campidoglio,“ rief jetzt pathetisch der Musikant hinter seiner Frau vor, „über dem alten Forum und Rom auf sieben Bergen steht! So wahr Cäsar und Hannibal dem heiligen Vater in alten Zeiten die Steigbügel gehalten; ich bin ein Römer, geboren alla Fontana di Trevi, wo gleich vor der Hausthür Fische gebraten werden!“

Peppo nahm den Paß zu sich und sagte: „Hättet Ihr Euch gleich als Römer zu erkennen gegeben, Maestro, so hätte es keines Redens bedurft!“

Mit diesen Worten ging er in sein Schlafgemach und holte einige alte, mit Seegras gestopfte Matratzen, welche er der Musikantenfamilie zuwarf und ihr gute Nacht wünschte; dann schloß er fürsorglich die Thüre zur Vorrathskammer ab und begab sich zur Ruhe.

Zweites Capitel.

Antonio hatte den Priester Santello, da der Ritter Malavilla mit Isabella zum Balle gefahren war, zu sich eingeladen, um den Abend in der Gesellschaft bei ihm zuzubringen.

Jouy hätte Arnold gern trunken gemacht und nöthigte ihm noch ein Glas Malvasier auf, nachdem sein Zureden an Achilleus' Mäßigkeit gescheitert war.

Malocchio sprach, aufgeregt von den süßen Flammen, welche er schlürfte, unermüdlich von dem Beruf der Kunst, das Leben wie eine Traube zu keltern und den Most zu Wein abzuklären; Niemand hörte auf ihn. Um so ungestörter konnte er fortfahren: „Was machte die alten Maler in ihren Werken so groß? Nichts weiter, als der klare Instinkt, mit welchem sie das eigenste Leben ihres Zeitalters zu erfassen und darzustellen wußten. So lange der siebenfarbige Regenbogen der christlichen Religion durch die Weltseele sich hinunter in das Herz des Künstlers zog, konnten seine Werke nur der Abglanz dieser Herrlichkeit sein. Seitdem aber die alten griechischen Götter von dem türkischen Lärm und Spectakel bei der Zerstörung Constantinopels wieder aufgewacht und nach Italien ausgewandert und allmälig dem Menschen in das warme Blut getreten sind, ist das Leben ein ganz anderes geworden. Nun fangen meine Kunstkameraden an vornehm zu thun und das Publikum zu verachten, weil es an zierlichen Madonnenheiligenscheinen und Christkindlein und den Händefaltungen, Verklärungen und Verzückungen

keinen rechten Geschmack mehr finden will. War früher die Welt nach der Bibel zugeschnitten, so hat sie sich jetzt ausgethan in die Natur und die Geschichte.

„Dort sind noch ewig neue Motive zu Bildern zu finden! — Was, Ihr hättet keinen Stoff? malt mich ab!‘ rief er und schwenkte mit der einen Hand den Hut und in der andern Hand das leere Glas in die Höhe; „es lebe die traumtrunkene Ariadne und Kaiser Alexander hoch!“

Die Gesellschaft stieß mit an und Santello rief: „Auf den Triumph der guten Sache!“

Alle ließen ihre Gläser bei diesem Trinkspruche anklingen und Jeder dachte an etwas Anderes.

Mitten in diesem Lärm hatte sich Achilleus heimlich entfernt, ohne daß Jemand darauf Acht gehabt, zumal Jouy jetzt einen Zankapfel in die Gesellschaft geworfen hatte mit den Worten: „Also meint Ihr wirklich, Herr Pater, daß Ferdinand der Siebente oder die Regentschaft von Seo d'Urgel so eine gute Sache hätte? Sind denn wirklich Camerillaregierung und Inquisition für ein Volk so ein großes Heil?“ —

„Spanien ist groß und herrlich geworden durch die Treue im reinen Glauben!“ versetzte Santello, „und groß geblieben, so lange die Inquisition stark genug war, die Ketzer auszurotten.“

Chevalier Bartolo ergriff das Wort und sagte: „Von der Herrlichkeit der Inquisition kann ich jetzt mehr erzählen, als ich früher gewünscht hatte. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit ihr so bekannt zu werden, daß ich ihre Wohlthat noch jetzt in allen Gliedern fühle, wenn sich das Wetter ändert. Ich lebte zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution in Paris und war, begeistert für die Freiheit, ein Jacobiner, wie die meisten meiner Freunde; denn jede allgemeine Idee einer Zeit hat etwas Ansteckendes, und kein Mensch kann sich dagegen leicht verwahren. Ich weiß nicht, wodurch ich zu der Ehre gekommen war, von den Mitgliedern meines Clubs für

einen durchtriebenen Gesellen gehalten zu werden. Doch mochte ich gerade diesem Vorurtheile es zuschreiben, daß ich als Emissair nach Spanien geschickt wurde, um dort den Samen der Freiheit auszustreuen, oder mit andern Worten: um dort Verschwörungen und Emeuten anzuzetteln und dadurch der französichen Republik den Rücken sicher zu machen. In dieser Mission kam ich auch nach Tarragona. Dort wurde ich mit dem alten Baron Uguanna bekannt, welcher in meiner Schule bald sich zum besten Werkzeuge der Revolution herangebildet hätte, wenn ich eben so klug gewesen wäre, als ich gelten wollte.

„Der alte Baron hatte eine sehr schöne Tochter, welche sich in mich verliebte; mein junges Herz fing Feuer, und gar bald fand ich Gelegenheit, ihr das Evangelium der Freiheit zu predigen.

„Die Folgen davon blieben nicht aus; der alte Baron wüthete, der aufgehetzte Pöbel rottete sich vor meinem Quartier zusammen und schrie: „Tod dem Franzosen! Nieder mit dem Jacobiner!“ und ich konnte mich nur in einer Mönchskutte retten, welche ich auf meinen nächtlichen Streifereien trug, indem ich die verriegelte Hausthür selbst aufriß, mit den Worten: „Nieder mit dem Jacobiner!“ in die verblüffte Volksmenge hineinsprang und so mir zur Flucht verhalf.

„Ich schüttelte den spanischen Staub von meinen Füßen und kehrte nach Frankreich zurück, wo bald darauf Bonaparte die Revolution zum Schlachtroß und kaiserlichen Paradepferd abrichtete und zuritt. Ich konnte nichts Besseres thun, als zur Armee zu gehen, wo für die thätige Jugend der neue Glücksstern schien. Dieser führte mich im Jahre 1809 unter den Adlern Junot's wieder zurück nach Spanien.

„Täglich im Kampfe mit den spanischen Guerilla's hatte ich mich bald bis zum Range eines Majors emporgearbeitet.

„Als ich mit meinem Bataillon in Toledo einrückte, kam mir die Geistlichkeit und Municipalität huldigend

entgegen, und fast dazu gezwungen, wurde ich zu einem Gastmahle geführt, welches zu Ehren der brüderlichen französischen Nation veranstaltet sein sollte.

„Man geleitete mich in einen großen Palast, wo die vornehmsten Einwohner der Stadt versammelt waren und zu einer festlichen Tafel, an welcher die schönsten Damen mir zur Seite und gegenübersaßen. Ich wurde mit dem ersinnbarsten Luxus bedient und jeder Argwohn schwand aus meiner Seele. Unter den heitersten Gesprächen, Scherzen und Trinksprüchen verstrich die Zeit. Plötzlich wurde es mir jedoch vor den Augen dunkel, ich wollte vom Sessel in die Höhe springen, es war mir unmöglich, mir vergingen die Sinne und ich sank bewußtlos, wie in den Arm des Todes.

„Wie lange ich mich in diesem Zustande befunden haben mochte, weiß ich nicht. Ich erwachte endlich wieder, doch mit Erschrecken; denn ich lag in einem offenen Sarge, meine Hände waren auf dem Rücken festgebunden und vor mir sah ich die Inquisitionsrichter mit den tödtlichen Augen. Sie saßen an einer schwarzverhangenen Tafel, auf welcher Kerzen bei einem Todtenkopfe brannten.

„Wo bin ich?" seufzte ich.

„Im Verhörsaale der Inquisition," antwortete Einer der Fürchterlichen.

„Was habt Ihr mit mir zu schaffen?" rief ich. — „Für jedes Haar auf meinem Haupte müßt Ihr dem Kaiser der Franzosen Rechenschaft geben! wehe Euch, wenn Ihr noch weiter gegen mich frevelt! — Noch sei Euch vergeben! Mein Bataillon wird mich schon jetzt suchen!" —

„Im Grabe!" war die Antwort.

„Meine Braven?"

„Fielen zum Sühnopfer der spanischen Nation!"

„Gut, so erwürgt auch mich!"

„Nicht gleich! erst bekenne deine Sünden! Hast du nicht vor Jahren in Tarragona öffentlich und heimlich gelästert gegen die Jungfrau Maria und den Sohn

Gottes am Kreuze! und gepredigt, daß die nackte Pariser Vernunft der einzig wahre Gott, und alles Andere Lüge sei?"

„Wer ist der Elende, der mich beschuldigt?"

„Bei dieser Frage flüsterten die Ketzerrichter unter einander, endlich erhob sich Einer von ihnen. Es war eine hohe, vom Alter niedergebeugte Gestalt, welche sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Auf einem Krückenstocke, geführt vom Familiaris des Gerichts, welcher eine Kerze hielt, kam der Mönch zu mir.

„Ich blickte in die Höhe, das erdfahle, beinerne Gesicht des Mönchs sah auf mich herab, grell beleuchtet vom Scheine der Kerze. Seine brennenden Augen ruhten auf mir, als wollten sie mich vernichten.

Nach einer Weile fragte er: „Kennst du mich, Elender?"

„Ich habe Euch nie gesehen!" entgegnete ich.

„Erinnerst du dich noch an den Baron Uguanna in Tarragona?"

„Ihr ein Mönch, und ich in Euren Händen?" seufzte ich, „Gott erbarme sich meiner!"

„Nicht über dich, elender Verführer meiner Tochter! Ehe du auf ewig in die Nacht versinkst, höre: Elvira ist gestorben und hat dich verflucht; dein Sohn, welcher nie etwas von seinen ehrlosen Eltern erfahren wird, betet als Einsiedler auf dem Montserrat für ihr arme Seele; und ich stehe vor dir, um dich der Verdammniß zu weihen! bekenne deine Sünden, — und verdirb!"

Santello war bei dieser Erzählung des Chevaliers immer aufmerksamer geworden. Fast leblos starrte er ihm in das Antlitz. Nur manchmal zuckte er kaum merkbar in sich zusammen.

Der Chevalier fuhr jedoch fort: „Ich drückte meine Augen zu, um nicht länger in das rachebrütende Auge des Greises zu sehen, und schwieg auf alle seine Fragen. Nach einer Weile kam der Familiaris wieder zu mir

heran, hob mich aus dem Sarge und stellte mich auf die Füße.

„Führt ihn hinein in das Gewölbe!" herrschte der Großinquisitor zwei dienenden Laienbrüdern oder Henkersknechten zu.

„Auf diesen Befehl wurde ich aus dem Saal hinunter geführt in ein unterirdisches Gewölbe. Dort stand in einer Mauerblende die hölzerne Bildsäule der schmerzensreichen Mutter Gottes. Sie hielt in der rechten eine Oriflamme, ihr Haupt umstrahlte eine vergoldete Glorie. Sie trug, wie eine Minerva, eine Art von Panzerhemde. Beleuchtet von unzähligen Lampen erschien sie lebendig. Das Gesicht hatte etwas schmerzlich Schönes und doch wieder Grausames, das mich noch heute schaudert, denke ich an die schöne Qualspenderin; denn ich erfuhr nur zu bald, welche grimmige Tücke unter der Maske der Allerheiligsten verborgen war. Dem oberflächlichen Blicke kaum bemerkbar, bestand das Panzerhemd des Muttergottesbildes aus kleinen, schmalen, doch scharfen Messerklingen. Arme und Hände hatten Gelenke. Durch ein Maschinenwerk im Innern konnte die Gestalt fürchterlich belebt werden.

„So mußte sie, der Inbegriff der himmlischen Demuth, die hochbegnadigte Jungfrau, sich zu einem Marterwerkzeuge erniedrigt sehen von wahnsinnigen Fanatikern und rachedürstenden Mönchen zur Erhaltung des reinen Glaubens.

„Ihr gegenüber stand ein Altartisch, und vor demselben zwei Geistliche. Der Eine redete mich an mit den Worten: „Bartolo, du hast seit langen Jahren, wir wissen es, nicht den Trost der Religion empfangen! deine frommen Eltern haben dich mit freudebebenden Herzen unserem Heilande geweiht und ihm deine Seele empfohlen; er hat dich nie verlassen, nur du hast ihn verleugnet. Sieh', die Geister deiner Eltern heben sich händeringend und weinend aus ihren Gräbern empor, um dein hartes Herz zu erweichen, daß es sich dorthin wende, wo allein das

Heil ist! Und wieder öffnet sich ein neues Grab und daraus hervor steigt der Geist der unglücklichen Elvira und schlingt ihre Arme um deinen Nacken, um dich niederzuziehen auf deine Kniee! Kehre dich um und sieh', wie die schmerzensreiche Mutter dich zu sich winkt; gehe hin, erwärme an ihrem Busen dein verstocktes Herz, bekenne deine Sünden, damit du wieder zurückkehren kannst in den Schooß der Christenheit!"

„Da ich meiner selbst nicht mehr mächtig war, ließ ich mich geduldig zum Marienbilde hinleiten.

„Lege dich in ihre Arme!" flüsterte mit süßer Stimme der Eine meiner Begleiter.

„Und küsse den holdseligen Mund der Gebenedeiten!" mit weinender Stimme der Andere.

„Wie erschrak ich aber, als ich ihr so genähert wurde und sie plötzlich sanft, wie eine Lebende, die Augen aufschlug und ihre Arme ausbreitete, gleich als wolle sie mich liebevoll an ihr Herz drücken.

„In diesem Augenblicke erwachten alle Sünden in mir, welche ich nur je begangen hatte, meine Seele fühlte sich in den seligen Schauern der Reue zerknirscht und wie ein Kind, das Unrecht gethan und sich bessern will, sank ich an ihr mütterliches Herz.

„Die Mutter Gottes schlang in demselben Augenblicke die Arme um mich, fester und fester zog und drückte sie mich an sich. Ein gräßlicher Schrei entfuhr meinen Lippen, denn jetzt fühlte ich tausend Spitzen und Schneiden mir auf den Leib gesetzt. Jetzt schnurrte es, wie ein Uhrwerk, nein! wie eine fürchterliche Katze, im Innern der Gestalt und in das zuckende Fleisch stachen leckend tausend stählerne Züngelchen. Ohnmächtig hing ich in den Armen der ruchlos Entweihten.

„Als ich wieder erwachte, lag ich entkleidet auf einem Teppiche vor dem mildlächelnden Marienbilde, daß, wie ein Vampyr, von meinem Blute tropfte. Das ganze Gewölbe war von Wachskerzen erhellt, und aus der Ferne scholl ein melancholisch-süßer Choralgesang.

„Da stand wieder vor mir der fürchterliche Uguanna mit drei anderen Inquisitoren und fragte mich: „Elender, willst du noch nicht bekennen, daß du die heilige Jungfrau mit Wort und That gelästert hast?"

„Jetzt trat in mein Gedächtniß wieder die fürchterliche Scene mit ihrer Marter und Niedertracht, und mein ganzes Wesen schäumte auf in Zorn und Wuth, indem ich mit erstickender Stimme rief: „Fluch über Euch, die Ihr selbst die Allerheiligste am Gräßlichsten verhöhnt und verlästert, Ihr, die Ihr die Mutter Gottes schändlich mißbraucht zu einem Folterknecht! Fluch auch dir, alter, wahnsinniger Greis, der du nach meinem Blute dürstest, weil ich vor langen Jahren im jugendlichen Leichtsinn mit deiner Tochter menschlich gesündigt habe! Räche dich, ja räche dich! Hier ist meine arme, zerfleischte Brust, trink' dich satt an dem hervorquellenden Blute und nehme dich die allbarmherzige Gottheit einst so in ihre Arme, wie mich heute Eure Mutter Gottes umarmt hat!"

„Ketzer!" schrie mich einer der Inquisitoren an, „du frevelst von Neuem! Wir gönnen dir Zeit zur Reue und Buße! Familiaris rufe die Knechte und führt ihn hinunter in die Restauration!"

„Die Knechte kamen und wuschen mich so lange mit Essig, bis die tausend kleinen Wunden sich in brennendem Schmerz schlossen; dann führten sie mich eine tiefe, steile Treppe, wie in einen Bergmannsschacht, hinunter, bis wir an eine mit Eisen beschlagene, kleine, niedrige Thüre kamen. Sie wurde aufgeschlossen, ein dumpfer, widriger Geruch kam mir entgegen, der eine Kerkerknecht leuchtete hinein und der andere schrie: „Bücke den Kopf und nun krieche hinab!"

„Mit Gewalt wurde ich hineingedrängt, die Thüre verschlossen und ich befand mich allein in dem Moder und der Nacht des Kerkerloches. Da es nur ungefähr zwei Ellen hoch war, so konnte ich nur liegen und mit

gekrümmten Rücken auf der Erde kauern. Ich war in der Hölle bei lebendigem Leibe.

„Wie lange ich dort zugebracht, weiß ich nicht, denn ich lebte schon nicht mehr und war in dumpfes Hinbrüten verloren.

„Da träumte mir einmal, daß ich aus meinem Grabe von bewaffneten Männern herausgezogen würde; aber dann schlossen sich, von Licht geblendet, meine Augen, und meine Sinne waren gänzlich vergangen.

„Doch fühlte ich ein angenehmes Rieseln über meinen Leib, aber noch war es mir unmöglich, mich vom Schlafe, welcher bleiern über mir lag, zu befreien; — endlich wurden meine Sinne wacher. Auch fühlte ich jetzt, daß mir die Lippen geöffnet und einige Tropfen Wein eingeflößt wurden. Nie in meinem ganzen Leben habe ich Etwas genossen, was süßer und erquickender mir geschmeckt und was mich mehr gestärkt hätte, als die Tropfen dieses Labetrunkes. So kehrte allmälig menschliches Leben in mein Blut zurück.

„Bei meiner unverwüstlichen Lebenskraft hatte ich mich bald wieder erholt, und nun erfuhr ich das Nähere meiner Rettung.

„Nach der Einnahme von Madrid hatte sich die höchste Junta mit ihren Horden über Illicos nach Toledo fechtend zurückgezogen, verfolgt von General Lasalle an der Spitze seiner Reiterei und General Valence mit seiner Escadron der braven polnischen Legion.

„Vor den Thoren der Stadt hatten die Lanciers im Sturmritte das Gesindel zerstreut, und die Voltigeurs durch die Gärten mit dem Bajonette einen Weg sich in die Stadt gebahnt.

„Lasalle hatte sich sogleich zu den Inquisitionsgebäuden begeben. Thore und Pforten wurden von den Beilen der Sappeurs zusammengebrochen und die bewaffneten Knechte des Glaubensgerichts niedergehauen, die Gefangenwärter gezwungen, die Soldaten zu den verborgensten Kellern zu begleiten und mit ihnen in die unterirdischen

Gänge hinabzusteigen. In einem dieser Kerker hatten sie mich gefunden, in anderen die furchtbaren Jammergestalten der Unglücklichen, welche seit langen Jahren im Kerker geschmachtet, verkrüppelt, den Rücken in eine hohle Wölbung zusammengedrückt, und Arm und Hand bis unter das Knie hinabgeschoben. Mit ihren blödsinnigen, grauen Gesichtern und den weißen Mähnen ihrer Hauptḥaare und Bärte glichen sie mehr seltsamen, gräßlichen Thieren, als Menschen.

„Das ist die Werkstätte gewesen," rief der Chevalier, von Wein und Erinnerung angeregt, „in welcher der reine Glaube und die Herrlichkeit Spaniens angefertigt worden sind."

„Das ist die Werkstätte gewesen," entgegnete Santello mit todtbleichem Gesicht und stieren Blicken, „in welcher ein Rabenvater vergebens an sein Weib und Kind erinnert worden ist! Alter Sünder, was würdest du sagen, wenn dein Sohn plötzlich vor dir stände und legte seine Hände auf deine Schulter, wie ich jetzt thue, und sähe in dein lasterhaftes Gesicht, wie ich jetzt hineinsehe, und dich fragte: Mann, wo ist deines Sohnes Vater?"

„Uguanna!" stöhnte der Chevalier, schlug die Hände vor sein Gesicht und sank in den Sessel.

Santello trat einen Schritt zurück, seine Lippen waren festgeschlossen, doch zuckten leise Krämpfe in den Mundwinkeln; die übrigen Anwesenden, welche hier vor der Lösung eines furchtbaren Geschickes zu stehen glaubten, wagten kaum Athem zu holen.

Endlich sagte Santello mit gebrochener Stimme und gesenkten Blicken: „Ich habe den Deckel eines Sarges gehoben und darunter gesehen das Antlitz der Verwesung! Friede sei mit ihm!"

Mit diesen Worten wandte sich Santello und begab sich hinweg.

Kaum war er fort, so sprang der Chevalier empor und sagte: „Zum letzten Male in meinem Leben habe

ich gelogen; denn, wie Sie sehen, fehlte gar nicht viel, so hätte ich wider Verhoffen ein Söhnchen bekommen!“

Jouy warf jauchzend ein Glas an die Decke und rief: „Die ganze Welt ist Lug und Trug! nur der Augenblick ist nahe daran, eine Wahrheit zu werden!“

Bei diesen Worten nahmen die Gäste ihre Hüte und verabschiedeten sich von Antonio, welcher zurückblieb und seine Schwester vom fürstlichen Balle erwartete.

Drittes Capitel.

„Hier wohnt Isabella!“ sagte die alte Ines, indem sie mit der Lampe dem nachfolgenden Achilleus vorleuchtete; — „diese Thüre führt in den Saal, wo der Ritter seine Conferenzen mit den Diplomaten hält, diese geht in meine Schlafstube, nun biegen wir links, da läuft die Treppe hinunter zur Capelle; kommt mir nur ruhig nach!“

Unter diesen Reden der Alten, welche ein schwarzwollenes Tuch um den Kopf geschlagen hatte und mit ihrem hageren Gesichte und den großen, wilden Augen über die Schulter auf den nachfolgenden Achilleus zurücksah, gingen sie die steile Wendeltreppe hinunter.

Unten im Vorhause angelangt, schloß sie rechts eine Thüre auf und sagte: „Das ist die Seitenthüre zur Capelle! Tretet nur ein!“

Die Capelle war matt erleuchtet von der messingenen Lampe vor dem Marienbilde über dem Altare. Ihr Schein reichte so weit, als die Stufen des Altars gingen, der übrige Raum verschwand in Dämmerung und Finsterniß.

„Jetzt muß ich Euch hier allein lassen,“ fuhr Ines fort, indem sie sich bekreuzte und eine Verbeugung vor dem Altar machte; „Ihr seid in guter Obhut! Mitternacht ist nahe und jeden Augenblick kann der Ritter mit Isabella zurückkommen. Wenn Alles im Hauses ruhig und sicher ist, komme ich mit Isabella herunter. Während Ihr mit meiner Donna zusammen seid, will ich Wache stehen; auf das leiseste Zeichen von mir müßt Ihr Euch trennen.

Isabella geht durch die Seitenthür zurück, Ihr aber müßt dort zur Hauptthüre hinaushuschen; ich habe sie zur Fürsorge aufgeschlossen.

„Santello ist drüben beim Arzte, ich habe ihm den Schlüssel auf einen Augenblick weggenommen. Aber vergeßt nicht, daß Ihr ein Hidalgo seid und der Ehre meiner Isabella nicht mit einem Hauche nahe tretet. Fürchtet Euch dort vor der heiligen Maria, wenn nicht vor mir."

„Geht mit Gott," entgegnete Achilleus; „Ihr sollt nie bereuen, daß Ihr uns gütig gewesen seid. Aber noch Eins: wie werde ich durch das Hofthor auf die Straße hinaus kommen?"

„Laßt Euch nicht bangen," versetzte Ines, „es ist nie verschlossen, da das Schloß daran vielleicht seit Menschengedenken eingerostet und unverschließbar ist. Es geht auf und zu, wie eine Dose. Horch! — kommt da nicht ein Wagen? — Nein! er fährt vorüber. Ich muß hinauf; laßt Euch die Zeit nicht zu lange währen."

Mit diesen Worten war Ines durch die Seitenthür verschwunden.

Achilleus setzte sich auf die Stufen des Altars und stützte sein Haupt in die Hand. Aus seinem Herzen war jede Leidenschaft entwichen, seine Liebe zu Isabella leuchtete in ihm reiner, als das Flämmchen der Lampe vor dem Muttergottesbilde über ihm. Um ihn herum stellte sich seine ganze Vergangenheit und sah ihn mit frommen, großen Augen an. Ihm trat vor seine Seele so deutlich, wie noch nie, seine Heimath, die schöne Insel Candia und das väterliche Haus in Canea und die Kirche der Panagia, wo er seinem Vater, welcher dort Priester war, als Knabe so oft im heiligen Dienste Beistand geleistet hatte.

Jetzt tauchte ein neues Bild in ihm auf. Er sah sich mit seinen beiden Schwestern zu den Füßen des Vaters unter dem großen Feigenbaume im Garten sitzen, lauschend den Gesängen Homers, welche er ihnen vorlas. „Wie lange habe ich Euch, Ihr Lieben, nicht gesehen! seufzte

er; — „weder dich, frommer, strenger Vater, noch dich, Irene, du jüngste meiner Schwestern, noch dich, großherzige Cizina?“ — Immer näher traten ihm ihre schönen Gesichtszüge, so daß er unwillkürlich die Arme ausstreckte und sagte: „Werdet Ihr auch meine Braut aus der Fremde freundlich bei Euch aufnehmen?“ — Seine lautgesprochenen Worte hallten in der Capelle wieder, und erweckt aus seinen Träumen, lächelte er für sich über seine Schwärmerei.

Bald aber versank er in der Stille der Nacht wieder in die Erinnerung. Er dachte der heiligen Stunden, wo er mit seinem Vater am Meere wandelte und hinaussah in die Ferne, wo rechtshin im großen, rauschenden Meere die hundert Inseln des Archipels, wie dunkelblaue Schilder, weithin verbreitet lagen, ihnen zunächst Cerigo, die cytherische Insel, und jenseits der Meerenge das hyacinthenblühende Lakonien mit allen seinen uralten, gewaltigen Erinnerungen an Sparta mit dem düstern Taygetes im Hintergrunde und dem meerzujauchzenden Eurotas.

Während er sich so in Erinnerungen und Träume versenkt hatte, war der Wagen des Ritters in den Hof herein gefahren, ohne daß er davon etwas vernommen hatte.

Lebhafter, wie noch nie, fiel ihm auf das Herz die Noth seines Vaterlandes: „Und ich höre die Feldschlacht in der Ferne toben, und ich bin nicht mehr unter den vorrückenden Gliedern! — Aber bald! — bald! — Und Isabella? — Es war keine Zeit zur Liebe, und ich muß schamroth werden, daß ich ihr unterliege!“ —

„Ich Unglücklicher,“ sprach er mit tonloser Stimme vor sich hin, „ich hätte stärker sein sollen, als die Leidenschaft, obschon ich keinen Dienst für mein Vaterland versäumt habe.“

Bei diesen Worten überkam ihn ein schwerer Kummer. Die Zukunft lag noch nie so dunkel, wie jetzt, vor seinem innern Auge. Es drückte ihm sein Herz im Busen zusammen, und unwillig wischte er sich eine Thräne aus

dem brennenden Antlitz. „Und was thue ich hier?“ sagte er wieder zu sich selbst, „mit herzlosen Diplomaten weiter und weiter ohne Erfolg unterhandeln? mit Menschen, welche vor der frischen That in ihrer Seele erbeben, und froh sind, wenn sie ihr einen gefährlichen Namen geben können! Weil sie sich freuen, uns mit den spanischen und italienischen Revolutionären vermengen zu können? Die Nachwelt wird zu träumen wähnen, wenn sie liest: die christlichen Kaiser und Könige haben das Volk der Hellenen verächtlich von sich gestoßen, als es gewagt, das Joch des uralten Feindes der Christenheit zu zerbrechen! — Und die Rache geht langsam und kommt doch. Und mitten zwischen diesen Greueln und Kämpfen muß ich unter Ruinen die lieblichste Blume finden, welche je mein armes Auge erblickt hat? — Zu welchen Räthsel verirrt sich mein Geschick! Sie liebt mich! — und ich hatte nicht um ihre Liebe geworben, und ich liebe sie, ohne daß ich sie lieben wollte! Hat ein guter Gott das Alles so über mich verhängt, so will ich ruhig der Linie nachgehen, welche sein Finger vor mir her in den Staub zieht, und führte sie mich durch Entsetzen und grimmige Leiden zum unbekannten Ziel.“

Jetzt hörte er die Thür knarren und herein im flammenden Festschmuck trat Isabella. Unter der Thüre zuckte sie zurück: Achilleus trat zu ihr, faßte ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Habe tausend Dank, du mein guter Engel, daß du vertrauensvoll heruntersteigst in meine Nacht. Wie bist du so schön und gut! Setze dich zu mir auf die Altarstufen, daß die Panagia uns sehe und höre; denn wir sind ihr heilig in dieser Stunde.“

Achilleus breitete seinen Mantel auf die Stufen des Altars aus und beide setzten sich darauf, Hand in Hand und Haupt zu Haupt geneigt.

Selten mag ein Auge so ein wunderbar eigenes Bild erblickt haben, wie es hier die Altarlampe beschien.

Es war, als wenn die ganze Welt die Liebe dieses

zum Asyle des Altars geflüchteten Paares mit geheimnißvollem Dunkel schützend umgeben wollte, während es von oben herab die Mutter Gottes mit der Lampe beleuchtete und sich ihrer herrlichen Kinder erfreute, welche vor ihr da saßen in der Blüthe ihrer schönen Gestalten und in der Pracht ihrer schönen, phantastischen Landestrachten.

Achilleus drehte jetzt Isabella's Antlitz an das Licht, daß es gerade über die Stirn hereinfiel und es magisch beleuchtete, sein Herz schwoll vor Entzücken und er rief: „Du Herrliche, sag' mir, wie kann ich deine Liebe verdienen?"

„Ich schenke sie dir," versetzte Isabella, „aber was giebst du mir dafür?"

„Mein ganzes Herz," entgegnete er.

„Dein Herz ist eine große, herrliche Gabe!" versetzte Isabella, „ein prächtiger Edelstein, aber rundgeschliffen und leicht zu verlieren; fass' es erst ein in Treue zu einem Ringe, und gieb mir so Herz, Treue und Ring, daß ich Alles tagtäglich, stündlich, augenblicklich sehen und fühlen und an meine Lippen drücken kann; dann erst bin ich sicher, daß du mich liebst!"

„Diesen einfachen, goldenen Reif," entgegnete Achilleus, „gab einst mein Vater meiner Mutter, welche nun im Grabe ruht, zum Zeichen seiner Treue; er ist das heiligste Amulet, was ich besitze, und verbindet mich, wenn du es an deiner Hand tragen wirst, mit dir auf ewig. Hast du aber auch bedacht, Isabella, daß ich einem Volke angehöre, welches sich erst das Land seiner Väter mit dem Blute seiner besten Söhne erkaufen muß? — Kannst du glauben, daß ich meine Pflicht vergessen werde und meinem Vaterlande in der schrecklichsten Stunde, wo es zwischen Leben und Tod ringt, treulos sein könnte?"

„Ich liebe dich um so mehr!" entgegnete Isabella, „ich will keinem Manne angehören, zu dem ich nicht in Anbetung und Bewunderung, wie zu meinem Gott, emporschauen kann."

„Ich kann dir, du Holde," erwiederte Achilleus, „kaum ein sicheres Obdach anbieten, nichts, als die Hoffnung auf die Freiheit meines Vaterlandes von der Tyrannei grausamer Osmanli's. Ist deine Liebe so stark und gewaltig, daß du mit mir Noth, Kummer, Verfolgung, Todesangst und unendlichen Jammer zu theilen im Stande bist?"

„Kennst du die Liebe so wenig, daß du an ihr und mir zweifeln könntest?" fragte mit zartem Vorwurfe Isabella. „Fragst du auch dein Auge, ob es noch sehen will, wenn dich Feinde möderisch umringen? Fragst du deine Hand, ob sie sich vertheidigen, dein Herz, ob es noch schlagen will, wenn du im Elende bist? Und ich soll nicht sein, wie dein Herz, dein Auge und deine Hand? Ich will dir ja Alles, ich will du sein, wenn du mich so ganz in dein Wesen hineinnehmen und mich so in dir sein und walten läßt, wie dein eigenes Blut."

„Habe Dank, heilige Isabella," sagte Achilleus, „für den Blick, welchen du mir vergönnst in dein tiefes, schönes und unendlich reiches Herz! Du allwaltende Gottesmutter, sieh' herab, ich küsse deine Tochter auf die Stirn und nehme in meine Obhut ihre Seele, — ich küsse ihre Augen und nehme sie zu meinen Sternen, welche mich leiten sollen durch mein ganzes Leben, — ich küsse ihren Mund und weihe sie zu meiner Braut! Und so, Isabella, stecke ich den Verlobungsring an deine Hand und nenne dich mein, so lange mir noch die Sonne scheint und das Meer rauscht!"

„Sei ganz mein," rief Isabella, „so lange ein Gott im Himmel lebt!"

„Du hast es gesagt, es sei so!" — entgegnete Achilleus.

„Ich gebe dir dagegen diesen Ring aus Drähten von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Blei zusammengefügt mit dem Diamanten zum Zeichen, daß ich dir angehöre, so lange die Natur zusammenhält."

Mit diesen Worten sank sie an sein Herz, welches

mit heftigen Schlägen ihr zartes Haupt auf und niederhob; auf einmal fuhr sie aber plötzlich in die Höhe.

„Was ist dir, Geliebte, Theure?“ fragte Achilleus.

Isabella brach in heftige Thränen aus, schlug die Hände verschlungen über die Kniee und starrte vor sich hin auf die Stufen.

Lange war Achilleus vergebens bemüht, ihr Worte abzugewinnen, er strich ihr die herunterfallenden Locken aus dem Gesicht und redete ihr mit vielen sanften Worten zu, sich zu fassen, und ihm zu entdecken, was sie quäle?

Nach einer Weile begann sie zu wehklagen: „O ich armes, mutterloses Kind! — hätte ich nur eine Mutter, welcher ich mich an die Brust werfen könnte, um ihr Alles zu gestehen, um Rath und Trost in meinem Elende zu gewinnen!“

„Dein Verlobter,“ versetzte Achilleus, „muß dir Vater und Mutter und alle Verwandtschaft ersetzen, mir kannst du, mir mußt du dich ganz vertrauen!“

„Ich vertraue dir auch,“ entgegnete Isabella, „aber eben um ganz dein zu gehören, bedürfte ich einer Fürsprecherin, bei meinem Vater. So wisse es denn, Graf Joseph bewirbt sich um mich, und mein Vater ist ihm gewogen. Diesen Abend sprach der Fürst, welcher den Ball gab, lange mit meinem Vater, und aus mancherlei Andeutungen muß ich schließen, das meine Hand versagt worden ist.“

„Wehe über mich!“ versetzte Achilleus, „es ist mir unmöglich, dich zu verlieren, da ich dich gewonnen habe. Wie sind wir zu retten? Weib! du bist mein, mir verbunden durch die heiligen Eide, — und im Gürtel trage ich den Hatagan!“

„Vergieß' kein Blut!“ rief ängstlich Isabella, „nur kein Blut! denn aus dem Blute, sagte Ines, steigen böse Geister auf, welche den Mörder jagen und hetzen, wie ein Wild, bis er zusammensinkt.“

„Und dieser Graf Joseph, und gerade dieser,“ ent-

gegnete Achilleus, „soll nicht seine Hand und sein Auge zu dir erheben! — Er ist verloren!“

„Meinen Vater gegenüber,“ fuhr Isabella fort, „bin ich ein willenloses Werkzeug; bist du mein Verlobter und künftig mein Gemahl, so beweise es durch die That. Sie werden mich in die Arme des Verhaßten werfen und vor den Altar ziehen, werde ich dann hoffnungslos mit meinen Augen nach dir spähen? Ich weiß keine Hilfe und keinen Rath, dafür bin ich dein, und du bist mein Herr, der seine Sclavin vertheidigen wird.“

„Welche Frage auch unser Schicksal an mich stellen wird,“ betheuerte Achilleus, „ich werde darauf antworten, wie es mir Gott eingiebt. Nur das Eine weiß ich, daß ich dich retten oder untergehen muß. Ob Klugheit oder Gewalt, oder Beides zusammen, den Knoten lösen wird, werden die Umstände lehren. Dem Willen und dem Muth ist alles Menschliche möglich! So fasse dir ein Herz für das Nächste! Verzage nicht, wenn du bis zum Aeußersten gedrängt wirst, denn oft ist nur dort die Hilfe möglich. Meine Gedanken fliegen immer zu dir und sind um dich herum, wie die Augen des Adlers um sein Junges im Horste, und erspähen jede Gefahr, welche dir droht.“

„Ich vertraue dir!“ versetzte Isabella, „und ich will ruhig sein! — Ich verlange nicht, daß du mir besonders versprichst, mich zu retten, du mußt es ja ohnedies, da ich nun dein bin.“

Jetzt kam Ines herein und rief: „Es wird Zeit, hohe Zeit, daß Ihr Euch trennt; nicht lange wird es dauern, so bricht der Morgen an.“

Viertes Capitel.

Während so Achilleus und Isabella in der Capelle vor dem Marienaltare Ringe und Schwüre tauschten, gingen in der dunkeln, stürmischen Nacht zwei Männer, tief in Mäntel gewickelt, auf der Straße vor Antonio's Hause auf und ab, sechs standen an dem Hofeingange in den Winkel gedrückt, zwei Andere an der Thür, welche hinauf zur Wohnung des Spaniers führte. An der Straßenecke hielt ein bedeckter Wagen, der Kutscher stand zwischen beiden Pferden, welche ungeduldig mit den Hufen Feuer aus den Pflastersteinen schlugen.

Die Beiden, welche auf der Straße auf und nieder gingen, unterhielten sich flüsternd miteinander.

„Es scheint," sagte der Eine, „als wenn wir vergeblich auf den Vogelfang ausgezogen wären."

„So viel ist gewiß," entgegnete der Andere, „daß seit elf Uhr Nachts, wo ich meine Leute erst sicher hier anstellen konnte, Niemand in die beiden Häuser gekommen ist, welcher nicht hineingehört hätte. Im Wagen des Spaniers befanden sich nur der Ritter mit seiner Tochter und Francesca, dabei Kutscher und Diener, welche mir genau bekannt sind."

Obschon der Chevalier, welcher sich hier mit dem Grafen Joseph unterhielt, ausgekundschaftet hatte, daß Achilleus der glückliche Nebenbuhler des Grafen war, so hielt er es doch für gut, bis zum Ausgange der Sache hierüber zu schweigen. Ob er aus Klugheit oder Tücke diese Nachricht verhehlte, darüber gab er sich selbst keine Rechenschaft; doch wäre es ihm lieb gewesen, wenn er

ihm den Plan, auch ihn wieder unter eine Oberaufsicht zu stellen, wie er aus dem heimlich eröffneten Briefe erfahren hatte, mit irgend einem Streiche hätte vergelten können. Wenigstens war er gewohnt, sich immer den Rückzug zu decken, bevor eine Unternehmung noch nicht gelungen war.

Graf Joseph ging nun eine Zeit lang schweigend neben dem Chevalier her.

Jetzt hörten sie aus dem offen stehenden Fenster von Francesca's Zimmer die Klänge einer Zither heruntertönen.

„Signora Francesca,“ flüsterte der Chevalier, „ist noch munter.“

„Sie thäte besser,“ entgegnete Joseph, „sie legte sich zur Ruhe!“

„Der Ball scheint sie alarmirt zu haben,“ versetzte der Chevalier.

„Horch, die schöne Nachtigall,“ sagte Joseph, „singt ein Lied.“

Sie lauschten jetzt und hörten mit schöner, kräftiger Stimme Francesca zur Zither singen:

„Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich zög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie sollt' es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und sinke in Flammen
Und Asche zusammen.

„Es ist zu viel vom Teufel verlangt," sprach Joseph zu sich, „die Eine rächend zu verderben und die Andere zugleich zu gewinnen. Es ist zu viel Seligkeit auf einmal! Doch wäre es ein Meisterstück, könnte es gelingen."

Doch jetzt dachte er wieder daran, daß in demselben Augenblicke sein glücklicher Nebenbuhler über ihn triumphire. Er hatte bei der belauschten Unterredung der Duenna mit Isabella den Namen des Verhaßten nicht gehört, er rieth nur darauf, daß es Achilleus sein müßte. Aus zu großer Vorsicht hatte er ihn nur unter die besondere Aufsicht des Chevaliers gestellt, ohne die Mittel zu gebrauchen, welche ihm vielleicht zu Gebote gestanden hätten, ihn polizeilich fortzuschicken. Jetzt bereute er, damit gezögert zu haben, während er doch im nächsten Augenblicke sich wieder darauf freute, ihn ganz in seine Gewalt zu bekommen und ihn seine Verwegenheit abbüßen zu lassen, wenn er wirklich zum Rendezvous bestellt gewesen sein sollte. „Oder sollte doch," fragte er sich wieder, „ein Anderer von Isabella begünstigt sein? welch' unerforschbares Räthsel ist ein Weiberherz!"

In diesen Gedanken wanderte er wieder mit dem Chevalier auf und ab.

Die beiden Vermummten, welche zu den Seiten des Treppengeländers vor dem Hauseingange des Ritters lehnten, waren Bajonna und Nicolo.

Sie standen regungslos, wie zwei steinerne Pfeiler, in der Finsterniß der Nacht, einander unsichtbar.

Nach langen Stillschweigen legte endlich Nicolo die Hände gekrümmt um die Mundwinkel, damit seitwärts der Ton nicht vernommen werden könnte und sprach leise: „Bist du wach?"

„Immer!" flüsterte Bajonna zurück.

Bei dieser Antwort näherte sich ihm Nicolo und sprach ihm noch leiser in das Ohr: „Hörst du nicht in der Capelle Jemand sprechen? — Es tönt mir immer so etwas um die Ohren herum, als sprächen Menschen im Gebäude."

„Das ist leicht möglich," entgegnete Bajonna, „bleibe du hier zurück und laß' mich an der Capellenthür horchen."

Mit diesen Worten schlich Bajonna dorthin und lauschte durch das Schlüsselloch. Wohl sah er vor dem Altare Achilleus und Isabella im Schimmer der Lampe vor dem Marienbilde, er hütete sich aber, seinem Gefährten etwas davon mitzutheilen, denn es lag ihm Nichts daran, daß hier der Privatpolizei des Grafen Joseph ein Opfer fiele, aber Alles an der Gelegenheit, dem Chevalier auf den Leib zu kommen. Er war schon einmal bei ihm auf dem Hofe gewesen, hatte ihn aber nicht eher erkannt, als bis er wieder sich hinweg begeben und sein Gefährte ihn genannt hatte. Bajonna war entschlossen, sich die Gelegenheit zum zweiten Male nicht entwischen zu lassen.

Er ging daher zu Nicolo wieder zurück und sagte ihm, daß in der Capelle Alles sicher und darin Nichts zu sehen sei, als die Mutter Gottes im Scheine der Lampe.

Jetzt schauerten die Wolken im Sprühregen herunter und Nicolo kroch, wie ein Hund, in den Treppenwinkel, um sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen, Bajonna aber stellte sich wieder unter das Thor der Capelle.

„Eine schöne Nacht zum Todtschlage!" dachte er bei sich selbst, „alle Sterne sind eingeschlafen und der alte Gott mit allen Heiligen könnte nicht den Wolf vom Hunde unterscheiden. Es wäre eine schöne Stunde, der Weltregierung ein wenig nachzuhelfen und eine bessere Stelle, als die Kirchenschwelle, könnte es nicht geben, eine Blindschleiche zu zertreten!"

Jetzt kam Graf Joseph zum Hofe herein und blieb vor der Eingangsthür zum Hause stehen; er versuchte leise das Schloß an der Thür, fand es jedoch fest verschlossen. Nun kam er zu Bajonna und fragte leise: „Ist Alles in der Capelle still geblieben?" —

„Wie im Grabe!"

„Ist die Thür gut verschlossen?"

„Verschlossen und verriegelt!"

„Habt Ihr auch keine Thür öffnen oder ein Gespräch oder sonst Etwas gehört?“

„Vor einer Viertelstunde hörten wir im Vordergebäude eine Mädchenstimme singen.“

„Gut!“

Graf Joseph ging fort, ohne das Schloß an der Capellenthür untersucht zu haben.

„Wie scherzhaft der Zufall ist,“ sagte Bajonna bei sich, „daß er vom Hasse die Liebe behüten läßt! Während mein Feind einem Andern nachstellt und mich zum Helfershelfer geworben hat, und ich dabei ihm selbst wieder tödtlich nachstelle, läuft endlich alles darauf hinaus, daß ich zwei Liebende in der Schäferstunde bewacht habe.“

Jetzt sah Bajonna wieder durch das Schlüsselloch und sprach dann vor sich hin: „Welche Eile hast du doch drin, dich von deinem Liebchen zu trennen, du kommst immer noch zu früh heraus! Wider Willen muß ich, wenn du zu voreilig herauskommst, dich deinen Feinden überliefern. Fast bin ich neugierig darauf, wer von Euch Beiden das größte Glück hat; — denn einer von Beiden ist verloren! Sie könnten eben so gut mit einander um das Leben würfeln, als wider Wissen den Zufall entscheiden lassen. So wäre ich denn weiter Nichts, als ein blindes Werkzeug des Zufalls oder des Geschickes? Was ist der Chevalier? Was endlich das Schicksal ganzer Völker? — Was grüble ich hier weiter? — mir bleibt die That, die lustige Mutter der Zufälle selbst!

Während der mörderische Demagog sich so mit sich selbst besprach, hatte Graf Joseph sich vor dem frostigen Regenschauer in den Wagen geflüchtet. Der Chevalier stand davor und besprach sich mit ihm.

„Welche Zeit ist es in der Nacht?“ fragte der Graf.

„Drei Uhr Morgens!“

„Nicht vor Tagesanbruch weiche ich von hier; haben wir bis dorthin vergebens gewartet; dann überlasse ich Euch die weitere Aufsicht. Auf jeden Fall müßt Ihr herausbringen, ob eine fremde Person, und welche im

Hause des Ritters gewesen ist. — Hundert Ducaten setze ich auf die Kundschaft davon und das Doppelte auf den Kopf des Abenteurers! Nun wißt Ihr genug."

„Excellenz braucht mir keinen so scharfen Sporn einzusetzen," erwiederte der Chevalier, „um meine Pflicht zu thun, doch bin ich dankbar für das Honorar, welches ich eben so gewiß verdienen werde, als ich ein Corsikaner bin."

„Geht jetzt zurück zu Euren Gesellen," befahl Graf Joseph, „damit im entscheidenden Augenblick jeder zur Hand ist." —

Bartolo entfernte sich und ging auf Antonio's Haus zu. Dort flüsterte er unter dem Eingange zum Hofe einige Worte den Männern zu, welche dort standen, dann schlich er in den Hof und vor die Thür des Ritters, wo er im Winkel den zusammengekauerten Nicolo fand.

„Was schläfst du hier im Winkel, Nicolo?" zürnte er mit bösen Worten, „vor die Thür gehörst du! Wo ist Truccio?"

„Er steht, so viel ich weiß, an der Thür des Vordergebäudes!"

„Wo und wer ist denn hier dein Nebenmann?"

„Der Neuangeworbene! Jonnaccio!"

Während der Chevalier dorthin ging, sah er plötzlich den Schein eines Lichtes an dem Treppenfenster zum ersten Stockwerk hinauf leuchten.

Es waren Isabella und Ines, welche aus der Capelle hinauf in ihre Gemächer gingen.

Schnell wandte sich der Chevalier zur Thüre der Capelle und fragte Bajonna: „Hast du Nichts gehört?"

„Seid Ihr unser Chef?" fragte Bajonna.

„Ja! doch gieb Antwort!"

„Es sind Leute drinnen vor dem Altar! Hört Ihr nicht die Schritte auf den Marmorplatten? Es kommt auf uns zu! da seht nur hinein!"

Jetzt bückte sich der Chevalier, um hineinzuspähen; in demselben Augenblicke aber drückte Achilleus von Innen

die Thür auf und Bajonna stieß fest den Dolch dem Ritter in den Rücken mit den Worten: „Stirb, Verräther!“

„Hülfe! Hülfe!“ rief zurücktaumelnd der Chevalier, während Bajonna ihm den zweiten Stich versetzte und Achilleus aus der Capelle hervorspringend den Mörder mit gewaltigem Arme zurückschleuderte, daß er weit hinein in den Hof taumelte.

„Ein Verräther unter uns!“ schrie der davon eilende Nicolo; „der Chevalier ist ermordet!“ —

Die feigen Schergen unter dem Thore und draußen auf der Straße ergriffen die Flucht, unter ihnen Bajonna, welcher die Verwirrung noch größer machte und schrie: „Es sind Mörder unter uns!“

Zugleich hieb der Kutscher vom Wagen, in welchem Graf Joseph saß, in die Pferde, daß er rasselnd davon flog.

Achilleus hatte aus Vorsicht die Thür der Capelle in das Schloß geworfen und dann den Chevalier aufgehoben.

„Seid Ihr verwundet?“ fragte Achilleus.

„Ich fühle einen Schmerz auf der linken Schulter,“ versetzte er.

„Chevalier Bartolo? Was bringt Euch hierher? Doch kommt, kommt, daß wir Hülfe schaffen!“ —

Unter diesen Worten führte er den Verwundeten an die Hofthür vor der Wohnung Antonio's.

Drinnen war es lebendig geworden. Kaum hatte er angepocht, so wurde geöffnet.

Achilleus führte den Chevalier in die ihnen entgegenstoßende Stube des Hausdieners, welcher Licht hatte.

Der Chevalier hatte so viel Kraft, um den Rock abzuwerfen. Durch das Hemd und die Weste lief das Blut vom Rücken herunter.

Jetzt kam auch Antonio herbei. Ohne Worte zu verlieren, untersuchte er die Wunden. Die eine hatte sich im Schulterblatt verfangen, die andere die linke Brust ein wenig geritzt.

„Daß dieser zweite Stoß meinem Leben kein Ende machte, verdanke ich Euch, Achilleus," sagte der Chevalier; „denn hättet Ihr den Banditen nicht in demselben Augenblicke beim Kragen gefaßt und hinweggeschleudert, so saß er im Herzen fest. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mich bei Euch zu bedanken, wenn Ihr und Signore Antonio den Vorfall verschweigen könnt. Doch laßt mich jetzt lieber heimkehren, damit ich mich in mein Bett strecken kann; die Wunden sind so unbedeutend und ausgeblutet, daß ein wenig Heftpflaster Alles wieder in Ordnung bringen wird."

Da sich durchaus der Chevalier nicht länger halten ließ, so gab ihm Antonio unter der Bedingung nach, daß er und Achilleus ihn in seine Wohnung begleiten dürften, damit ihm unterwegs kein Unfall zustoßen möchte.

Der Chevalier nahm dieses Anerbieten dankbar an. Antonio steckte sein Verbindezeug in die Tasche und faßte ihn bei dem einen Arme, während Achilleus ihn bei dem andern Arme nahm, so daß er zwischen Beiden seinen Rückzug noch rüstig genug anzutreten vermochte.

Fünftes Capitel.

Achilleus traf bei seiner Heimkehr seinen Diener Thriaki, in seinen zottigen Ueberwurf gewickelt, schlafend im Hausraume vor seiner Stube.

Als ihn Achilleus beim Namen rief, fuhr er aus dem Traume empor und schrie: „Zu den Waffen, die Osmanli! die Osmanli!"

„Hier sind wir sicher vor ihnen!" versetzte lachend Achilleus. „Zünde nur schnell die Lampe an, damit es hell wird."

Thriaki rieb sich die Augen und entgegnete lustig: „So wollt' ich doch, daß ich alle Osmanli mit Pulver in die Luft sprengen könnte, da sie mir auch im Schlafe keine Ruhe lassen! Schiffen wir nicht bald wieder heim?"

In diesem Gespräche waren sie in das Zimmer gegangen. Als sich Achilleus auf das Lager werfen wollte, schlug sich Thriaki plötzlich mit geballter Faust vor die Stirn und rief: „Daß mich eine thessalische Hexe in einen Esel verwandle!" doch spuckte er abergläubisch dabei aus, um die Bedeutung der Worte unschädlich zu machen.

„Was hast du, Thriaki?" fragte schlaftrunken Achilleus.

„Es wartet ein Bote aus einem Pyrgos nicht weit von hier auf Euch seit gestern Abend; er hat einen Brief bei sich, worauf Euer Name steht. Er will durchaus nicht sagen, wer ihn schickt und den Brief Euch nur selbst geben. Er sitzt halb schlafend und halb wachend in der Stube des Thürhüters. Soll er kommen?"

„Hole ihn, damit wir wissen, was er will!"

Thriaki ging, und Achilleus setzte sich auf sein Lager, die Capotta über Kopf und Stirn gezogen.

Nicht lange hatte er so gesessen und den Schlaf abgewehrt, so trat der Bote ein.

Dieser war ein alter, rüstiger Bergjäger. Da ihn Achilleus nicht gleich bemerkte, so schwenkte er sein grünes Hütel mit dem Gemsbart und der Spielhahnfeder um den Kopf und rief: „Deine Landsleute, der Metaxa mit der großen, schwarzledernen Mütze, und der Fehelo mit den pfiffigen Augen grüßen dich aus Roveredo, wenn du der Agley aus Kandi bist!"

„Gelobt sei die heilige Jungfrau!" versetzte Achilleus, „daß sie da sind!"

„Die Archonten! unsere Archonten!" rief Thriaki und sprang jubelnd in der Stube herum.

„Hast du sie gesehen?" fragte Achilleus den Boten.

„Im Wirthshaus neben dem Traffick," versetzte der Bote, „sitzen sie mit ihren gelben Schuhen, rauchen Taback aus langen Pfeifen und handthieren mit ihren Händen und Zungen, als wenn zehn Wälsche in einem Jeden von ihnen auf einmal stäcken."

Achilleus hatte jetzt den Brief geöffnet und las:

„Zurückgewiesen von Verona und dem Congresse der christlichen Kaiser und Könige, sind wir hierher nach Roveredo gegangen. Du triffst uns in der Locanda zum Phönix. Sobald du diese Zeilen gelesen hast, eile hierher, damit wir hören, was geschehen ist, und beschließen können, was Noth thut. Wir bringen Zeitung für dich aus Candia. Fehelo und Alle grüßen dich! Metaxa."

„Ein Pferd! Thriaki! den Schecken vom Roßkamm Pauluccio, den ich vorgestern ritt! Metaxa und Fehelo sind gekommen!"

„Soll ich mir nicht den Rappen mitbestellen?" fragte Thriaka.

„Eile nur, guter Junge!" entgegnete Achilleus; „du sollst mitreiten, aber bringe die Pferde!"

Thriaki warf seine rothe Schiffermütze jubelnd in die Luft, fing sie wieder und stürzte fort.

Während Achilleus den Shawl um das Haupt wickelte und unter dem Halse zusammenknüpfte, Pistolen und Messer in den Gürtel steckte und dann den zottigen Mantel umwarf, erzählte der Tyroler: „Den Levantinern geht es halt jetzt gerad', wie es uns Tyrolern mit dem Bonaparte gegangen ist. Da wir aufgestanden gegen die Franzosen und Baiern für unsere alten Gerechtsame und das Haus Oesterreich, hat es erst den Großen in Wien gefallen; darnach ist es ihnen eingefallen, daß wir doch Bauern waren; da ist der Andreas, der Sandwirth, auf der Bastei in Mantua erschossen worden. Mit unsern Gerechtsamen war es aber auch aus! Das geht nun einmal nicht an, daß das wilde Volk auf den Feind schießt unter eig'nem Commandanten! — Es ist mir schon recht, daß Ihr die türkischen Hund' niederschießt, aber den kaiserlichen Räthen wird das Alles nit gefallen, und eh' Ihr's merkt, habt ihr das Genick wieder unter dem Halfter!"

Achilleus lachte und sagte: „Unsere Klephten sind bessere Diebe, als die Euren! Eure verstehen sich nur darauf, Freiheiten zu stehlen, unsere stehlen gleich die ganze Freiheit den Türken aus der Tasche!"

„Die Kuh mit dem Kalb! das ist zu grob!" versetzte der Tyroler.

„Freilich! Freilich!" entgegnete Achilleus.

Jetzt wieherten die Pferde vor der Hausthür. Der Bote nahm seinen Abschied und Achilleus eilte hinunter. Thriaki saß schon auf dem Rappen und hielt den Schecken, welcher vor Ungeduld in die Höhe sprang.

Achilleus schwang sich hinauf und, wie im Wirbelwinde, galoppirten Beide die Straße hinunter, über die Etschbrücke, durch die Vorstadt und die Straße an der rauschenden Etsch hinauf in die aufqualmenden Nebel des dämmernden Morgens.

In derselben Zeit ungefähr, wo Achilleus in Rove-

redo ankam, suchte Graf Joseph den Chevalier auf, um zu erfahren, was ihm zugestoßen und warum das Unternehmen mißglückt sei.

Er traf ihn in der übelsten Laune; denn obschon die Wunden dem Anscheine nach ganz unbedeutend waren, so brannten sie ihn doch, wie Feuer. Dazu nagte noch an seiner Seele der demüthigende Gedanke, daß gerade der, welchen er für Geld an seinen Feind ausliefern wollte, ihm das Leben gerettet hatte.

„Eine brillante Vorsicht!“ sagte Graf Joseph zu ihm; „mein Vertrauen zu Eurer Klugheit und Pünktlichkeit wird mit jedem Tage stärker. Was helfen mir die endlosen Klatschereien, welche Eure Spione mir zutragen, wenn gerade bei den wichtigsten Aufträgen Eure Creaturen unzuverlässig sind?! Ich begreife Euren Tact nicht, wenn es möglich ist, daß unter Eurem Corps Leute sein können, welche, wie Schnappmesser, auf die eigene Hand zurückschlagen und sie verwunden, wenn man sie zücken will!“ —

„Wißt Ihr denn so genau,“ versetzte der Chevalier, „ob der Bandit einer von meinen Leuten war? O, ich weiß es, Herr Graf, daß ich Ihnen schon längst überflüssig bin; man hat ja sogar schon anderwärts um Rath gefragt, wie ich nach dem Congresse still zu machen sei!“

„Mensch!“ rief Joseph, „ich will nicht fürchten —“

„Daß ich,“ fiel ihm der Chevalier in das Wort, „in der Nacht still gemacht werden sollte. Das sind die Früchte meines elenden Handwerks! Gott verdamme die Stunde, wo ich mich, einen französischen Officier, an Euch verkauft habe!“ —

„Schämt Ihr Euch nicht,“ entgegnete Graf Joseph, „über den Verdacht, welchen Ihr gegen mich aussprecht?“

„Nein!“ versetzte grimmig der Chevalier.

„So schämt Euch,“ fuhr Graf Joseph fort, „Eurer aufkeimenden Feigheit! Sollte ich ahnen können, daß ich mit den ungeheuren Geldsummen, welche ich Euch bezahlt

habe, nur einen Verräther aufgefüttert hätte, bei dem heiligen Nepomuk! Ihr solltet nicht mehr das Licht des Tages erblicken. Verkriecht Euch, wohin Ihr wollt, Ihr entrinnt doch nicht meiner Gewalt!"

„Ich sehe wohl ein," versetzte resignirt der Chevalier, „daß ich meine Seele dem Teufel verkauft habe; mag er sie haben!"

„Um Redensarten, welche ich Eurem Wundfieber verzeihe," entgegnete Graf Joseph, „will ich nicht mit Euch rechten; erzählt mir lieber, wie der Hergang war."

„Sehr einfach!" — versetzte der Chevalier, bemüht, Lüge und Wahrheit zusammenzugießen. „Als ich von Innen an der Hausthür des Spaniers ein Geräusch wahrzunehmen glaubte, und mich nach dem Schlüsselloche bückte, um hindurchzuspähen, erhielt ich von einem Banditen, welcher hinzukam und mich irrthümlich für den Erwarteten nahm, die Dolchstiche, welche mich zu Boden warfen.

„Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihn," fuhr der Chevalier fort, „daß er gewandt, wie ein Aal, mir entsprungen war. Zugleich entstand unter unseren Leuten, welche mich stürzen sahen, der Wahn, daß ich ermordet und Alles verrathen sei. Wie es mit der Flucht der Leute und Eurer eigenen zuging, kann ich natürlich nicht wissen."

„Habt Ihr," fragte Graf Joseph, „vom vorigen Abend Rapport über den Griechen Achilleus?"

„Also doch auf seiner Spur!" dachte der Chevalier bei sich, und versetzte dann: „Ich hatte mich den ganzen Nachmittag an ihn genestelt, mit ihm eine Spazierfahrt zum Laco di Garda gemacht und befand mich bei unserer Rückkehr in seiner Gesellschaft bei dem Doctor Antonio. So viel ist gewiß, daß sein Hatagan, wenn er mich verwundet hätte, besser getroffen haben würde."

„Seltsam!" entgegnete Graf Joseph, „und hat man denn keine Spur von dem Banditen?"

„Zur Zeit noch nicht!" antwortete der Chevalier;

„doch zweifle ich nicht, daß er im Laufe des Tages von meinen Spähern ausgekundschaftet sein wird."

„Da sich Alles anders verhält, als ich dachte," sagte begütigend Graf Joseph, „so nehmt es nicht übel, wenn ich Euch zu nahe getreten bin! Ein Pflaster für Eure Wunde werde ich Euch zusenden. Sobald Ihr irgend Etwas herausgebracht habt, laßt es mir melden! Schont aber ein anderes Mal besser Euer theueres Leben!" —

Mit diesen Worten verließ Graf Joseph den armen Chevalier und begab sich nach Haus, um noch eine Stunde Schlaf nachzuholen und dann dem Ritter Malavilla und Donna Isabella seine Aufwartung zu machen.

Der Ritter war frühzeitig wieder aufgestanden. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab; denn das Loos seiner einzigen Tochter war allem Anscheine nach entschieden.

Die hohen Verhältnisse, in welche er seine Tochter an der Hand ihres zukünftigen Gemahls treten sah, umnebelten ihm den Verstand, daß es ihm vor den Augen flimmerte. Mit Kaisern und Königen sah er sich in Verbindung gesetzt und mit dem höchsten Adel verwandt. Hatte doch selbst der alte Hofmarschall, welchen Graf Joseph das Fragezeichen hieß, ihn „mon cher cousin!" genannt. Doch der neue Glanz, welcher seiner alten Familie bevorstand, sollte ihm hier gar Nichts gelten, sondern nur die Sache seines Königs, welche in dem künftigen Gemahle seiner Tochter einen einflußreichen Freund gewann, denn durch diese Vermählung mußte dieser immer an das spanische Interesse sich geknüpft fühlen.

Da jetzt ein Strahl von der Lampe, über welcher sein Morgenkaffee stand, auf die goldene Dose fiel, welche er einst von seinem Könige zum Geschenk erhalten hatte, und in grünlichen und bläulichen Funken die Diamanten des Namenszuges desselben spielen ließ, so nahm er es für einen Schicksalswink und ein Zeichen des unabweisbaren Glückes für ihn und seine Tochter. Er legte in Begeisterung auf die Dose die drei Finger seiner rechten

Hand und schwur der absoluten Krone Blut und Leben zu opfern, während er aus Angewohnheit zugleich den Deckel in die Höhe hob und ein Prise nahm und schnupfte.

Dann ergriff er die Handglocke und schellte damit.

Nachdem er dreimal die Glocke geschüttelt hatte, trat sein alter Diener Pedro mit dem Waschbecken, Handtuch und Rasirzeug ein.

„Was siehst du mich so finster an, Pedro?" fragte der Ritter.

„Don Malavilla," antwortete der Diener, „hat mich immer, seitdem ich zu Eurem Hause gehöre, und Ihr wißt, das ist so lange her, als ich alt bin, — „Pedro Castellan!" betitelt, und heute schon zweimal schlechtweg: „Pedro!" Da erlaube ich mir nur zu fragen, wodurch ich Don Malavilla's Gnade verloren habe?"

Unter diesen Worten hatte Pedro sein Geschäft begonnen, er hob jedoch das Rasirmesser jetzt zurück, um eine Antwort zu erhalten.

„Pedro Castellan!" antwortete der Ritter ernsthaft, „fahre fort in deinem Geschäft!"

Pedro machte einen Kratzfuß und küßte die Hand des Ritters, dann ging er wieder an sein Geschäft und erzählte dabei: „Man sollte nicht meinen, es geht hier gerade so her, wie bei uns. Gestern war nebenan bei dem hochgelahrten Doctor Antonio eine Gesellschaft. Beim Nachhausegehen kommen die Herrschaften in Zank und im Zank herein in den Hof. Ein französischer Major erhielt in der Finsterniß der Nacht zwei Dolchstiche; sie sollen aber nicht gefährlich sein; der junge Grieche Achilleus, ein rechter Hase, flüchtete sich in unsere Capelle zum Muttergottesbilde, wo eben Donna Isabella noch ihr Abendgebet hielt. Ihr dürft nicht zucken, sonst schneide ich Euch noch einmal! Duenna Ines war zugleich mit dort. Sie kann nicht genug rühmen, wie höflich der Hidalgo gewesen sei und wie er sich so fein entschuldigt hätte!"

Jetzt war der Ritter vom Messer Pedro's befreit,

welcher ihm das Waschbecken hielt und dann das Tuch zum Abtrocknen reichte.

Der Ritter schien in ernsten Gedanken versunken zu sein; denn während der ganzen Morgentoilette sprach er zu verschiedenen Malen: „Hm! Hm!“ ohne ein Wort dazu zu setzen.

„Don Malavilla,“ sagte jetzt Pedro, „schaut einmal in den Spiegel! So ritterlich nimmt sich keins der Bilder aus, welche daheim im Ahnensaale hängen, als das Eure heute an diesem Morgen. Das mag wohl daher kommen, weil keiner der ruhmvollen Herren so viele Kaiser und Könige, wie Ihr in voriger Nacht, auf einmal beisammen gesehen hat.“

„Pedro Castellan!“ rief der Ritter, „hüte deine Zunge und sprich nicht einfältig über die Vorfahren, welche Löwenmark in ihren Knochen und Blitze in ihren Augen hatten. Hast du noch nicht das Bild des Silva Malavilla gleich über dem Haupteingange unseres Burgsaales gesehen mit dem hageren, langen Gesicht und der gerunzelten Stirn, die Hand auf den Kopf einer emporschauenden Dogge gelegt?“

„Unseren Mohrenjäger,“ rief Pedro, „der ein Gelübde gethan, eine Burg zu bauen und darinnen eine Kirche der gnadenreichen Mutter Gottes, wenn er dreihundert Morisko's erschlagen haben würde? Und ehe drei Jahre um waren, lagen dreihundert Schädel unter den Grundsteinen, worauf unsere Burg noch heute steht.“

„So ist's!“ versetzte der Ritter und strich sich seinen Knebelbart.

„Gleich nebenan ist sein Sohn,“ fuhr der Ritter fort, „welcher wochenlang in den Alpuxarren und den toledanischen Haiden wilde Schweine erlegte und dann eben so tapfer beim Stiergefecht dem Stier das Messer in das Herz stieß!

„Dann folgt der schöne, blonde Alvarez mit den ewig ruhigen Augen, von dessen Ernst und Majestät man erzählt, daß Niemand ohne zu stottern zu ihm habe sprechen

können, so ruhig und groß vermochte er die Menschen anzublicken."

„Dann kommt Don Perez," versetzte der unterrichtete Diener, „der mit eigener Hand den Stammbaum des Hauses gemalt hat, welcher aus dem Leibe eines darunterliegenden Königs emporgewachsen ist, und wo ganz oben mit goldenen Buchstaben in einem der rothen Blätter Euer Name steht."

„Nicht so viele Worte! gehe nun hinunter zu Pater Santello, begrüße ihn in meinem Auftrage und bitte den hochwürdigen Herrn, seinen Kaffee auf meinem Zimmer zu trinken, denn ich wäre seines Rathes bedürftig."

Pedro Castellan entfernte sich, der Ritter aber kleidete sich vollends mit aller Sorgfalt an, als wenn er zu Hofe fahren müßte. Als er den Sandalenschritt des Paters kommen hörte, nahm er den Hut unter den Arm und stellte sich aufrecht unter die Thür zu seinem Cabinet, um ihm von da aus zwei Schritte entgegen zu gehen.

„Der Friede Gottes sei mit Euch!" sagte der eintretende Santello. „Amen!" entgegnete würdevoll der Ritter, indem er zugleich einen und einen halben Schritt zur Bezeigung seiner Ehrfurcht dem geistlichen Herrn entgegen that und die Unterredung mit den Worten begann: „Ehrwürdiger Herr Pater, laßt uns zuerst Platz nehmen, damit wir ruhig über einige hochwichtige Angelegenheiten uns berathen können. Erlaubt mir zugleich, Euch bedienen zu dürfen, da ich nicht wünsche, daß meine Dienstleute uns hier stören und im Hin- und Hergehen Einiges verkehrt aufschnappen und unter sich noch verkehrter wiedererzählen."

Mit diesen Worten goß er Kaffee in die bereitstehende Tasse, indem er zugleich zu sprechen fortfuhr: „Und da mein ehrwürdiger Freund zuweilen eine Cigarre nicht verschmäht, so gönne ich mir die Freude, Euch eine von den wenigen anzubieten, welche mein allergnädigster König und Herr, Ferdinand der Siebente, mit eigener Hand gedreht und mir verehrt hat, als ich die Gnade genoß,

mit ihm die erste Chocolade zu trinken; denn Ihr wißt, daß auf der Erde es keinen geschickteren Cigarrendreher giebt, als ihn."

Santello griff mit süßverklärtem Gesichte in das Cigarrenkästchen, nahm eine davon heraus und hielt sie dann vor die Augen, als wenn sich daran Merkmale entdecken ließen, welche ihre königliche Herkunft verrathen könnten.

„Es ist ein feines, sammtnes Blättchen," sagte er endlich, „und die kleine Blätternath geht so schön in einer Linie herunter, daß darin die königliche Majestät, welche auch dem Geringsten sein Recht angedeihen läßt, sich zu erkennen giebt."

Jetzt hatten die beiden Spanier ihre Cigarren angezündet und schwiegen.

Endlich ergriff der Ritter wieder das Wort und sagte: „Nicht nur in öffentlichen Geschäften, welche die Freiheit unseres allergnädigsten Königs und Herrn betreffen, sondern auch in den Angelegenheiten meines Hauses habe ich immer nach dem Beispiele der ruhmwürdigsten Könige, welche über Spanien geherrscht, geistlichen Rath mir geholt und befolgt; denn wer muß es sich nicht sagen, daß gerade der Priester, welcher der Gottheit nicht nur überhaupt seiner Heiligkeit nach, sondern auch täglich bei dem heiligen Sacramente nahe steht, auch den richtigsten Blick in die menschlichen Angelegenheiten haben muß?!"

„Euer Herrlichkeit," versetzte Santello, „hat immer im Wohlgefallen Gottes gewandelt und ihr Tagewerk mit Segen überhäuft."

„Sein Name sei gepriesen!" fuhr der Ritter fort, „ich hatte nie Ursache mein Vertrauen zu bereuen. Insbesondere habt Ihr mit Eurer Einsicht mir immer den Weg gezeigt, welcher sich als der rechte auswies. So nehme ich auch jetzt meine Zuflucht zu Eurer Weisheit, wo es sich hauptsächlich um das Wohl meines Hauses und meiner Tochter handelt.

„Ihr werdet in der letzteren Zeit häufig bei uns den

ehrenwerthen Grafen Joseph von Rankenstein gesehen haben. Was soll ich reden von seiner Herkunft, da er zu einem der angesehensten Geschlechter der größten Monarchie gehört? was von dem Glanze seines Hauses, das mit Burgen, Wäldern und Feldern reich gesegnet ist? was von seinen leiblichen und geistigen Vorzügen, von seinen gebildeten, ritterlichen Manieren, da Euch das Alles nicht unbekannt ist; doch davon muß ich reden, daß er schon jetzt die Hoffnung und Freude seines mächtigen Gönners und Chefs ist und vielleicht bald eine Stütze nicht nur seines Herrn, sondern auch der übrigen europäischen Throne werden wird.

„Das Herz dieses hohen Jünglings hat die Fürsicht Gottes meiner Tochter zugeneigt, und die fürstliche Durchlaucht hat gestern vorläufig, wenigstens kann ich mir das, was dieselbe zu mir gesprochen, nicht anders deuten, um ihre Hand für ihn angehalten, und ich konnte darauf nicht anders antworten, als daß seine Gesinnung meinem Hause zur höchsten Ehre gereiche.

„Diesen Vormittag werden dessen Oheim, der Oberhofmarschall, und er selbst erscheinen, wie ich vermuthe, um die Verlobung mit ihr zu vollziehen. Insofern Euch dagegen kein Bedenken beikommen sollte, bitte ich Euch, einen Notar zu bestellen, um die Ehepacten aufzusetzen und rechtskundig zu machen.“

„Wie könnte ein anderes Gefühl,“ entgegnete Santello, „in mir aufkommen, als das einer namenlosen Freude über das Glück Eures Hauses, welches darüber steht, wie ein glänzender Morgenstern?! Erlaubt mir, meinen Glückwunsch aus der innersten Seele Euch hierüber abstatten zu dürfen.“

„Wir danken Euch für Eure Theilnahme,“ versetzte der Ritter, „denn wir sind überzeugt, daß kein Mensch sie aufrichtiger an unserem Wohle nehmen kann, als Ihr, der Ihr unser geistlicher Hausfreund seid und, wie wir hoffen, lebenslänglich bleiben werdet. Doch noch Eins ist mir an diesem Morgen auf das Herz gefallen. In

voriger Nacht hat hier im Hofe ein Mordanfall stattgefunden; ein junger Grieche, den wir hier schon gesehen, soll sich in die Capelle geflüchtet haben, wo zufällig unsere fromme Tochter mit Ines ein Nachtgebet gehalten hat. Ich wünschte hierüber, ehe ich weitere Schritte thue, in das Klare zu kommen."

„Das, was zu wissen Noth thut," versetzte Santello, „habe ich zu erforschen gesucht. Da ich es jedoch als Gewissensrath anvertraut erhalten habe, so kann ich mich darüber nicht weiter auslassen. Es dürfte aber zum Frieden Eures Hauses dienen, wenn die Duenna Ines so lange, als wir hier in Verona noch verweilen, von Donna Isabella getrennt und in eine Klosterpension gethan würde. Ist es Euch genehm, so werde ich diese Angelegenheit besorgen."

„Hat sie die Ehre unseres Hauses gefährdet?" fragte bestürzt der Ritter.

„Ihr könnt in dieser Hinsicht ganz ruhig sein," entgegnete Santello, „doch forscht auch nicht weiter nach; denn oft nöthigt uns das, was wir erfahren, zu Schritten, welche wir gern unterließen, wenn wir das Gehörte ungehört machen könnten."

„Ich vertraue Euch," antwortete der Ritter, „und ich werde nur mit Euren Augen sehen und mit Euren Ohren hören! — Doch nun wünsche ich noch, daß Ihr das Gemüth der Donna Isabella auf die neue Wendung ihres Schicksals vorbereiten und ihr die Pflichten, welche sie in kindlicher Ehrfurcht uns schuldig ist, einschärfen mögt."

„Ich werde nicht zögern, Euren Wünschen nachzukommen," versetzte Santello und verließ den Ritter.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

In einer geräumigen Stube der Osteria zum Phönix in Roveredo berathschlagten sich die griechischen Deputirten Metaxa, Fehelo, der Erzbischof Germanos und Georg Mauromichalis mit Achilleus über den Stand ihrer Angelegenheiten bei dem Congresse in Verona.

„Fahr' fort, Achilleus!" sagte Metaxa und drückte den Kalpack sich tiefer in die Stirn herein, als sollte er die Gedanken zusammenhalten.

„Warum auch unsere Blicke zu den fremden Herrschern erheben?" fragte Achilleus, „wir sind stark genug, für die Freiheit zu sterben; und was wollen wir mehr?"

„Für die Freiheit leben!" versetzte trocken Fehelo, „und deswegen müssen wir uns keine Mühe verdrießen lassen, sie zu erwerben; wir müssen nicht müde werden auf den Märkten zu den Völkern, in Palästen zu Königen zu sprechen und ihre Hülfe zu suchen."

„Wenn wir nicht ganz allein den eig'nen Kräften vertrauen können," versetzte Achilleus, „dann sind wir verloren. Ihr hofft auf Rußland und den Schutz, welchen es uns als seinen nächsten Glaubensverwandten schuldig ist? Habt Ihr vergessen, wie Orlow im Jahre 1770 die Moreoten erst aufgereizt zur Schilderhebung gegen die Osmanli und sie dann theilnahmslos in der Noth verlassen und der Rache des Siegers preisgegeben hat. Noch wissen die Väter von den Schrecknissen jener blutrothen Tage zu erzählen, wo keine Stadt in Morea der Zerstörung entgangen und die Bevölkerung theils

erwürgt, theils nach Asien in die Sclaverei geschleppt worden ist. So erprobte sich damals Rußlands Hülfe.

„Dann ließ Rhigas —“

Bei Nennung dieses Namens legten die Anwesenden die Hand auf das Herz und verneigten sich — „seine Freiheitsgesänge erschallen, daß sie in allen Schluchten, auf allen Bergen und Gefilden, wie auf den Schiffen im Meere ertönten und die Herzen der Hellenen von Neuem zur alten Freiheit erweckten.“

Achilleus recitirte bei dieser Erinnerung Rhigas' Worte:

„Sparta, Sparta, willst du ewig
Schlummern in der Todesnacht?
Wache auf, erheb', erheb' dich
Mit Athens verbund'ner Macht!“

und Mauromichalis setzte hinzu:

„In Strömen unter uns'ren Füßen
Rinne das verhaßte Blut!“

Dann erzählte Achilleus weiter: „Ihr wißt, wie er unermüdlich für die Auferstehung unseres Volkes gearbeitet hat; wie vermag ich seinen Ruhm zu preisen?! Euch ist bekannt, wie er von einer Insel zur andern, von Stadt zu Stadt, von einem Gehöfte zum andern bis hinauf zu den Adlern der Berge gestiegen ist, wie er die Bischöfe, Gelehrten, Archonten, die Schiffsherren, Seecapitaine und die Capitaine der Klephten zum großen patriotischen Bunde vereint hat. Er ist der Vater unserer Zukunft!

„Soll ich Euch daran erinnern, wie Oesterreich ihn in Triest gefangen und an die Türken zum Märtyrtode ausgeliefert hat?

„So hat Oesterreich auf den Nothschrei der griechischen Christenheit geantwortet.“

„Wolltet Ihr meinen, daß sich die Gesinnung dort geändert hat, so denkt nur um einige Monate zurück und an Alexander Ypsilanti. Kaiser Alexander hat ihn in einem Ukas seiner Aemter und Würden und der Rechte

eines russischen Unterthans für verlustig erklärt, und Oesterreich ihn, als er vor seinen Drängern über die Grenze floh, auf den Tod gefangen gesetzt.

„Ich habe Euch den österreichischen Beobachter von den letzten Monaten mitgebracht, damit Ihr sehen mögt, wie er mit roßgeschweiften, plumpen Türken liebäugelt!

„Hofft Ihr auf das eifersüchtige England, das die Zukunft uns're Marine fürchtet? oder auf Frankreich, das, in sich selbst uneins, von Neuem sich in die spanischen Händel verwickelt?"

„Du denkst und redest," versetzte Germanos, „wie ein Jüngling, der noch nicht den Lauf der Welt kennt. Für den Verständigen ist es hinreichend, zu wissen, wo Hülfe zu finden ist, um unablässig darnach zu trachten. Die Wechselzufälle des Lebens sind unberechenbar; der heute dein Freund ist, kann morgen dein Feind sein, und aus deinem Todfeinde kann dein treuester Waffenbruder werden. Ein harter Fels in der Wüste kann plötzlich mitten im Sonnenbrande seine Adern öffnen und Menschen und Thiere und weit umher das Land erquicken. Ist es nicht genug, daß alle Welt weiß: das Volk der Hellenen hat hülfebittend seine Abgeordneten an den Congreß der christlichen Herrscher gesendet? —

„Ob sie uns Zutritt gestatten oder nicht, das ist ihre Sache. Sie können aber nicht vermeiden, daß von diesem Augenblicke an, unsere Sache zur Angelegenheit Europa's geworden ist. Tausend und abertausend hochherzige Männer werden unsere Sache führen und die Maßregeln, welche man gegen uns anwendet, in Zeitungen und Flugblättern besprechen, bis die öffentliche Meinung, millionenfach ausgesprochen, die engherzigste Politik, gerade weil sie es ist, zu unserer Rettung drängen wird."

„Deshalb, Achilleus," fuhr milder Metaxa fort, „ermüde nicht in deinem Auftrage! Schon jetzt stehen die Völker Europa's auf uns'rer Seite, täglich vermehren sich die philhellenischen Gesellschaften in Frankreich und Deutschland, du selbst berichtest uns, mit welchem Erfolg

der Schweizer Eynard und der Deutsche Hoffmann für uns warben. Geld und Waffen strömen uns zu von allen Enden, und kampfgerüstete Jünglinge aus allen Ländern reihen sich an uns're Schaaren. Es ist an uns, diesen guten Geist immer mehr zu erwecken! Schon jetzt können die Cabinete es nicht mehr wagen, ihren Völkern zu verbieten, uns hülfreiche Hände zu reichen. So mächtig wird dieser Volkswille anschwellen, daß die Herrscher sich endlich beeilen müssen, um schnell und nachdrücklich zu helfen, ehe diese Begeisterung für uns're Sache sich daheim bei ihnen auf die eigenen Angelegenheiten zurückwendet.

„Laßt uns beharrlicher und deshalb klüger sein, als unsere Widersacher."

„Das freie Volk der Hellenen," nahm jetzt Fehelo das Wort, „bezeugt dir seinen Dank für deine kluge und besonnene Unterhandlung in Verona; doch da es sich nun ergiebt, daß der Congreß uns unserem Schicksale überlassen mag, so kannst du bei geeigneter Gelegenheit bestimmter auftreten; denn verschiedene, oft selbst sich widersprechende Mittel, gehörig angewendet, fördern dann am Leichtesten zum Ziele, wenn das eine lange vergeblich angewendet ist. Sprich zu Oesterreich: wir werfen uns in Rußlands Arme! zu Rußland: ob es nicht mit Oesterreich zugleich helfen wolle? — zu Frankreich: warum es seinen Einfluß im Orient, welchen es doch nur habe durch die alte Schirmherrlichkeit über die Christenheit unter den Osmanli's, aufgeben wolle? und kannst du drohen, so ist's um so besser!"

„Erhalte ich Aufträge zur Verhandlung mit Wellington?" fragte Achilleus.

„Nein!" versetzte Metaxa, „der Charakter des Mannes verbietet es. In London müssen wir unmittelbar verhandeln mit Canning, welcher den Tories und den mit ihnen befreundeten Monarchen des Continents durch die Sendung Wellingtons nach Verona nur ein Compliment gemacht hat. Dort streiten die Interessen der Eifersucht

auf Rußland wider uns, und zur Zeit nur die Bildung und christliche Gesinnung und ein vom Handel noch nicht ganz überwältigter, phantastischer, abenteuerlicher Nationalzug für uns. Sobald England uns von den Continentalmächten verlassen sieht, wird es versuchen, uns für sich zu gewinnen, und an Venedigs und seine eigene Herrschaft auf den jonischen Inseln und an die Vermehrung seines Einflusses nach dieser Richtung hin denken. Können dort unsere Freunde die Humanität mit dem Staatsinteresse zur Begünstigung des hellenischen Aufstandes verbinden, so haben wir Alles errungen, was wir beabsichtigen. Dann wird von selbst die Eifersucht der anderen Mächte in Verbindung mit den übrigen Ursachen das Beste thun. Jetzt können wir kein günstigeres Resultat bezwecken, als das, welches wir schon haben: unsere Zurückweisung ohne offenbare Verbindung der Mächte mit den Osmanli's zu unserer Unterdrückung."

„Nun weiter zu deinem Auftrage!" nahm jetzt Germanos das Wort; „hier ist die Correspondenz, welche Capodistria als russischer Agent mit dem Patriarchen und den einflußreichen Phanarioten gewechselt hat; hier ein Brief vom Erzbischof von Talantion an den Beichtvater des Kaisers Alexander mit der Bitte, dir bei ihm Gehör zu verschaffen. Was du dort für die gute Sache sprechen sollst, wird dir deine eigene Klugheit eingeben."

Mit diesen Worten übergab ihm Germanos ein Portefeuille.

„Im Uebrigen," fuhr Metaxa fort, „sorge dafür, das bald nach Beendigung des Congresses die Mannschaft der deutschen Philhellenen in Marseille unter deiner Leitung sich einschiffe. Die Panagia schirme Eure Fahrt!"

„So ist das Nächste, was Noth thut," fuhr Metaxa fort, „besprochen; nun können wir dir freudige Botschaft mittheilen: die türkische Flotte hat sich vor unseren Brandern in die Dardanellen geflüchtet. Suli hat sich unseren Waffen ergeben. Napoli di Romania ist erobert; der Hafen von Salonichi ist blockirt, in den Thälern des

Pireus holt kein Osmanli mehr Odem; noch im nächsten Winter muß Thessalien befreit sein. Omer Vrione ist geschlagen und hat sich nach Vonitza zurückgezogen."

„Und wie steht es in Candia?" fragte besorgt Achilleus.

„Die Pascha's von Retino, Canea und Candia sind in den Gebirgen von dem Obersten Balleste, deinem Jugendfreunde, geschlagen und Canea wird belagert."

„Bringt Ihr mir Nachricht von den Meinen?" fragte noch dringender Achilleus.

„Gieb dich jetzt zufrieden!" entgegnete ausweichend Metaxa; „nach Tisch sollst du Alles erfahren! Laß' uns zuerst mit Speis' und Trank stärken!"

Jetzt brachte Thriaki, welcher sich die Ehre nicht nehmen ließ, seine Landsleute zu bedienen, aus der Küche das gebratene Lamm und die Weinkrüge, und Alle lagerten sich zum Mahle.

Sie schienen jetzt die Sorgen vergessen zu haben, während sie das Mahl mit Erzählungen einzelner Heldenthaten aus dem Freiheitskampfe würzten.

Unter Anderem erzählte Fehelo: wie Ali Pascha in Janina bei seiner Empörung gegen die Pforte die Sulioten gewonnen mit dem Versprechen, ihnen das befestigte Kiapha zu überlassen, und Markos Bozzaris beim Angriffe auf das Lager der Osmanli's ganz allein bis zum Zelte eines ihrer Pascha's vorgedrungen und die Wachen, vor seinem Anblick wie mit Stumpfsinn geschlagen, ihn angestarrt hätten, als er dem Pascha die Waffen aus der Hand genommen und triumphirend mitten durch das Lager der Feinde zurückgekehrt sei. Er ließ den Helden leben.

Metaxa dagegen belustigte sich über den Aberglauben der hochmüthig bornirten Türken und erzählte: unter ihren Schaaren gehe das Gerücht, das Maurokordato einen französischen Zauberer bei sich führe, dieser hätte ein Kästchen, welches er camera obscura nenne: wenn die Osmanli und Albanesen auf die Hellenen heranzögen, mache er es auf, und plötzlich fielen sie, ohne zu wissen wie, in die Mausefalle hinein, der Zauberer schlüge den

Deckel zu, und Alle wären verschwunden, man wisse nicht wohin.

„Es lebe die Mausefalle!“ rief er lustig, und Alle stießen lachend mit dem Becher an.

„Seht nur,“ sagte jetzt Fehelo, „wie tiefsinnig Achilleus dareinschaut; was für Schatten schweben um deine Augen?“

„Mich bekümmert,“ versetzte dieser, „das Schicksal der Meinen; denn aus Eurem Stillschweigen über sie muß ich schließen, daß sie todt oder unglücklich sind.“

„Wir müssen ihm endlich doch das böse Gerücht erzählen,“ versetzte Metaxa; „denn es ist besser, das Schlimme schnell und auf einmal zu erfahren, als tropfenweise es zugezählt zu erhalten.“

„So fasse dir ein männliches Herz!“ sprach Germanos. — „Deine Schwester Irene hat den freiwilligen Märtyrtod um ihre jungfräuliche Ehre und unseren Glauben gewählt.“

„Meine süße Irene? Irene, meine Schwester?“ rief Achilleus.

„Bei einer Wallfahrt, welche am Pyrgos des Pascha von Retino vorüberging, hatte sie der wollüstige Tyrann erblickt; er brach mit einigen berittenen Janitscharen hervor, riß sie mitten aus dem Zuge heraus und entführte sie in seinen festen Thurm. Ihre Schönheit machte auf ihn so großen Eindruck, daß er sie zu seiner Gemahlin erheben und zum Islam bekehren wollte. Die edle Jungfrau wies jedoch alle Verlockungen, welche er aufbot, standhaft von sich. Da schwur der Tyrann, daß sie mit dem anbrechenden Tage zur Unterwerfung gezwungen werden solle.

„Als sie jede Hoffnung auf Rettung verloren sah, wurde sie ruhig und heiter.

„Sie begehrte in das Bad geführt zu werden und ließ sich dorthin die kostbarsten Kleider, Schmuck, Schleier und Myrthenkranz bringen. Dann schickte sie die Sclavinnen hinaus vor die Thüre in den Garten mit dem Befehle, die Brautlieder zu singen. Der Pascha blickte mit Verlangen von seinem Altane herunter, wo er auf

den weichen Polstern saß und aus seiner langen Pfeife Rauchwölkchen dem dämmernden Abend entgegen blies. Plötzlich entstand im Garten ein unendliches Klagegeschrei.

„Eins der Mädchen war, da Irene ihnen zu lange blieb, hineingegangen und hatte sie dort auf dem Teppiche ausgestreckt gefunden mit leichenblassem Gesicht. Sie hatte sich den Dolch in die Brust gestoßen. Friede sei mit ihrer Seele.

„Dein Vater hat sich mit deiner älteren Schwester bei dieser Nachricht nach Ipsara geflüchtet.“

Achilleus hatte sich während der Erzählung in das Gewand gehüllt, um seinen Schmerz vor den Archonten zu verbergen. Nach einer Weile erhob er sich, reichte wortlos seinen Landsleuten die Hand, ging hinunter, wo Thriaki die Pferde vorgeführt hatte, schwang sich auf und sprengte seinem Diener weit voraus, um ungehindert seine Thränen um Irene strömen zu lassen und sie in unendlicher Wehklage betrauern zu können.

Zweites Capitel.

An demselben Morgen, wo Achilleus in Roveredo die traurige Nachricht von dem Tode seiner Schwester und der Flucht seines Vaters erfuhr, gelangte Graf Joseph zur höchsten Staffel seines Glückes. Er hatte zu einem Gabelfrühstücke seine Freunde, den Hofrath von Gentz und den Fürsten Iwan, eingeladen, um seinem Oheim, dem Hofmarschall, welcher mit ihm zum Ritter Malavilla fahren sollte, Gesellschaft zu leisten. Vor der niedrigen, wohlbesetzten Tafel auf der chaise longue saß der Hofrath, die Serviette mit der Busennadel auf dem Rocküberschlage festgesteckt. Zu seiner Rechten saß der Hofmarschall, links Fürst Iwan und ihm gegenüber der Wirth, hinter seinem Sessel stand Nepomuk, der reichgallonirte Kammerdiener, ohne nur mit den Augen zu zucken oder ein Glied zu rühren.

Jetzt ging ein Diener mit Desertgläsern herum und rief: „Peter Simon aus Spanien!“

„Gefällt Ihnen, Herr Hofrath,“ fragte Graf Joseph, „der spanische Character?“

„Es ist ein schöner, fanatischer Ernst in ihm, sein Feuer vermählt sich gut mit der adeligen Auster,“ versetzte der Hofrath und stach die Austernpastete an, welche ihm der Bediente dienstbeflissen hereinreichte.

„Drymadera!“ rief jetzt ein anderer Diener und präsentirte die Gläser.

„Austern wirken auf mein Nervensystem,“ flüsterte der Hofmarschall, „zu excentrisch und machen mir unruhige Nächte.“

„Sie müssen es nur verstehen," entgegnete der Hofrath, „die Aufregung bis zur süßquälenden Angst zu steigern, aus welcher allein der Götterknabe des Genusses uns noch geboren werden kann. Blasirt, wie man ist, muß man raffiniren, wie man durch die Kunst über die Natur den ironischen Triumpf feiern kann. Wenn man der Lüge unserer Existenz satt ist, muß man das Grauen vor sich selbst dazu gebrauchen, um sich wenigstens aus der Lethargie empor zu prickeln, welche denn doch das Entsetzlichste bleibt."

Jetzt ging fricassirtes Geflügel und Trüffeln in Butter herum.

„Hier haben wir denn ein Bild," versetzte spottend der Hofrath „vom deutschen Reiche, welches erst zerstückelt und in der gemeinschaftlichen Sauce des Bundestages schmackhaft geworden ist."

Fürst Iwan entgegnete: „Freund Rumohr bemerkte einstmals, als wir zusammen bei dem Fürsten Radziwill speisten, daß eine wohlservirte Tafel und vorzüglich ein Dejeuner auf die Geschmacksnerven denselben Eindruck machen müsse, wie eine Beethoven'sche Symphonie auf das Gehör."

„Dann," erwiederte der Hofrath, „ist unser Wirth mehr, als Beethoven; denn dieses Andante, welches er hier producirt, ist genialer, als Alles, was ich je in einer gastronomischen Academie genossen habe!"

„Cyperwein!" rief jetzt der Bediente und präsentirte dem Hofmarschall den Teller mit den Gläsern; dieser forderte aber ein Glas mit Wasser und entschuldigte sich bei Gentz mit der Bemerkung, daß ihm der griechische Wein zu rebellisch wäre.

„Gnädiger Onkel," entgegnete Graf Joseph, „Sie sehen nun selbst, daß die Insurrection der Griechen in ihrem Wein steckt; wenn wir es mit unserer Sache gut meinen, müssen wir ihnen den Rebellionsstoff abzapfen, auch auf die Gefahr hin, daß uns selbst die Revolution zu Kopfe steigt."

„Daß es Gott verhüte!" rief der Hofmarschall und

fuhr im Schrecken mit der Nase herum, daß er an die zitternde Majonese di sturione gerieth, welche der Diener eben herumreichte.

Der Hofmarschall zuckte vor der durchsichtigen Masse, aus welcher der Störkopf ihn ernsthaft anstarrte, zurück und rief dann verlegen lächelnd: „War es mir doch, als sähe ich leibhaftig den Kopf seiner allerhöchstseligen Majestät des Königs von Spanien" —

„Mitten in der weichen Gallert seines Hofes!" setzte der Hofrath lächelnd hinzu.

„Schloß Johannisberg!" rief der nachfolgende Diener und präsentirte den Teller mit gefüllten, grünen Gläsern.

„Nehmen wir heute für Essig zum Fische!" versetzte der Hofrath und holte sich den duftenden Römer herunter.

„Ich läugne nicht," fuhr er fort, „daß ich den Genuß liebe, der, wie eine spröde Geliebte, immer vor mir flieht.

„Ich bin Apollo, der die Daphne jagt, welche, sobald er sie endlich erreicht, in seiner Umarmung sich in Lorbeer verwandelt. Mein Appetit ist dahin, nur das Frühstück hat für mich noch einiges Interesse. Mir bleibt fast Nichts übrig, als in stillen Stunden daran zu denken, wie ich mir Geld verschaffe zu Möbeln, Parfüms und anderen Luxusgegenständen, woran ich mich erfreuen kann, ohne aus eigener Kraft etwas dazuthun zu müssen. Sie sehen mich an, wie einen Hochverräther? — Wir sind unter uns und können schon vertraulich uns aussprechen! Was kann der Diplomat mehr verlangen, als das Beste vom Leben — Macht — Reichthum, selbst die Freiheit als aparten Bissen?"

Jetzt wurden gebratene Wachteln herumgereicht.

„Meine Freunde," rief heiter der Wirth und ließ den Kork von der Champagnerflasche springen, „beurtheilen Sie nicht zu streng das Allegro, das ein blöder Anfänger componirt hat."

„Aber welch' ein Anfang!" entgegnete der Hofrath, „würdig eines Mozarts, welcher schon den künftigen Don Juan, diesen Tokaier Ausbruch der Musik, errathen läßt."

Eine feierliche Ruhe lagerte sich nun über die kleine Gesellschaft, als wenn ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln durch den Saal schwebte, eine Stille, wie in Todtengrüften, wo das bange Ohr Nichts hört, aber doch das Regen und Bewegen des unheimlichen Gastmahls unter den Brettern ahndet.

Endlich ergriff Fürst Iwan wieder das Wort, indem er sich zu Hofrath Gentz wandte und fragte: „Es ist Ihnen aber gewiß nicht gleichgültig, in welcher Form wir das Leben zum Genusse bringen?"

„In dieser Frage," antwortete der Hofrath, „bezeichnen Sie zugleich die Nothwendigkeit des Ceremoniels und der Erhaltung alter Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten. Was ist die Sitte und Etiquette anders, als der Versuch, individuelles Belieben mit den Ansprüchen, welche zugleich Andere darauf haben, in der Gesellschaft auszugleichen?"

„Herr Hofrath," versetzte der Hofmarschall, „sprechen Worte, welche man mit goldenen Lettern auf cararische Marmortafeln niederschreiben sollte! Ich habe die Ehre gehabt, in meinen jüngeren Jahren in Madrid die allerhöchstselige Majestät der Königin speisen zu sehen, und noch heute schwebt mir Alles, wie ein himmlisches Bild, vor den Augen. Hinter der Majestät standen drei Damen, die Servietten zierlich über die Schulter gelegt. Nur einmal die Königin trinken zu sehen, ist schon eines Lebens werth. Sobald die Königin das Augenlid nur um eine Linie auf die Pupille herabdrückt, winkt die erste Dame der zweiten, die zweite der dritten, und diese dem Mayordomo und der Mayordomo dem Pagen. Jetzt winkt der Page dem Diener, dieser flüstert: „Draußen!" und beide eilen hinaus zum Schenken. Jetzt kehrt der Page zurück und trägt einen bedeckten, vollen Becher in der Rechten, einen vergoldeten Credenzteller in der Linken, vom Diener begleitet bis an die Thür, vom Mayordomo bis an die Stufen, von der Dame bis zur Königin, wo Beide niederknieen. Nun

kostet die Dame das Getränk so, daß sie einen Tropfen davon in den Deckel schüttet und die Lippe so spitz vordrängt, daß sie den Tropfen schlürfen kann, ohne das Metall des Deckels zu berühren; jetzt erst trinkt die Königin, die Dame nimmt ihr aus der nachlässigen Hand den Becher und giebt ihn an den Pagen und dieser trägt ihn zurück im schwebenden Anstande des Ganymeds.

„Das ist nur ein Moment aus diesem wunderbaren Schauspiel! Sollte man glauben, daß dieses Ceremoniel im Geringsten Andern lästig gewesen wäre, so würde man nur eine ungeheure Ignoranz verrathen, denn zugleich standen Granden und Ritter angelehnt an die Wände des Zimmers und unterhielten sich scherzend mit den Damen der Königin, selbst die Drei, welche den Tafeldienst hatten, konnten mit den Augen ihre Verehrer grüßen."

„Man begreift erst aus solchen Schilderungen," versetzte Graf Joseph, „daß die Höflinge früher mit Recht sagen konnten: „Hofdienst vor Gottesdienst!"

Hofrath von Gentz erhielt jetzt ein frisches Glas Champagner und weidete sein Auge an den aus dem Schaume emporspritzenden Funken.

„Haben Sie die junge Fanny Elsler in Wien je tanzen gesehen?" fragte er. „Aus keinem schwereren Stoffe, als prüselnder Champagner ist, kann diese leichte Elfe gewoben sein!"

„O, ich habe sie gesehen!" flüsterte Fürst Iwan. „So nur kann ich mir Ariadne vorstellen, wenn sie ihre Dithyramben tanzt."

„Haben Sie die Veronesische Ariadne gestern auf dem fürstlichen Balle gesehen?" fragte Graf Joseph.

„Ist sie auch zu einer Ariadne," entgegnete der Hofrath, „zu junonisch, so ist in ihr doch Italien in ein Mädchen verwandelt. Sieht man in ihre Augen, so glaubt man in jedem eine dunkle Kleopatra zu erblicken; sie kommt mir vor, wie das Modell eines griechischen

Künstlers zu einer Amazone im feuchten Thone, woran man noch überall die warme Hand des Meisters sehen kann."

„Wenn Sie diese schöne Gestalt," versetzte Fürst Iwan, „in verschiedenen Attitüden lebendiger Bilder sehen wollen, so werde ich mir erlauben, Sie nächstens zu mir einzuladen. An einem der nächsten Abende wird die Stadt auf Befehl der Municipalität erleuchtet werden. Mein allergnädigster Monarch wird geruhen, nachdem er die Beleuchtung in den Hauptstraßen in Augenschein genommen hat, bei mir abzusteigen, wo nur eine kleine Gesellschaft anwesend sein wird.

„Seine Majestät besitzt, wie Sie wissen, das Bild der schönen Veroneserin, dargestellt als schlummernde Ariadne, und hat den Wunsch früher ausgesprochen, das Original in derselben Stellung zu sehen. Ich hoffe, Höchstdieselben damit überraschen zu können. Bereits hat mir die schöne Francesca die Annahme meiner Einladung zugesagt."

„Eure Durchlaucht," versetzte schalkhaft der Hofrath, „werden die kaiserliche Majestät zur Dankbarkeit und mich zum Danke verbinden."

„Ich begreife immer noch nicht," warf jetzt der Hofmarschall dazwischen, „was gestern Nachts auf dem Balle vorgefallen sein mochte, daß plötzlich auf ein Flüstern, das durch den Saal ging, die Gesellschaft auseinander stiebte?"

„Es ist allerdings seltsam!" versetzte Graf Joseph; „plötzlich ging, wie Sie selbst, gnädiger Onkel, bemerkt haben, ein Flüstern umher; ich fragte meinen Nachbar, was es gebe? und erhielt nur zur Antwort: „Pulver im Keller! Verschwörung! den Congreß in die Luft sprengen!" und in so kurzer Zeit, als wir hier davon sprechen, hatten fast alle Gäste den Saal verlassen. Es ist nicht zu begreifen, wie ein solcher muthwilliger Scherz, — denn etwas anderes konnte die Ursache von dem Vorfalle nicht gewesen sein — diesen Einfluß haben mochte!"

„Was Du sagst, Neffe!“ entgegnete der Hofmarschall mit weitoffenen, erschrockenen Augen.

„Mir ist das leicht erklärlich,“ versetzte der Hofrath; „denn hängt mit der niederen Gesellschaft die hocharistokratische Welt zusammen, wie die auf dem Meere schwimmende Vallisneria mit dem Grunde nur durch dünne Fädchen, so wird jeder ungefähre Wogenschlag sie erschüttern. Ihr einziger Feind ist der Schreck. Die menschlische Aristokratie gleicht der in der Thierwelt; das edle Roß, welches weder Kanonendonner noch Blut scheut, kann ein rieselndes Blatt in die Flucht jagen; den Löwen, wie man sagt, ein krähender Hahn! Und wie oft haben die Pariser Feuilleton's und gallischen Hähne gleiche Wirkung auf uns geäußert!“

„Es ist doch wunderbar! sehr wunderbar, wie mein Neffe bemerkt!“ entgegnete der Hofmarschall.

„Mein Gott!“ rief Fürst Iwan, „ist denn auch so eine Verschwörung etwas ganz Unmögliches? Hat man nicht auf Bonaparte eine Höllenmaschine losgelassen, und erzählt man sich nicht von den Pulververschwörungen in Frankreich und England grausige Dinge genug?“

„Italien und Deutschland,“ erwiederte der Hofrath, „sind keine Elektrisirmaschinen! und wir können noch ohne Schaudern vor dem nächsten Augenblick dieses delikate Pfirsichgelee genießen.

„Wer wird bei diesem köstlichen Stragino di Gorgonzola und seinen Verwandten aus Dolzera und Grana an gefüllte Bomben denken?“

„Welch' ein göttlicher Novembervormittag!“ rief Fürst Iwan, als jetzt eben die Sonne einen großen, königlichen Gnadenblick durch das Fenster herein auf die Gesellschaft warf und alle silbernen und krystallenen Gefäße auf dem Tische leuchten und blitzen ließ.

„Es wird Zeit,“ versetzte der Hofrath, „daß ich zu seiner Durchlaucht eile, um ihr den Entwurf zum Ultimatum an die Cortes in Madrid vorzulegen.“

„Darf man fragen, welche Töne Sie angeschlagen haben?“ fragte Graf Joseph.

„Die melancholischen der Mundharmonika!“ antwortete der Hofrath. „Um zu Völkern zu sprechen, muß man die Worte, welche man gebraucht, unmerkbar mit dem Molltone alter Balladen anhauchen; selbst wüthige Elephanten bringt man eher mit der Flöte, als mit der Peitsche zur Besinnung. Unsere Depesche soll vor den französischen Bajonetten einhergehen, wie der weinende Genius der spanischen Nation.“

Jetzt erhob sich die Gesellschaft, und Fürst Iwan und Hofrath von Gentz empfahlen und entfernten sich.

„Nun noch einen Augenblick zur Toilette, dann zu meiner Braut!“ sagte Graf Joseph zu seinem Oheim, welcher mit der Kaffeetasse sich in das Fenster zurückgezogen hatte; „verzeihen Sie, daß ich Sie auf zwei Augenblicke allein lasse!“

Indem er Nepomuk, welcher an der Thür stand, zurief: „Den Staatswagen vor!“ — verschwand er in das Nebenzimmer.

In dieser Stunde hatte Isabella namenlose Leiden erduldet. Sie lag in der Capelle vor dem Altare auf den Knieen. Santello betete ihr vor, und sie sprach ihm die Worte nach, in welchen ihr Herz, wie das Wachs an den angezündeten Kerzen, schmolz und ihre Thränen groß und schwer über die Wangen herunterrollten. Eben sagte Santello ihr die letzten Worte vor: „Du schmerzensreiche Mutter Gottes, laß’ meine Wunden in süßen Peinen glühen, wie Rosen, und mich frohlocken über die Dornenkrone, welche mir Gott zur Prüfung meiner Demuth und meines Gehorsams auf die Stirn drückt; laß’ mich freudig büßen für die Verlockungen des Fleisches und der sündhaften Gedanken! — Sende zu mir herab aus dem Paradiese die Seele meiner himmlisch verklärten Mutter, daß sie doppelte Seligkeit empfinde, wenn sie sieht, wie ich in kindlicher Ehrfurcht meinem Vater,

dem treuen Vormunde, den mir Gott gegeben hat, gehorsam und unterthan bin in allen Dingen!" —

„Virgo immaculata, oro pro nobis!"

Jetzt sank Isabella mit vorgebeugtem Haupte nieder auf die Altarstufe.

Santello blieb ruhig stehen, die Hände über sie segnend ausgestreckt, bis der Odem in ihre Brust zurückkehrte und sie wieder die Augen emporhob zu ihm, der jetzt vor ihr stand, wie ein grausamer und doch liebevoller Todesengel.

„Nun hast du überwunden, fromme Tochter!" sprach er gerührt; „der Friede Gottes sei mit dir, Amen!"

Er hob sie in die Höhe, indem er weiter sprach: „Von nun an wird dein Name genannt sein bei den Seligen! komme nun zu deinem Vater und bringe ihm dein geläutertes und in Gehorsam geprüftes Herz zurück!"

Isabella folgte ihm zu ihrem Vater, wie ein Lamm zur Schlachtbank. Streng und forschend blickte der Ritter in ihr bleiches Antlitz. Als sie sich beugte und ihm die Hand küßte, hob er freundlich ihr Haupt empor und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. „Jetzt geh', Isabella," sagte der Ritter, „in dein Gemach und laß' dich bräutlich schmücken, denn ich hoffe, daß dein zukünftiger Herr und Gemahl bald erscheinen wird! Liebes Kind, du machst mir heute viele Freude und unserem Hause große Ehre!" —

„Ihr habt über mich beschlossen," versetzte sie mit brechender Stimme, „und — ich bin schon gehorsam!"

Mit diesen Worten wendete sie sich und eilte weinend nach ihrem Zimmer.

Jetzt rasselte der Wagen des Grafen Joseph in den Hof und hielt vor dem Hause.

Drittes Capitel.

Achilleus hatte sich bei dem Bischofe, welcher den russischen Kaiser nach Verona begleitet hatte, anmelden lassen und war angenommen worden.

Es befand sich dort Fürst Iwan.

Der Bischof saß nachlässig auf dem Divan in einem weichen, mit schwarzem Sammt überzogenen Pelze. Zu seinen Füßen spielte ein Cyperkätzchen. Mit dem reich herabwallenden, schwarzen Barte, welcher sein Gesicht noch bleicher erscheinen ließ, als es ohnedies schon war, machte er auf den ersten Augenblick einen großartigen Eindruck. Doch verminderte sich dieser durch den listigen, weichlichen Ausdruck der Augen und einen leichten, hämischen Zug um den Mund.

Achilleus begrüßte ihn und überreichte ihm, indem er ihm zugleich ehrerbietig die Hand küßte, den Brief, welchen ihm Germanos zur Bestellung eingehändigt hatte.

Der Bischof erbrach den Brief und las ihn mit Aufmerksamkeit durch, dann faltete er ihn wieder zusammen, legte ihn neben sich auf den Tisch und beschwerte ihn mit der eisernen Sphinx, welche er zum Briefhalter gebrauchte.

„Mein heiliger Bruder in Christo, Neophytos, Erzbischof von Talantion,“ begann er jetzt, „hat sich hier in eine weltliche Sache eingelassen, welche ihn in der Seelenpflege stören mag. Er unterschreibt sich hier als Erzbischof und Congreßmitglied. Seine Heiligkeit wird wohl ermessen, was Ihr bei den dortigen Verhältnissen

am Zuträglichsten erscheint. Die Hochwürdenträger der russisch-griechischen Kirche waren seit Czar Peter immer der Meinung, daß sie, den Welthändeln fremd, unter dem Schatten der kaiserlichen Krone am Besten gedeihe. Der hochwürdige Bischof meint nun, die Insurrection der Griechen gegen die Ungläubigen sei eine Sache der Christenheit. Ich für meine Person halte dafür, daß, wenn diese Ansicht richtig sein sollte, Seine kaiserliche Majestät auf Ihrem allerhöchsten Standpunkte am Besten wissen wird, ob diese Meinung die gehörige sei."

„Das russische Kaiserhaus," entgegnete Achilleus, „hat im vorigen Jahrhundert die griechische Nation unter der Versicherung des Schutzes seiner Glaubensverwandten zu den Waffen gerufen und Hellas hat mit Strömen Blutes diesen Schutz zu verdienen gesucht. Eure Heiligkeit werden sich, wie ich hoffen darf, an Orlow, seinen Aufruf an die Hellenen und an seinen Abzug erinnern."

„Käme es auf das Herz des Kaisers an," versetzte Fürst Iwan, „so würde Griechenland gewiß so glücklich sein, unter dem russischen Kaiserhause zu stehen, aber leider haben sich bei Euch die neumodischen Ideen eingeschlichen, welche unser Herrscher nie billigen wird."

„Doch dürfte Seine Majestät," entgegnete Achilleus, „sich an die Verhandlungen Capodistria's mit den Häuptern der Hellenen im vorigen Jahre erinnern? Die Aussichten, welche er uns eröffnet hatte, waren so glänzend, daß ganz Hellas dem aus Rußland herbeikommenden Ypsilanti bei seinem Aufrufe zur Freiheit und zu den Waffen freudig zujauchzte."

„Seiner Majestät," versetzte der Bischof, „sind diese Privatunterredungen fremd geblieben; Sie hat den Ersten, wie den Zweiten, aus Ihrem Rathe entfernt."

„Vielleicht," entgegnete Achilleus, „kommt es nur darauf an, Seine Majestät an die bestimmteren Verhältnisse zu erinnern, um Sie zu bewegen, das begonnene

Werk der Befreiung der Christen aus der türkischen Schmach und Knechtschaft zu vollenden."

„Ich zweifle," erwiederte der Bischof, „ob Seine Majestät verkennen möchte, daß die Hellenen keineswegs den Erwartungen Rußlands entsprochen haben. Ich weiß auch nicht, ob von der griechischen Regierung irgend eine bestimmte Bitte zum Throne Seiner Majestät gelangt ist, Höchstdieselbe um den Schutz der Oberherrlichkeit anzuflehen. Den Griechen scheint der unbescheidene Gedanke, eine Republik stiften zu wollen, keineswegs fremd zu sein; gerade durch sie sind in Europa die revolutionären Ideen, zu deren Ausrottung wir berufen sind, erst recht entzündet worden."

„Hellas," versetzte Achilleus, „ist jetzt durchaus nicht im Stande, seine Zukunft zu bestimmen. Auf seine eigene Kraft bis jetzt beschränkt, muß es sich concentriren, so gut es kann. Inwiefern sich sein politisches Dasein nach der Politik der christlichen Mächte modificiren muß, wird nur von dem Einflusse abhängen, welchen es sich durch Hülfsleistung verschaffen kann."

„Was meint denn eigentlich unser Bruder in Christo," fragte der Bischof, „in seinem Schreiben für Schriften, welche der Ueberbringer Seiner Majestät zu überreichen habe? Wünscht er, daß ich Euch Zutritt bei dem Kaiser verschaffe, so habe ich zugleich Euer Anliegen mit zu verantworten. Ich kann denn doch seinen Wunsch erst in Ueberlegung ziehen, wenn ich von dem Inhalte jener Papiere wenigstens insoweit unterrichtet bin, um über die Zulässigkeit der Einhändigung derselben an Seine Majestät eine Meinung mir bilden zu können."

Achilleus konnte sich jedoch nicht entschließen, die ihm anvertrauten Correspondenzen Capodistria's mit den Phanarioten in Constantinopel und den moreotischen Häuptlingen näher zu bezeichnen, als Neophytos in seinem Briefe an den russischen Bischof gethan hatte. Er entgegnete daher: „Hochwürdiger Herr Bischof, verzeiht, daß ich nicht mehr darüber sagen kann, als im Briefe

geschrieben steht; das mir eingehändigte Paket ist mit dem Siegel der Regierung versiegelt; ich kann mithin über den Inhalt nichts Weiteres mittheilen. So viel ist nur gewiß, daß diese Papiere dem russischen Cabinete vom höchsten Interesse sein dürften."

„Ihr seid aber im Stande," fragte Fürst Iwan, „jeden Augenblick dieses Paquet abgeben zu können?"

„Seine Heiligkeit, der Herr Bischof," versetzte Achilleus, „darf jede Stunde zu mir schicken, ich bin immer bereit, vor der kaiserlichen Majestät zu erscheinen."

„Ihr könnt im Vorsaale bei meinem Caplan Eure Adresse abgeben," entgegnete der Bischof; „kann ich etwas in der Sache thun, so sollt Ihr von mir Nachricht erhalten."

Achilleus begab sich jetzt mit gedrücktem Herzen hinweg; Fürst Iwan war zurückgeblieben.

„Wie oft," sagte er, „hat Seine Majestät die Schritte bereut, welche zur Insurrection in Griechenland geschehen sind! Diese Papiere, welche der junge Grieche in den Händen hat, muß er zurückerhalten, und zugleich müssen wir verhindern, daß der Grieche bei ihm Zutritt erlangt."

„Ich fürchte nur," versetzte der Bischof, „daß der Grieche sie nicht gutwillig herausgeben wird, wenn er sie nicht persönlich abgeben darf."

„Bei dem Vernehmen," erwiederte der Fürst, „welches jetzt zwischen uns und dem Wiener Cabinete besteht und bei der religiösen Stimmung, welcher der fromme Kaiser jetzt so leicht hingegeben ist, muß durchaus die Zusammenkunft des jungen Griechen mit ihm hintertrieben werden. Er sieht darnach aus, um die Mordscenen von Constantinopel, welche mit so viel Vorsicht dem Kaiser verschwiegen worden sind, vor seine Phantasie zu führen und ihn für die griechische Sache mit einem Schlage zu gewinnen. Wie schwer es dem Staatskanzler geworden ist, den Kaiser davon abzuziehen, ist bekannt."

Der Bischof lächelte für sich hin und streichelte die

Katze, welche auf seinen Schooß und unter seinen langen Bart gekrochen war.

„Was ist da weiter zu thun?" fragte er endlich phlegmatisch und listig.

„Eure Heiligkeit," versetzte der Fürst, „dürfen mir Ihr Vertrauen schenken und lassen Sie mich Ihrem Gebete und Ihren Fürbitten empfohlen sein."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Fürst Iwan und warf sich in sein Cabriolet, welches vor der Thür hielt, um zum Grafen Joseph zu fahren.

„Meint der Herr Fürst," sagte jetzt der Erzbischof zu seinem Kater, welchen er auf dem Schooße behalten hatte, „daß wir so einfältig sind, für ihn immer Kastanien zu braten? — Er mag sich vor dem Schicksale der Günstlinge in Acht nehmen. Meint er, ich werde ihn halten, wenn er in der kaiserlichen Gunst straucheln sollte? Wer da fest steht, den muß man stützen, wer fallen will, den muß man einen Stoß geben, daß es schneller geht! — Mir kommt es vor, als wenn der Fürst anfinge, die kaiserliche Gnade unter den Prägestock zu bringen. Mag er seine Finger in Acht nehmen!"

Während der Bischof so seine klugen Gedanken hatte, befand sich bei dem Grafen Joseph der verschmitzte Nicolo.

„Der Dolch, mit dem der Chevalier nur leicht verwundet worden," erzählte er, „muß von der Fabrik des alten Giacomo in Neapel sein; denn nur dieser versteht die Klinge so zu vergiften, daß die kleinste Wunde, welche damit beigebracht wird, tödtlich ist; — der Chevalier und der Doctor Antonio sind jetzt derselben Meinung; denn die ganze linke Seite der Brust ist schon schwarz unterlaufen, und stündlich greift das Uebel trotz aller Umschläge um sich. Die Blutegel fallen im Augenblicke, wo sie aufgesetzt werden, todt ab."

„Recht zur Unzeit," erwiederte Graf Joseph, „wird mir der Chevalier untüchtig; doch sind seine Geschäfte zunächst in deinen Händen gut aufgehoben. Ich kann dich in manchen Stücken sogar besser gebrauchen, als

ihn, da du mehr Energie hast, als er; dir geht Nichts ab, als die rechte Manier, mit vornehmen Leuten Umgang zu gewinnen; doch du bist noch Anfänger, und bei rechter Aufmerksamkeit im Dienste wirst du schon die nöthigen Eigenschaften auszubilden bemüht sein. Zuverlässig bist du; darauf kann ich mich doch verlassen?"

„Ich hoffe," versetzte Nicolo, „in manchem Stücke Euch besser zu bedienen, als der Chevalier."

„Wie so?" fragte der Graf.

„Mir ist es nur befremdend, daß der junge Grieche und der Arzt Antonio den verwundeten Chevalier heimgebracht haben."

„Wie hängt das zusammen?" fragte argwöhnisch der Graf.

Während Nicolo erwog, daß es ihn nur in unangenehme Händel verwickeln würde, wenn er Bajonna in das Spiel brächte, und darauf bedacht war, die Stelle des Chevaliers bei dem Grafen zu erhalten, entgegnete er: „Das wird der Chevalier am Besten wissen! Soviel ist gewiß, daß der Chevalier aus unnöthiger Dankbarkeit oder aus sonst einer Ursache ihn Eurer Nachforschung zu entziehen sucht."

„Der Schurke!" murmelte der Graf zwischen den Zähnen.

Er ging eine Weile im Zimmer auf und ab, dann sagte er zu Nicolo: „Warte im Vorzimmer, bis ich dich wieder rufe!"

Nicolo entfernte sich, Graf Joseph aber setzte seinen Spaziergang im Zimmer fort.

„Wie mein böser Genius," sagte er zu sich selbst, „tritt mir dieser Grieche überall in den Weg; ich werde nicht eher ruhig, bis ich ihn weit von meiner Bahn hinweggeschleudert habe. Es war ihm vergönnt, meiner Rache in der Nacht zu entrinnen; wohl denn! ich verzichte darauf; er soll nur weg von hier! Seine Nähe verwirrt mir die Sinne."

„Der Grieche Achilleus!“ meldete Nepomuk, „den ich auf Befehl Ihrer Excellenz bestellt, wartet im Vorzimmer.“

„Er mag verziehen,“ versetzte unwillig der Graf und sagte dann, als Nepomuk sich entfernt hatte, wieder zu sich: „Gut! ich habe ihn bestellen lassen; er ist aber doch da!“

Jetzt trat Hofrath von Gentz herein.

„Wie leid thut es mir,“ begann er, „heute an dem Tage, wo nur Hymen mit Fackeln und Kränzen Ihnen nahen sollte, mit einer Geschäftssache Sie behelligen zu müssen. Ich komme eben aus der Canzlei unseres Fürsten. Ich habe nochmals Gelegenheit gehabt, ihm Ihre Meinung, den Griechen Achilleus zu polizeilicher Haft bringen zu lassen, vorzutragen. Er ist jetzt damit ganz einverstanden, sobald der Grieche die Weisung der Cabinete, welche Sie ihm zu ertheilen haben, seinen Landsleuten in Roveredo zugestellt haben wird. Auch hierin hat Seine Durchlaucht Ihren Vorschlag genehmigt, den griechischen Deputirten durch denselben Agenten, welcher ihr Memoriale eingereicht hat, die Resolution darauf mitzutheilen. Der junge Mann wartet schon, wie ich gesehen habe, im Vorsaale. Wollen Sie ihn nicht vorkommen lassen?“

Graf Joseph zog an der Klingel und ließ Achilleus eintreten.

Achilleus kam herein und begrüßte den Grafen Joseph, welcher ihn nicht zu bemerken schien und noch eine Zeit lang mit Hofrath von Gentz über gleichgültige Dinge sprach.

Noch nie hatte Achilleus den Druck der Verhältnisse so schwer empfunden, wie an diesem Tage, wo seine schönsten Wünsche zerrinnen sollten. Mit welchen so ganz anderen Erwartungen hatte er sich vor einigen Wochen in diesem Zimmer befunden! Alle Hoffnungen, welche er auf den Congreß in Verona gesetzt hatte, verschwanden ihm mehr und mehr. Zugleich fühlte sich seine innerste Seele über die vornehme Mißhandlung empört, welche ihm hier, wie anderwärts, zu Theil wurde.

Nach einer Weile trat er endlich zu den Grafen

Joseph hin, und da dieser ihm den Rücken zukehrte und ihn noch nicht bemerken wollte, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Wenn der Herr Graf keine Zeit hat, einen Phanarioten und Fürsten zu empfangen, so bitte ich, ein anderes Mal mich zu einer gelegneren Stunde einzuladen.“

Graf Joseph maß den Griechen mit großen Augen; dieser aber sah ihm ruhig in das Gesicht.

Der Hofrath von Gentz lächelte vor sich hin.

„Ich wünsche jedoch,“ versetzte Graf Joseph, „weniger Euer Vertrauen zu besitzen.“

„Wär't Ihr eben so höflich, als Ihr bescheiden seid,“ versetzte Achilleus, „so würde es mir nicht Leid thun, bei ernsten Dingen Euch begegnet zu sein.“

Graf Joseph biß sich auf die Lippen, sagte nichts dagegen und übergab ihm ein erbrochenes Schreiben.

„Es ist,“ erklärte der Hofrath, „das Memoriale, welches Ihr im Namen einiger Neugriechen bei uns eingereicht habt. Ihr erhaltet es mit der nöthigen Resolution zurück, um es Euren Committenten noch vor ihrer Wegweisung aus Roveredo wieder zustellen zu können.“

Achilleus schlug das Schreiben auseinander und fand am Rande mit Bleistift die Bemerkung:

„Ist Metaxa und Consorten der wohlmeinende Rath zu ertheilen, sich ihrer rechtmäßigen Regierung zu unterwerfen!“

Achilleus sah empor und den beiden Diplomaten in die Augen, um seinen Mund zog sich ein bitteres Lächeln. Er kämpfte mit dem in ihm aufsiedenden Zorne, bis er es über sich gewann, ruhig die Worte zu sagen: „Ich appellire im Namen des Volkes der Hellenen gegen die Schmach, welche man ihm anzusinnen sich das Ansehen giebt, an das Gericht des gerechten Gottes und empfehle seiner Barmherzigkeit unsere Feinde in ihrer Todesnoth!“

Mit diesen Worten legte Achilleus das Memoriale wieder sorgfältig in die Falten und entfernte sich.

Graf Joseph drehte sich zu dem Hofrath lachend um und sagte: „Ich gäbe viel darum, die Declamationen des jungen Barbaren daheim mit anhören zu können! Ich gestehe, daß mir noch nie irgend wer so zuwider gewesen ist, wie dieser junge Mensch!“

„Und doch,“ entgegnete der Hofrath, „zwingt mir der ruhige Fanatismus für seine Sache Achtung ab. Es ist Etwas in diesen Naturkindern, welches ihnen immer ein persönliches Uebergewicht über Civilisirte verschafft. Wirklich, Herr Graf, kam es mir vor, als wenn er um einen Kopf höher gewesen wäre als wir, und ich wette doch darauf, daß ich mich getäuscht habe.“

„Uebermorgen,“ sagte Graf Joseph, halb zu dem Hofrathe, halb zu sich selbst, „soll sein Kopf niedrig genug werden.“

„Fast dauert es mich,“ entgegnete der Hofrath, „zu wissen, daß schon die Schlinge der Polizei nach seinem Nacken geschwungen ist, um ihn herunterzuziehen in die dumpfe, schauerliche Nacht der Gefängnisse und in die Qualen nichtssagender Verhöre.“

„Sie werden sentimental!“ versetzte Graf Joseph.

„Ach!“ entgegnete der Hofrath, „mir thut die schöne Gesundheit des griechischen Leibes Leid, welche ihm der Vampyr der Kerkerluft aussaugen soll. Lassen Sie ihm den Paß visiren und schicken Sie ihn fort, das könnte genügen!“

„Haben Sie mir,“ fragte Graf Joseph, „nicht selbst die Erlaubniß von Seiner Durchlaucht zur Verhaftung dieses Menschen gebracht?“

Der Hofrath zuckte mit den Schultern.

Jetzt ließ sich Fürst Iwan anmelden. Er wurde angenommen und erzählte seinen beiden Freunden von seinem Zusammentreffen mit Achilleus bei dem russischen Bischof und den Papieren, welche er dem Kaiser Alexander persönlich zu überreichen suche.

„Sehen Sie," sagte Graf Joseph zu dem Hofrathe, „welchen gefährlichen Menschen Sie gegen mich in Schutz genommen haben?"

„Diese Papiere," fuhr Fürst Iwan fort, „könnten so eigenen Inhalts sein, daß sie auf das Gemüth des Kaisers einen unberechenbaren Eindruck zu machen im Stande sind. Wer kann wissen, wie weit Capodistria in seinen Verhandlungen mit den Phanarioten gegangen ist?"

„Darin sind wir einig," entgegnete Graf Joseph, „daß weder der junge Grieche seinen Zweck erreichen, noch die Papiere in die Hände des Kaisers gelangen dürfen."

„Wie aber ist das Alles zu verhindern?" fragte Fürst Iwan.

„Meine Gedanken," versetzte der Graf, „werden allmälig von den Geschäften des Tages müde, laßt uns zusammen eine Fahrt vor das Thor machen. Sie begleiten mich dann zu dem Ritter Malavilla und meiner schönen Braut. Erlauben Sie mir nur zwei Augenblicke, einem meiner Leute einen Auftrag zu ertheilen."

Er ließ den im Vorsaale harrenden Nicolo herein kommen und ging mit ihm in sein Cabinet, wo er eine Weile mit ihm sprach und ihn dann wieder entließ.

Heiter kam er jetzt zurück, streifte die weißen Glacéhandschuhe über die Hand und verließ plaudernd mit seinen Freunden das Zimmer.

„Sie nennen sich," sagte der Hofrath beim Einsteigen in den Wagen zum Grafen, „aus zu großer Güte zuweilen meinen Schüler in der Kunst, das Leben sich leicht zu machen! — Ich bewundere meinen Meister in Ihnen."

Jetzt gab der Kutscher den Pferden die Zügel und in fröhlichem Gespräche flog der Alcibiades des Congresses mit seinen Freunden den Corso dahin.

Viertes Capitel.

Achilleus hatte Thriaki ausgeschickt mit dem Auftrage: sich im Hofe Antonio's irgendwie der Duenna Ines bemerklich zu machen, damit er von ihr Nachricht über seine Verlobte erhalten möchte. Schon dämmerte der Abend heran und Thriaki war noch nicht zurückgekehrt.

Zu den Widerwärtigkeiten des Tages, welche Achilleus erlebt hatte, gesellte sich nun eine Schaar von ahnungsvollen Sorgen um Isabella. Nach den Begegnissen der vorigen Nacht mußte er glauben, daß die treue Ines gewiß Gelegenheit gesucht haben würde, ihm von Isabella Nachricht zu überbringen, da er doch erst erwarten mußte, welcher Weg zu Mittheilungen an sie ihm bezeichnet werden würde.

Es hatte aber Niemand im Hause während seiner Abwesenheit eine Frau, wie er Ines beschrieb, gesehen, auch später Thriaki Nichts von ihr bemerkt. Sollte Isabella Etwas zugestoßen sein? oder gar ein Verräther ihrem strengen Vater seine Zusammenkunft mit ihr in der Capelle und ihre Verlobung voreilig verrathen haben?

„O, wie habe ich mir mein Schicksal verwirrt!" seufzte er. Dann fragte er sich wieder: „Habe ich auch recht gethan, der süßen Stimme der Liebe mein Ohr zu leihen, während ich im harten Dienste meines Volkes mit den Gespenstern arglistiger Politik qualvoll mich abringe? Was frage ich, da ich hier zwecklos die Zeit vergeuden mußte und Nichts zum Vortheile meines Vaterlandes errungen habe? Meine Mission, ich will es mir nicht

leugnen, ist hier zu Ende. Sie haben mich und mein Volk verhöhnt, und ich muß dies Alles ertragen, ohne die Faust zur Vergeltung ballen zu dürfen. Wie so groß däuchte ich mich, als ich Arnold sagen konnte: wer zum Dienste des Vaterlandes sein persönliches Belieben mitbringt, verletzt seine heiligste Pflicht! Freilich gehöre ich mir selbst wieder an, und dir, du geliebte Braut! So will ich denn muthig daran sein, mit allen Mitteln, welche mir zu Gebote stehen, diese nahe und so eigene Pflicht, welche mich an sie bindet, zu erfüllen! Eine gute Nachricht von dir, Isabella, würde heute nach so vielen Kümmernissen mich erfreuen und erfrischen. Wenn du wüßtest, wie meine ganze Seele nach einem Worte von dir dürstet, du würdest gewiß einen Weg gefunden haben, mir es bestellen zu lassen. Oder solltest du gar den heiligen Bund bereuen, den du mit mir geschlossen hast? Es ist nicht möglich! Mag mir Gott einen solchen Argwohn verzeihen!"

Jetzt gingen ihm die Gedanken durcheinander, er verhüllte sich das Haupt und versank in ein hinbrütendes Träumen.

Bald hörte er die munteren Tritte seines Thriaki die Treppe herauf. Er sprang empor im Augenblicke, wo Thriaki zur Thüre hereinkam. „Thriaki, meine Taube mit dem Oelzweig!" rief er, „bringst du gute Botschaft?" —

Thriaki war athemlos; er pochte sich mit der flachen Hand auf die Brust und brachte endlich mit unterbrochenen Worten heraus: „Es ist ein Iltisnest, dieses Verona! man möchte einen Kopf haben, so schmal, wie eine Ratte um durch jede Ritze kriechen zu können. Bin ich doch meines Vaters Sohn, aber heute war ich immer noch nicht pfiffig genug."

„Erzähle! Erzähle!" rief ungeduldig Achilleus.

„Ich machte mir ein Geschäft in Antonio's Hause," fuhr Thriaki fort, „um mich dabei zugleich nach Ines zu erkundigen. Daß die gute Alte aus dem Hause geschafft

und irgendwo im Verborgenen untergebracht ist, hatte ich bald heraus."

„O, meine Ahnung!" rief Achilleus.

„Santello, der Pfaffe, hat sie in einem verschlossenen Wagen fortgefahren, welcher leer wieder zurückgekommen ist. Man war der Meinung, daß sie eine Liebschaft ihrer Donna begünstigt habe und nun dafür büßen müsse."

„Die Arme! ich bin Schuld an ihrem Unglück!"

„Hört nur weiter! Heute Mittags hat der Graf Joseph, welchen Ihr ja kennt, bei dem Spanier sich mehrere Stunden lang verweilt. Dort soll viel verhandelt worden sein; aber man weiß nicht recht was! Auch ein alter, schwarzröckiger Notar ist mit oben gewesen."

„Du mordest mich, Thriaki!" rief Achilleus. „Doch nein, redlicher Gesell'! schütte dein Tuch mit allen deinen Nachrichten aus!"

„Es sind Nichts, als Krebse!" versetzte Thriaki. „Ich ließ mir nun den Notar beschreiben und richtig! nach vielem Hin- und Herfragen fand es sich, daß es Maestro Alippi am Domplatze ist. Ich ging zu ihm, trug ihm eine Zankgeschichte vor, welche ich gestern mit unserem Hauswirthe hatte, und fragte um guten Rath, den ich ihm mit drei Liren bezahlen mußte.

„Dabei erzählte ich ihm, daß ich schon Vormittags ihn aufgesucht, aber nicht gefunden hätte, da er bei dem Spanier gewesen wäre. Er meinte, freilich hätte er viel Geschäfte. Nun stellte ich mich recht schwatzhaft an und fragte: ob er Duenna Ines kenne, welche er vielleicht dort gesehen habe? Er wußte aber Nichts von ihr, das sah ich ihm an. „Ich kenne auch den Herrn Grafen Joseph, fuhr ich fort, er ist ein hübscher Herr, giebt gute Trinkgelder, und wenn ich zu ihm in Dienst kommen könnte, so wäre es mir gar lieb, und mehr Leute würde er doch gebrauchen, als früher, da er sich doch nun verheirathen wolle."

„Da mochte der Alte die Schelmerei merken, wurde zornig und sagte: „Seht doch den Milchbart! will wohl

einen alten Praktikus aushorchen? Scheert Euch zu dem und jenem!" —

„So mußte ich denn von dem alten Advocaten mit langer Nase abziehen; es geschah mir ganz recht, wie konnte ich auch daran denken, einen alten Fuchs mit Mäusen zu fangen.

„Ich ging nun wieder zurück in den Hof, dorthin, wo die Fontaine in die Höhe springt, setzte mich ruhig hin und that, als wenn mich in aller Welt Nichts anginge. Als endlich der spanische Pfaff in der Capelle den Hausleuten den Abendsegen las, zog ich meine Kaputze über den Kopf und recht tief in das Gesicht und schnürte mich hinein, wo ich gleich an der kleinen Thür, welche vom Hause hineingeht, mich niederkniete, bis die Litanei zu Ende war. Ich ließ den Ritter an mir vorüber und hinausgehen, dann folgte Isabella. Schnell bückte ich mich, küßte den Saum ihres Gewandes und bat um ein Almosen im Namen meines Schutzpatron's Achilleus."

„Du hast sie gesehen, du hast sie gesprochen? hier hast du eine Zechine und einen Bruderkuß!"

Thriaki schlug die Zechine in den Zipfel seines Taschentuchs, lachte mit den weißen Zähnen und den großen, schwarzen Augen und entgegnete: „Sie war schön, wie ein weißes Reh mit rothgeweinten Augen! So scheu und klug stand sie vor mir, daß ich an die Verse Cornaro's aus Candia dachte:

„Die Augenwimpern schlägt darum gar künstlich auf das Mädchen,
Und thut, als wär' es ganz erstaunt, und blickt hinauf zum Himmel."

„Suche dein Almosen vor der Hausthür!" antwortete sie nach kurzem Besinnen, das einen halben Augenblick dauerte, und ging vorüber.

„Ei! dacht' ich, das ist ein kluges Wort, und stellte mich vermummt, wie ich war, und gebückt, wie von Alter und Gebrechen, unter die Hausthür an die kleine Treppe, die Ihr kennt.

„Kaum hatte ich mich dort angebracht, so flog ein versiegeltes Billet vom Altan zu mir herunter.

„Ich steckte es schnell ein.“

„Heraus damit!“ rief Achilleus, „was machst du für Umschweife in Worten?“

„Alles recht gut!“ versetzte Thriaki; „so klug die Sache angefangen worden, war sie doch verrathen; denn im Augenblicke, als ich durch das dunkle Thor hinaus auf die Straße entwischen wollte, hielten mich zwei Polizeischnapphähne bei dem Kragen zurück und befahlen mir, den Zettel herauszugeben. Was war zu machen? Ich entschloß mich kurz und sagte: „Wenn es so sein soll?“ griff in die Tasche, knitterte darin den Zettel zusammen und heraus damit in den Mund, und wäre fast erstickt an dem trocknen Bissen. Da standen die Kerle mit langen Nasen, stierten mich an, schimpften, wie die Sperlinge, und ließen mich laufen. Nun weiß ich nicht mehr, was ich anfangen soll, um Euch heute noch Nachricht von Donna Isabella und der alten Ines zu bringen! Was meint Ihr, wenn ich mich hinlegte und schliefe, vielleicht, daß ich im Traume abläse, was ich Geschriebenes im Magen habe?“

„Du wärst im Stande,“ entgegnete verdrießlich lachend Achilleus, „und verschlängst mich selbst, wenn uns daheim der Feind auf den Fersen wär', nur, um mich nicht in seine Hände gerathen zu lassen!“

„Wie der Wallfisch den Propheten?“ meinte Thriaki, „aber was soll ich jetzt thun?“

„Du mußt wieder nach Roveredo zu den Deputirten reiten und dieses Schreiben hinausbringen.“

„Und auf Antwort warten?“

„Das wird sich finden! Iß erst zu Abend, dann aber thu' einen schnellen Ritt!“

„Einen Schluck Essig und einen Liebesbrief im Leibe,“ rief Thriaki, „was braucht ein junger Grieche mehr zum Salat?“

Achilleus schrieb jetzt einige Zeilen an Metaxa, siegelte

sie mit dem zurückerhaltenen Memoriale ein und übergab dann das Packet an Thriaki, welcher sich unterdessen die Schärpe um den Leib fester zusammengezogen hatte.

„Nun gute Nacht, Achilleus!“ sagte er, reichte ihm die Hand und eilte davon; Achilleus aber beschloß zu Antonio zu gehen, um sich bei ihm und Francesca nach Isabella und Ines zu erkundigen.

Francesca war in diesen Tagen viel beschäftigt mit der Anordnung und Zubereitung der Gewänder, welche sie zur Darstellung lebender Bilder gebrauchte. Eben waren die Lampen angezündet worden. Vor ihr lagen die verschiedensten wollenen und feinleinenen Stoffe aufgerollt.

Antonio war hereingetreten, ohne von ihr bemerkt zu werden. Er stand im Schatten an der Thür still und betrachtete sie. Noch nie war ihm ihre Schönheit so in die Augen gefallen, als jetzt, wo sie das große Stück weißwollenen Zeuges, um den Faltenwurf zu versuchen, über den Kopf geworfen, um die Schulter und unter der Brust straff angezogen und sich so emporgerichtet hatte. Sie wendete sich jetzt gegen das Licht, daß ihr Gesicht hell angestrahlt wurde. Ein schmerzlich schöner Zug, welchen Antonio schon seit einiger Zeit um ihre Lippen und Augen bemerkt hatte, schien ihn zu fragen: „Bist du der Arzt, der Herzen heilen kann?“

Jetzt ließ sie die Arme sinken, und das Zeug warf ungehindert große, mächtige Falten, vom Haupte über den Rücken und an den Seiten herunter. Als sie nun, wie in schweren Träumen, die Augen schloß, erschien sie ihm, wie eine Scheintodte, welche eben aus dem Todtenschlafe erwachen will. Sie seufzte tief auf und Antonio machte ein Geräusch, um seine Gegenwart ihr bemerklich zu machen.

Sie fuhr, wie aus einem Traume, empor.

„Francesca?“ fragte mit weicher Stimme Antonio.

Sie sprang bei diesen Worten aus der Hülle heraus und flog ihm laut weinend in die Arme.

„Was ist mit dir, liebe Schwester?" fuhr er besorgt fort und strich mit der flachen Hand ihr die hervorstürzenden Thränen aus dem Gesichte; „verdiene ich so wenig dein Zutrauen, daß du vor mir deinen Kummer verhehlst?"

„Antonio! Antonio!" rief sie schluchzend.

„Unsere Eltern," entgegnete traurig Antonio, „sind schon längst heimgegangen, ich habe Niemand mehr auf dieser Erde für meine Liebe und für meine Sorge, als dich. Francesca, hat es dir je an mir gefehlt, daß du jetzt dein Gemüth vor mir verschließest?"

„Nein! nein!" versetzte sie mit schluchzender Stimme; „aber gewiß, du Guter, nie habe ich dir etwas verhehlt, als das, was jedes Menschenherz mit sich allein abmachen muß. Wenn ich dir sage, daß ich bis zum Tode betrübt bin, so habe ich doch kein Wort für die Ursache. Glaub' mir, es ist Nichts, als eine Ahnung. Mir steht gewiß eine Krankheit, oder — der Tod bevor."

„Welche Gedanken!" entgegnete Antonio, „welche unglückseligen Gedanken! Ich kann und darf dir dein Vertrauen nicht abzwingen; aber glaube es mir, unendlich schmerzt es mich, daß du zum ersten Male meine dargebotene brüderliche Hand leise zurückdrückst. In deine Seele, die sonst so ruhig und klar war, ist Etwas gekommen, das ihr fremd bleiben sollte. Dein ganzes Wesen hat sich unter meinen Augen verändert."

„So fremd wäre ich dir geworden?" fragte Francesca mit zartem Vorwurfe.

„Fremd, seitdem die Fremden in Verona sind!" versetzte streng Antonio; „dich hat der Glanz der großen Welt geblendet, und nun kommen dir unsere Verhältnisse, unser früheres, friedliches, eingeschränktes Dasein gering dagegen vor. Armes Kind, der äußere Glanz täuscht dich! Könntest du hinter die glänzende Hülle sehen, du würdest nur nacktes Elend finden. Glück und Frieden gedeiht nur im Schatten des bürgerlichen Lebens, nicht auf den harten, steilen Felsenwänden, wo im heißen

Sonnenbrande die Königskerzen wachsen und giftige Schlangen schimmernd durch den Sand sich ringeln.

„Noch wähnst du mit den Verhältnissen zu spielen, in welche du zur großen Welt durch den Grafen Joseph und unsere spanischen Gäste gekommen bist; aber bald werden sie dich beherrschen und dich in das Verderben ziehen. Die Blumen der Kaiserkrone gedeihen am Besten auf Gräbern, wo ihre giftige Zwiebel sich von Leichen nähren kann, und die Menschen aus der hohen Gesellschaft, welche du kennen gelernt hast, scheinen dir so herrlich zu blühen, weil sie aus den Gräbern der Geschichte mit brennenden Farben der Verwesung die Blüthe des Lebens füllen können. Wer nicht zu ihnen gehört, der hüte sich vor dem Moschusgeruch, mit welchem sie ihre kranken Glieder einbalsamiren.

„Man erzählt sich, daß an gewissen Stellen zur Nacht schöne Gespenster tanzen und mit süßen Worten Jünglinge und Mädchen dazu hinzulocken suchen, um ihnen das Blut auszusaugen. Francesca, die Feste, zu welchen du dich hinziehen läßt, sind solche fürchterliche Tänze und Mahle.“

Francesca hing bei diesen Worten, wie todt, in seinen Armen. Als er aber jetzt fortfuhr: „Und wenn ich je erleben sollte, daß meine herrliche Francesca Glück, Ruhe und Ehre verlöre —“ stieß sie ihn zornig und erschrocken mit den Händen von sich und warf sich nieder auf die Erde, das Gesicht in die aufgerollten Zeuge verbergend.

Antonio wartete noch eine Weile, als er aber auf seine Frage: „Meine ich es denn schlimm mit dir?“ keine Antwort erhielt, sagte er: „So erbarme sich Gott über uns, denn ich kann dich nur warnen!“ —

Jetzt trat wieder eine Pause ein, dann erhob sich Francesca, reichte ihrem Bruder ruhig die Hand und sagte: „Ich danke dir, mein Bruder, für deine Warnung! Schenke mir nun auch das Vertrauen: daß ich eher sterben werde, als eine Unwürdige in deinen Augen sein!“

„Ich danke dir für diesen Trost,“ versetzte Antonio,

„ich vertraue auf die Ehre unseres Namens, in welcher wir Beide erzogen sind!“ —

Bei diesen Worten hörten sie Jemand kommen, es war Malocchio, welcher mit einem Folianten unter dem Arme und mit den Worten hereintrat: „Hier bringe ich von der Bibliothek die Abbildungen der vornehmsten Kunstwerke der alten Welt mit den Beschreibungen dazu.“

„Willkommen, Freund Malocchio,“ rief Francesca, „laß' sehen, was uns deine Kirchenväter für Costüme vorschreiben!“

Malocchio legte das dicke Buch auf den Tisch und schlug es auf.

„Hier ist gleich Ariadne! Seht, wie anmuthsvoll in blühenden Formen, epheubekränzt und reich verhüllt, ganz meine Francesca.“

„Hier ist das wollene Zeug zum Chiton,“ versetzte sie und zeigte ihm das schöne Tuch, welches sie dazu genommen hatte.

„Wir nehmen den dorischen Chiton,“ versetzte Malocchio, „welcher ohne Aermel durch Spangen auf der Schulter festgehalten, an der linken Seite in der Mitte zusammengenäht und nach Unten offen ist, so daß die beiden Endspitzen in einander gelegt werden können.

„Um die Hüfte wird, wie es noch jetzt bei den Athenerinnen Sitte ist, der Gürtel gelegt, so daß durch das Heraufnehmen des Gewandes der antike Bausch gebildet werden kann. Seht hier das Bild an! Indem das Tuch auf der linken Seite weiter reicht, als auf der rechten, entsteht hier ein Ueberhang und Faltenschlag, welcher als die größte Zierde der griechischen Frauenkleidung betrachtet wurde.“

Antonio hatte sich während dieser Unterredung wieder entfernt.

„Wenn Ihr, holde Freundin,“ fuhr Malocchio fort, „noch die Amazonenkönigin Hippolyte darstellen wollt, so bedürfen wir noch das regelmäßig gefaltete, enganliegende Obergewand, den Peplos, welcher mit dem

Obertheile quer um die Brust gewunden und hier zusammengesteckt wird.

„Wir nehmen sie im Costüm der Diana. Hier habe ich eine Zeichnung dazu gemacht. Hippolyte will eben den tödtlichen Pfeil vom straff angezogenen Bogen dem Feinde entgegensenden, ihre beiden Dienerinnen mit den kleinen Schildern und gezückten Schwertern sind ihr zur Seite, um mit ihr vorwärts in den Kampf zu eilen.“

„Prächtig! Prächtig!“ rief Francesca. „Ich küsse dafür Eure Stirn, hinter welcher so viele schöne Malergedanken fertig werden!“

„Hier ist nun Sappho nach einer antiken Gemme,“ fuhr Malocchio fort und schlug den Kupferstich auf. „Sie ist eben im Begriffe, vom Felsen sich hinunter in die Fluth zu stürzen.“

In diesem Augenblicke wurde Achilleus angemeldet.

„Er soll uns willkommen sein!“ sagte Francesca, ohne die Blicke vom Blatte emporzuheben.

Achilleus trat ein und entschuldigte sich, daß er noch Abends vorspräche.

„Es ist mir vielmehr recht lieb,“ versetzte Francesca, „wenn Ihr an unseren Berathungen mit Antheil nehmen wollt. Wir wollen künftigen Montag Abends den Fremden zeigen, daß die alte classische Zeit jeden Augenblick wieder lebendig gemacht werden kann!“

„Ihr werdet damit,“ versetzte Achilleus, „eben so wenig Freude anrichten, wie wir mit der neuen Auflage von den Perserkriegen, welche wir in Griechenland eben veranstalten.“

„Eure Darstellungen,“ versetzte Malocchio, „sind aber auch zu plastisch und geschehen nicht einmal, wie unsere, mit stillschweigender polizeilicher Erlaubniß. Ihr gebt Eure Darstellungen vor einem nachahmungssüchtigen Völkerpublikum, wir vor dem höchsten Adel; seht welcher Unterschied!“

„Lästerer!“ rief Francesca, und hielt ihm die Hand auf den Mund.

„Darf ich fragen," versetzte Achilleus, „welche Gegenstände zur Darstellung gewählt werden sollen?"

„Hier! seht!" entgegnete Francesca und deutete auf das Bild der Sappho im Buche.

„Erzähltet Ihr mir nicht," fragte Malocchio, „daß Ihr selbst einmal in früheren Jahren den leukadischen Felsen besucht habt?"

„Vor drei Jahren," versetzte Achilleus, „landete ich auf meiner Zurückkehr von Ithaka bei der Insel Santa Maura, um das Cap Ducato, das alte Vorgebirge Leukas, zu besteigen.

„Eben war die Sonne im Untergange, als ich dort hinaufgelangte, wo die liebeglühende Kytharиode sich hinabschwang in die donnernde Fluth. Wenige Säulenschafte sind nur noch allein vom Tempel Apollo's übrig, wo dort die vom Liebesweh gequälten Herzen Hülfe und Heilung suchten. Welche uralte, grausige, dunkle Geschichten schweben um diesen Felsen! Die Hülfe, welche der Gott geben konnte, war der Sprung vom Felsen hinunter in das Meer.

„Dorthin kommt auch Zeus, so oft er für die kalte, stolze Göttin entbrannt ist und löscht durch den Sprung in das Meer sich die Liebesflammen. Nur Apollo wußte um das Geheimniß, bis er es an Kythere verrieth, als sie lange vergebens ihren Liebling Adonis gesucht und endlich todt im Tempel des erythonischen Apollo gefunden hatte. Doch die schöne Göttin bebte vor dem Sprunge in die Tiefe zurück, nur nicht Sappho.

„Ihre Liebesschmerzen und ihre schöne Gestalt verschlang das herzkühlende, flammenlöschende Meer, nur nicht die Töne ihres bittersüßesten Liedes von der Gewalt der Liebe.

„Dieser Erinnerung nachhängend, stand ich dort oben hoch über dem brandenden Meere auf der heiligen Stelle an der Westseite des Caps, als eben die glühende Sonne vor mir in das kühle Meer tauchte und hinterdrein die fluthende Nacht Alles in Dunkel versenkte.

„Das ist, schöne Francesca, die Geschichte vom leukadischen Sprunge!“

„Ich danke Euch für Eure Geschichte,“ versetzte sie mit zitternder Stimme, „und für das einzige Mittel gegen unglückliche Liebe. Wie so einfach groß sind diese Sagen, so fabelhaft und doch so prosaisch wahr. Wohl weiß selbst die Gottheit keinen andern Rath für ein gebrochenes Herz, als einen schönen, freiwilligen Tod!“

„Panagia verhüte,“ rief bestürzt Achilleus, „daß Euch meine Schilderung betrübe!“

„Sie rührt mich nur unendlich,“ versetzte Francesca und reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand.

Malocchio ging jetzt hinüber zu Antonio, um ihn mit ihrem Vorhaben zu versöhnen, da er gemerkt hatte, daß Antonio sich jedesmal, wenn er jetzt zu Francesca kam, verstimmt zurückzog.

Als Francesca sich allein mit Achilleus im Zimmer befand, bemerkte sie, daß er Etwas auf dem Herzen habe, was er zu entdecken hatte und doch vor Verlegenheit nicht dazu kommen konnte.

„Was seid Ihr denn so stumm?“ fragte sie endlich.

„Schöne Francesca,“ versetzte er, „Ihr seid die Freundin Isabella's?“ —

Bei diesen Worten lächelte Francesca verstohlen für sich.

„Hat sie Euch,“ fuhr Achilleus fort, „nie von mir gespochen?“

„Sehr oft, lieber Freund! Wie kommt Ihr darauf, Euch nach ihr zu erkundigen?“

„Seid nicht zu streng mit mir! denn Ihr könnt es wohl wissen, daß ich sie redlich liebe.“

„Seid Ihr auch ihrer Liebe versichert?“

„Habt Ihr heute mit ihr gesprochen?“

„Nein! seit gestern Abend habe ich sie nicht gesehen. Sie kommt sonst immer gegen Abend zu mir, nur heute nicht. Sonst war immer die Thüre drüben, zu welcher von hier aus die Brücke führt, geöffnet, heute blieb sie

verschlossen. Es scheint, als wünsche man heute drüben keine Besuche zu machen oder anzunehmen."

Achilleus starrte betrübt vor sich auf die Erde.

Nach einer Weile fuhr Francesca fort: „Achilleus, Ihr ahnet nicht, wie lieb Ihr mir geworden seid, seitdem ich gesehen habe, daß auch Ihr menschlich empfinden könnt! Von ganzer Seele wünsche ich, daß Ihr glücklich sein möchtet! Armer Mann, Ihr habt wenig Aussicht dazu! Wie es mir scheint, sucht Graf Joseph Isabella zu gewinnen. Meine Dienstleute erzählten mir, Ines sei heute von ihr getrennt und in einem Kloster irgendwo auf einige Zeit untergebracht worden. Vielleicht komme ich morgen Abend mit Isabella zusammen, eher kaum, aber dann sollt Ihr Nachricht von ihr erhalten."

Jetzt kam Malocchio heiter zurück, da es ihm gelungen war, Antonio die Auszeichnung, welche seinem Hause durch die Bevorzugung seiner Schwester in den höchsten Zirkeln zu Theil wurde, blendend vorzustellen und dadurch sein Bedenken zu beschwichtigen.

„Es ist nun Alles abgemacht!" flüsterte er Francesca zu.

„Das ist mir sehr lieb!" versetzte sie, „denn es würde mich immer schmerzen, wenn ich irgendwie meinen Bruder betrüben müßte."

Francesca erhob sich jetzt vom Sitze und Malocchio und Achilleus verließen sie.

Fünftes Kapitel.

Fürst Iwan mochte bereut haben, dem Grafen Joseph ohne Rückhalt vertraut zu haben, wo die russisch-griechischen Papiere, an deren Wiedererlangung gelegen war, zu suchen seien.

Ihm war auf der Spazierfahrt eingefallen, welche geheime Mittel sein Freund besaß, ohne Umschweif sich in den Besitz derselben zu setzen. Er war daher Abends wieder mit bei Joseph vorgefahren und nahm nun die Gelegenheit wahr, ihm bemerklich zu machen, daß der Beichtvater darum wisse und wie viel werth das Stillschweigen desselben sei.

Graf Joseph suchte ihn jedoch zu beschwichtigen mit dem Versprechen, daß er auf jede Discretion rechnen könne.

Jetzt überbrachte der Kammerdiener einen Brief und meldete, daß schon seit einigen Stunden eine alte Madame unten warte, um Antwort zu erhalten.

Fürst Iwan bat den Grafen, als dieser den Brief bei Seite legen wollte, sich nicht stören zu lassen und den Brief zu erbrechen.

Während Graf Joseph jetzt den Brief flüchtig durchlas, wechselten die Mienen in seinem Gesicht zwischen übermüthiger und unmuthiger Laune; endlich war er mit dem Briefe zu Ende. Etwas verstimmt blickte er in die Höhe und sagte: „Kommt es mir doch vor, als wenn gerade in diesen Tagen, von welchen ich so vieles Glückliche gehofft habe, alle meine früheren Liebesabenteuer sich in tausend Mücken verwandelt hätten, um mich

zu Tode zu necken. Ich hatte vor einigen Jahren die Bekanntschaft eines Bürgermädchens aus Grätz gemacht, welches zum ersten Male auf dem Leopoldstädter Theater in Wien aufgetreten war, und, wenngleich noch in zweiten Rollen, das Publikum durch ihre Anmuth entzückte. Auch ich war unter ihren Bewunderern. Ich beschloß an einem Abende, wo Regen vom Himmel goß, schnell ihre Bekanntschaft zu machen. Als das Theater ausging, ließ ich meine Equipage am Eingange für die Schauspieler vorfahren und sie dem reizenden Clärchen zur Verfügung stellen. Bald kam sie auch mit ihrer Mutter herunter, ich hob Beide in den Wagen und fuhr sie zu ihrem Logis. Da sie mich freundlich einluden, bei ihnen ein frugales Abendessen einzunehmen, so schickte ich die Equipage fort und stieg mit ihnen in die dritte Etage hinauf, welche sie inne hatten.

„Wie so einfach und doch so freundlich war das Stübchen, in welches wir eintraten! An den Fenstern blühten in Töpfen Balsaminen und Basilicum, von dessen feinen Düften das Zimmer durchzogen war.

„Clärchen bat mich, mir die Zeit nicht lang werden zu lassen, sie wollte schon mit ihrem Anzuge schnell machen, und verließ mich auf kurze Zeit mit ihrer Mutter. Ich war so im Stübchen allein und hatte Zeit es zu betrachten.

„Ueber dem mit weißem Cattun überzogenen Sopha hing das Bild der heiligen Veronica und gegenüber an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern der kleine Spiegel an bunten Bändern mit den dahin gesteckten Pfauenfedern, umgeben von kleinen, eingerahmten Schattenrissen.

„In der einen Ecke der Stube stand ein offenes Fortepiano, auf dem zurückgeschlagenen Deckel lag „Adelaide" von Beethoven. Ueber dem Instrumente hing an bunten Schnüren ein kleines Bücherbret, in dessen einer Abtheilung ihre kleinen Rollenbücher lagen, und in der andern einige Bände von Schiller's und Göthe's Trauerspielen

standen. Das eine Bändchen davon war sehr abgegriffen und mochte ihr Lieblingsbuch sein. Ich zog es heraus und fand, daß es Göthe's Egmont war. Die kleine, verliebte Eitelkeit! dachte ich, wie oft mag sie sich an die Stelle ihrer Namensschwester träumen! Ich entschloß mich, mit ihr einen Egmontroman zu spielen.

„Ich setzte mich in die Ecke des Sopha's zur großen, grauen Katze, welche auf einem weichen Kissen dort ihren Platz hatte, und versenkte mich absichtlich in die Ahnungen der schönen Stunden, welche mir hier in diesem Stübchen aufblühen sollten.

„Endlich kam Clärchen allein zurück, ihre Mutter war noch in der Küche beschäftigt, um uns ein kleines Abendessen anzurichten.

„Sie erschien in ihrer reizenden Steyermärkischen Tracht und sagte bei ihrem Eintritte: „Schauen nun Euer Gnaden, was Sie für ein armes Mädchen besucht haben, aber es ist mir, als wenn ich nicht mehr recht ich selbst bin, wenn ich nicht wenigstens Abends wieder mich anziehe, wie daheim bei uns!"

„Ich versicherte sie, daß sie mir nie reizender vorgekommen sei, wie jetzt, und ich müßte, wenn ich sie ansähe, immer an das Clärchen im Egmont denken.

„Bei dieser hingeworfenen Aeußerung flog eine schöne Röthe über ihr Gesicht; ich hatte ihre schwache Seite gefunden.

„Habe ich mit Egmont, fuhr ich fort, wenigstens das Eine gemeinsam, daß ich, wie er, ein Graf bin und bald bei Hof lange, ceremonielle Stunden, und auf dem diplomatischen Bureau mühevolle Tage zubringen muß, so bin ich doch darin nicht so glücklich, wie er, daß ich ein holdes Liebchen gefunden hätte, bei dem ich meiner Tagessorgen quitt werden könnte."

„Wirklich," fragte sie gespannt, „Euch hätte noch keine schöne, vornehme Dame erobert? Das ist wohl gar nicht möglich, die schönen ungarischen und böhmischen Fürstinnen und Gräfinnen zu sehen, ohne sich in sie zu

verlieben? Wär' ich ein Mannsbild, so bräch' jeden Schritt lang das Eis und ich plumpte tief hinein, daß die Donau über mir zusammenschlüg'." —

„Das Räthsel kann ich dir lösen, holdes Clärchen! versetzte ich; ich bin auf dem Lande geboren und erzogen, und Landleben vergißt sich nicht mehr. Nun habe ich mir schon in meinen jüngeren Jahren eine Liebe geträumt, welche, wie ein Maienblümchen im stillen Waldgrunde, mir entgegenblüthe."

„Doch," unterbrach sich jetzt Graf Joseph, „ich langweile Sie, verehrter Freund, mit einer kindischen Liebesgeschichte, ähnlich so vielen tausend anderen."

„Nein! gewiß nicht," versetzte Fürst Iwan, „ich fühle die Musik davon heraus, obschon, ich gestehe es gern, Frauencharactere, wie die göttliche Francesca ist, mich vor allen hinreißen. Aller Genuß entsteht aus Contrasten, ich selbst bin ein musikalisches Gemüth und liebe dagegen das Plastische. Doch bitte ich Sie, fortzufahren; nur vergönnen Sie mir, dabei an die göttliche Francesca denken zu dürfen." —

„Ich schilderte ihr nun," fuhr der Graf Joseph fort, „daß der Mann um so glücklicher wäre, je mehr er seiner Geliebten geben könnte, und wie ich deshalb nur einen Werth auf meinen Stand und Einfluß bei Hofe legte, um Alles einst meinem Mädchen, wie ein Geschmeide, schenken zu können.

„Sie sehen, mein Freund, daß ich auch den Diplomaten in der Liebe nicht vergessen mochte."

„Wie so gern," versetzte mit weichem und doch tückischem Lächeln der Fürst, „betrügt man in der Liebe, um doch am Ende der Betrogene zu sein! Die eheliche Liebe ist die Monotonie der reinen Accorde, erst der darüber hinausgehende Septimenaccord macht sie piquant."

„Um kurz zu sein," fuhr Graf Joseph fort, „kam ich mit ihr an diesem Abende so weit, daß sie ganz in die Rolle von Egmont's Clärchen einging, und ich hörte nun einen ganzen Winter durch das Liedchen zum Forte-

piano: „Freudvoll und leidvoll!" — bis ich es wieder überdrüßig hatte, und mit beiden Händen die Gelegenheit ergriff, mit zum Diplomatencongreß nach Carlsbald zu gehen, wo ich mich nach meinen Talenten nützlich zu machen suchte.

„Ich vermied es, das Mädchen wieder zu sehen, und hatte das ganze Abenteuer fast vergessen, bis ich jetzt diesen Brief von ihr erhalte. Da lesen Sie!"

Fürst Iwan nahm den dargebotenen Brief und las:

„Kannst du mich wirklich vergessen haben, lieber, guter Graf? Willst du gar nicht mehr denken an dein armes Mädchen, das ganz vergangen ist im Sehnen zu ihrem Egmont? Ich nenne dich immer noch: Du, wie meine liebe, heilige Veronika. Wenn es mir auch schlimm geht, ich bete immer in den zwei „Du" zu dem „Du", die meine Schutzpatronin ist, und für das „Du," das Joseph ist, der mein Egmont war. Aber Ihr beiden „Du" meint es gar nicht mehr gut mit mir; die Veronika will nicht mehr Fürbitt' thun und schilt mich immer aus, daß ich dir zu gut gewesen bin, und du hast mir ein Blumenblättchen nach dem andern ausgerupft, das nun Alles dahin ist, was ich hatte — die ganze Schönheit, so viel davon an mir war; nur meine Augen sind hell geblieben und nur zu hell, denn ich sehe viele Dinge, die ich gar nicht sehen möchte. Heute Nacht um neun Uhr, wenn der Mond kommt, geht es wieder an. Ich wollte dir, gnädiger Graf, eher noch erzählen, wie es mir gegangen ist. Du hattest mich doch beredet, vom Theater abzugehen, weil du nicht wolltest, daß mich alle die dummen Augen der Andern angaffen sollten; denn das Clärchen müsse immer daheim sein. Das that ich auch; du weißt ja, daß ich deinetwegen nicht einmal mehr mit der Mutter in den Prater ging und nur alle Freitage einmal in die Messe in die Stephanskirche, wo du mir immer an der Thür das Weihwasser in die Hand tropfen ließest. Das kann ich gar nicht

vergessen, und ich muß immer meine Thränen tropfen lassen, wie du die Hand vom Weihwasser, wenn ich daran denke. Das war auch so schön, wenn du Nachts im Mantel zu uns geschlichen kamst, und ich dir unser Liedchen vortrommeln konnte auf dem Piano, du weißt es ja! „Freudvoll und leidvoll!" so lange, bis das Freudvoll ganz versungen war und nur das Leidvoll übrig blieb, daß sich Einem von selber vorsingt und in den Ohren und in dem Herzen und in der Seele hängen bleibt, wie eine Brummfliege mit den Beinchen im Spinnennetze. Ich weiß wohl, du hättest mich nicht sogleich sitzen lassen, wenn du nicht mit nach Carlsbad gemußt hättest wegen des europäischen Gleichgewichts. Aber ein Paar Zeilen hättest du schon zuweilen an dein Clärchen schreiben können, wenn nur dein Name darin gestanden hätte und: „An mein gutes, dummes Clärchen, abzugeben am Kohlmarkte." Ich wartete aber immer vergeblich, und dachte oft, daß dich ein spanischer Alba wohl gar in das Gefängniß geworfen hätte, um dich vor Tagesanbruch hinrichten zu lassen, wo ich mich ja hätte gar vergiften müssen. Denk' dir nur! ich wäre gewiß schon todt, wenn nicht Brackenburg, ich meine den Fleischergesellen aus Grätz, der draußen in der Neustadt in Arbeit steht, mich nicht immer mit Liebesanträgen verfolgt hätte. Ich ließ aber nicht von dir, da ließ er doch von mir ab. So gingen nun die Zeiten hin in recht großem Herzeleid. Du hattest doch immer Geld an die Mutter gegeben, das wußte ich freilich nicht, dachte auch nicht daran, wovon wir lebten. Da hatte ich mir das Faulenzen angewöhnt, daß es mir schwer fiel, mit Nähen und Stricken Alles zu verdienen; denn bei dem Theater wollten sie mich nicht mehr, da meine Stimme eine ganze halbe Scala in der Höhe verloren hatte und nicht mehr fest war. Nun dachte ich oft, wenn ich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht bei meinem Lämpchen saß, bis

es mir vor dem angegriffenen Auge blutroth wurde: daß du mich gewiß nicht so leiden lassen würdest, wenn du mein Elend wüßtest! Nach und nach aber wurde mir auch Alles einerlei, — ich war gar nicht mehr ich selbst. Das war die Zeit, wie es ganz finster in mir geworden war. Ich hab' auch gar nicht mehr gebetet, und ich sündhaft' Wesen lebte ohne Beichte und Absolution; ich hatte ja auch vor Arbeit keine Zeit mehr dazu. Da war ich einmal in der Nacht vor Mattigkeit vom Stuhle in die Stube gesunken und konnte mich nicht rühren; es war ein böser Schlaf, in den ich verfallen war. Da that es plötzlich in mir einen Ruck, und seitdem bin ich eine Hellseherin. So gnädig ist Gott; denn nur so sollte ich erfahren, daß mein Egmont noch lebt, und ihn vielleicht wiedersehen. Wie mein Zustand herumkam, weiß ich nicht; ich solle prophezeien können, sagt mir meine Mutter. Da kam einstmal ein fremder Herr und brachte uns Reisegeld hierher nach Verona und einen Brief vom Chevalier Bartolo, der mich hierher verschrieb. Nun bin ich seit einigen Tagen hier und habe dich immer noch nicht gesehen. Aber mein Verdienst ist noch gar gering, da ich täglich nur zwei Zwanzigkreuzer bekommen kann; denn ich bin ja nur noch eine Anfängerin in dem Hellsehen und habe es erst bis zu dem Tiefschlafe gebracht. Wenn ich aber erst in den Hochschlaf komme, dann wird auch meine Gage erhöht. Der Chevalier kommt jetzt auch nicht mehr zu uns, da ihn ein Scorpion gestochen und er bald sterben muß. Joseph, mein schöner Graf Egmont, willst du denn dein armes, gutes Clärchen gar nicht mehr sehen? Ich bin nicht mehr schön, du brauchst mich auch nicht mehr zu lieben; aber meine Augen, sagt mir meine Mutter, sollen immer noch schön sein. Die sollen dich freundlich ansehen, wenn du hieher kommst, ehe sie brechen. Ich habe doch auf dieser Welt nur eine Liebe, die bist du, an die will ich mich halten,

vielleicht daß mich Gott daran hinaufzieht auf Fürbitte der heiligen Veronica', welche mir den Todesschweiß mit dem Tüchel von der Stirn abwischen will.

Clara Nauerin,
aus Grätz in Steyermark,
Hellseherin."

„Die kleine, naive Person," sagte jetzt Fürst Iwan, indem er den Brief zurückgab, „muß ich kennen lernen."

„Sie meinen doch nicht," versetzte Graf Joseph, „daß wir sie besuchen sollen?"

„Warum," entgegnete der Fürst, „wollen Sie sich nicht diesen Genuß verschaffen, eine in Molltöne sich auflösende Mädchenseele zu beobachten?

„Sie nennen sich im Lebensgenuß einen Schüler des Hofraths Gentz, warum wollen Sie den glücklichen Moment, das süße Grauen vor sich und dem Leben sich zu verschaffen, vorübergehen lassen? Und wie modern ist der ganze Roman mit dem armen Clärchen! es verräth wenig Geschmack und Kunstsinn, ihn nicht zu Ende zu lesen. Dnken Sie nur: unglückliche Liebe, zur Clairvoyance gesteigert, welche piquante Novelle!"

„Gut denn," versetzte Graf Joseph, „wir wollen von der Frau, welche unten wartet, uns zu ihr bringen lassen. Es ist Nacht, wir brauchen keine Späheraugen zu fürchten. Ich weiß nicht, was mich zu diesem Abenteuer hinzieht, welchen ich endlich doch lieber aus dem Wege gehen sollte."

Mit diesen Worten begaben sich beide hinunter und ließen sich von der Mutter Clärchens zu ihrer abgelegenen Wohnung unterhalb des Castells Sanct Peter führen.

Sie kamen dort in ein dunkles Haus, wo sie eine steile Treppe hinansteigen und über einen engen Corridor und endlich in das Zimmer Clärchens kamen.

Ein Tisch, auf welchem eine messingene Lampe stand, und einige gewöhnliche Rohrstühle waren die einzigen Möbeln darin.

Aus diesem Zimmer ging eine Thür hinaus in ein

kleines Nebengemach. Die Alte nahm die Lampe, leuchtete hinaus und fragte: „Bist du noch wach, Clara?"

„Ist es schon Zeit zum Schlafengehen?" fragte Clärchen, welches draußen auf dem ärmlichen Lager saß.

„Noch nicht, lieb' Clärchen!" entgegnete die Alte. „Komm' doch heraus, es sind Leute da, welche mit dir reden wollen!"

„Nein! nein!" rief Clärchen kindisch furchtsam, „es sind Todte! — Laß' sie nicht herein, meine gute Mutter, sprich nur den Segen, so gehen sie wieder fort."

Jetzt trat Fürst Iwan unter die Thür. Kaum erblickte ihn Clärchen, so verhüllte sie sich mit der Bettdecke und fing laut an zu jammern.

Ihre Mutter setzte sich zu ihr und suchte sie zu beschwichtigen.

„Es ekelt mich so vor dem dort unter der Thür!" flüsterte Clärchen leise unter der Decke. „In seinem Kopfe hat er einen Kanker, der ihm die Seele ausgefressen hat und aus seinen Augenhöhlen mich anstarrt."

Fürst Iwan wich zurück und Graf Joseph trat in die Thür. Clärchen hatte die Arme über den Kopf geschlagen und lag ruhig.

„Still! still!" flüsterte die Alte, „sie schläft ein."

Graf Joseph getraute sich kaum Athem zu holen. Er starrte in die Kammer hinein, wo im Dunkeln Clärchen im Starrkrampfe lag. Er konnte Nichts wahrnehmen, als den weißen Schein von ihrem Lager. Es war ihm, als wenn hier sein böses Schicksal im Dunkeln säße und über sein Verderben nachgrüble. Er wollte zurücktreten, aber seine Füße waren wie angewachsen, er mußte immer wieder auf den weißen Schimmer im Dunkeln hinsehen, denn es schien ihm, als zucke die Finsterniß, wie lebendig, in sich selber, und als müsse sich daraus ein gespenstiges Ungeheuer gebären; nun gewann es eine Gestalt und ein Auge starrte ihn an. Er faßte die Hand des hinter ihm stehenden Fürsten.

„Nun schläft sie fest und ist eiskalt," sagte die Alte.

Diese Worte und Töne einer menschlichen Stimme brachten ihn wieder zu sich.

Sie holte jetzt aus dem Zimmer die Lampe in die Kammer hinein und bat beide Herren näher zu treten.

„Sie können jetzt," sagte sie, „mit ihr sprechen, denn das ist der rechte Hellsehschlaf; schauen Sie nur her, wie die armen Augenliderchen zucken!"

Sie leuchteten jetzt ihr in das Gesicht, und Graf Joseph hatte im vollen Maße den Genuß des innern Grauens und Entsetzens.

Alles Leben war aus dem Gesichte und den Gliedern des armen Clärchens entwichen, es schien vor ihm ein marmornes Bildwerk zu liegen. Nur die Augenlider vibrirten in Einem fort als einziges Kennzeichen, daß sie keine Leiche war. Doch machte dieses den Anblick noch entsetzlicher, obgleich ihr Gesicht in diesem Zustande eine eigene, gespenstige Schönheit hatte.

„Kennst du mich?" flüsterte endlich Graf Joseph.

„Warum sollte ich dich nicht kennen?" sagte sie mit fester, schöner Stimme; „ich weiß es schon, daß du der arme Falschmünzer bist, der gerichtet werden soll. Ich habe dich nicht angegeben. Die falschen Banknoten, welche du mir für baares Geld gegeben, habe ich in ein Kästchen gethan und in das Wasser geworfen. Der Italiener hat dich verrathen. Wie so schauerlich siehst du aus, armer Joseph, mit dem schwarzen Schleier über den Augen! Warum willst du ihn denn gar nicht wegnehmen?"

„Es ist eine Betrügerin!" flüsterte Fürst Iwan ihm in das Ohr: „merk' auf, ich will sie einmal fragen.

„Wer bin denn ich, liebes Kind?"

„Wenn ich dich nur recht erkennen könnte!" versetzte Clärchen; „du kommst mir immer vor, wie ein Kanker, der die Violine spielt. Fürchtest du dich denn gar nicht vor dem Winter?"

„Es ist Nichts, als Medisance!" flüsterte Fürst Iwan entrüstet zu dem Grafen.

„Ich kann Nichts dafür," versetzte Clärchen, welche ihn doch verstanden hatte, „daß du so garstig aussiehst!"

„Du irrst dich, Clärchen!" sagte jetzt Joseph zu ihr; „das Verbrechen der Falschmünzerei ist mir fremd, ich habe auch keinen schwarzen Schleier vor den Augen."

„Ich sehe es jetzt auch;" erwiederte sie; „es ist nur eine schwarze Schrift, welche auf deiner Stirn steht; wer sie doch lesen könnte! Komm' doch her zu mir!"

Graf Joseph fragte jetzt: „Kennst du mich denn auch wirklich?" und strich ihr mit der flachen Hand über das Gesicht. Sie that einen Schrei, fuhr in die Höhe, starrte ihn einen Augenblick an, dann rief sie: „Joseph! Joseph!" und schlug krampfhaft die Arme um seinen Nacken. Graf Joseph wollte sich losreißen, aber ihre Arme lagen um ihn, wie eine kalte, fürchterliche, riesenstarke Schlange. Die Sinne vergingen ihm.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Sonntags den 24. November wagte es endlich die neue Zeit sich zu vergleichen mit der alten Römerwelt. Das alte Amphitheater sollte wieder die Bewohner einer Stadt, und die Herrscher und Repräsentanten Europa's versammeln und der modernen Bildung Gelegenheit geben, den eigensten Gehalt ihres innern Lebens in Form und Gestalt plastisch eben so herauszustellen, wie einst die Römerwelt ihren harten, blut- und kampflustigen Sinn in den Fechterspielen zur Anschauung gebracht hat; denn das Schauspiel, was allen Zuschauern gefallen soll, muß das Element, was ihnen Allen gemeinsam ist, in bestimmten Zügen vor die Seele treten lassen.

Schon mehrere Tage vorher hatte der Magistrat der getreuen Stadt Verona das kleine, bretterne Theater, über welches so oft die Lustspiele Goldoni's und Kotzebue's gewandert waren, abbrechen, den innern Platz räumen und vierzehn Eingänge öffnen lassen, wovon einer für die Souveraine und das diplomatische Corps besonders bestimmt war.

Ueber dem Thore gegen Norden wurden Logen für die höchsten Herrschaften errichtet. Neben und über diesen Logen breitete sich in zwei Flügeln ein Gerüste aus, auf welchem die übrigen Fürsten, Gesandten und Minister ihren Sitz nehmen sollten.

Diesen Logen gegenüber befand sich ein erhöhter Platz, welcher zu den Festvorstellungen bestimmt war.

Da das Festspiel Mittags beginnen sollte, so wogte

schon vom frühesten Morgen an die Volksmenge dorthin. Es schien, als wenn ein Zauberer mit einem wundermächtigen Worte die Bevölkerung der Stadt und Umgegend in seinen Zauberkreis hineinbanne; denn gleich tosenden Strömen quoll das Volk zu dreizehn Eingängen hinein und füllte die Kreise des Theaters bis hinauf zur äußersten, steilen Zinne.

Jouy, welcher dort oben mit seiner Schreibtafel stand, um seinen Bericht über das Fest an den Constitutionnel zu machen, schrieb nieder:

„Die Sonne tritt hervor, und in Wolkenmänteln lagern sich auf den fernen Alpenketten im großen Halbkreise die Geister der alten Römer und Teutonen als ferne Zuschauer zu diesem Festspiele, ich aber blicke von meinem äußersten Sitze hinunter, wie in einen Blumenkelch, welcher, geformt aus geputzten Menschen, hier aufblühen will."

Immer näher rückte die Mittagsstunde und bereits wimmelte das ungeheure Bauwerk vom Volke, das die Kreise der Stufensitze eingenommen hatte.

Jouy schrieb wieder auf die Pergamenttafel:

„Sechzigtausend Menschen sind versammelt und eben so viele wogen in den Vorhöfen und auf dem Platze vor der Hauptwache auf und ab."

Auf dem erhöhten Plane erschienen jetzt verschiedene Personen, allegorisch costümirt, die Eine als Tapferkeit, die Andere als Friedfertigkeit, welche die Eintracht zu einem Piedestale führten und sie hinaufhoben. Jetzt zog sich die Eintracht die Kleiderfalten zurecht, und die Friedfertigkeit langte ihr den Pfeilbund zu, welcher in ihrem linken Arme liegen sollte. Jetzt hatte sich die Eintracht zurechtgestellt.

Nun erschien ein Mädchen als Hoffnung im grünen Kleide mit zwei rosenrothen Genien, von welchen Einer eine Urne trug und der Andere den Dreifuß.

Sie stellten diese Gegenstände vor der Eintracht nieder und sich dazu.

Jetzt erschien Plutus, der Gott des Reichthums, mit Fortuna und vielen infernalischen Geistern, welche goldene und silberne Gefäße, Stutzuhren, buntseidene Stoffe und allerlei Erzeugnisse lombardischer Industrie trugen.

Jouy schrieb in seinen Bericht:

„Alle Gewalten, welche Herrscher und Völker beglücken, gruppiren sich; wenn Plutus und Rothschild, welcher eben drüben im Logengerüst erscheint, mich heute einigermaßen in das Auge fassen, so ist dieses mein letzter Zeitungsbericht."

Jetzt war Alles zum Beginnen des Festspieles vorbereitet, man erwartete nur die allerhöchsten Herrschaften noch.

Jouy schrieb weiter:

„Mir und Plutus dauert es zu lange, bis die Mitarbeiter im Volksglücke erscheinen, er nimmt eben jetzt das große Scepter unter den Arm und eine Prise Taback. Er nießt etwas unanständig und das Publikum schreit tausendstimmig: „Zur Gesundheit!" Gegen diesen Volkshumor setzen sich alle edlen Gemüther, welche besorgt sind, daß ein Sonnenstäubchen den Spiegel der Ehrfurcht vor den hohen Gästen trüben möchte. Es entsteht ein tausendstimmiges Natterngezische, welches nur das Uebel ärger macht."

Vor Schrecken fiel Jouy jetzt die Bleifeder aus der Hand, denn von allen Castellen donnerten plötzlich die Kanonen; Peppo, der dicke Schenkwirth von der Strada degli Erbesti, welcher unter ihm saß, fing die Bleifeder auf und reichte sie ihm wieder zu mit den Worten: „Seid doch so gut und schreibt auch meine drei Lottonummern auf, da habt Ihr die Zettel! per Bacco! man muß auch den Waisenkindern auf die Finger sehen!"

Jouy verstand nicht recht, was er wollte, er sollte es erst später erfahren.

Jetzt erschienen in der großen Mittelloge die kaiserlichen Hoheiten Oesterreich's und Rußland's; und das

Hurrah und Vivat der Zuschauer übertäubte die Pauken und Trompeten des gegenüber befindlichen Orchesters.

An diese Majestäten schlossen sich andere und zugleich füllten sich die Plätze, welche für die Diplomaten und hohen Standespersonen bestimmt waren.

Zugleich begann auf der Bühne das Festspiel. Chöre von Sängern und Sängerinnen bildeten einen Kreis um die Eintracht mit ihren Glücksgruppen und sangen eine Cantate auf den Bund der Herrscher Europa's und auf das Glück der Völker.

Als sich die Sängerchöre wieder entfernt hatten, erscholl eine Fanfare. Einer der beiden Waisenknabengenien griff in die Urne und gab einen Zettel dem Plutus. Dieser rief mit einer Stentorstimme: „Sechs und dreißig! drei! neunzehn!“ und so wieder bei den folgenden Zetteln die darauf befindlichen Nummern.

Unterdessen tanzten Jünglinge und Mädchen eine Art Cotillon um die Fortuna herum.

Jouy schrieb wieder in seinen Bericht:

„So viel ich vom Festspiele verstehe, bedeutet es eine symbolische Feier der Diplomatie durch das Lottospiel. Ich fürchte, der Pöbel bezahlt die Einlage und die Hoffnung, und die Lottopächter haben den Gewinn, wie immer!“

Während des Lottospiels hatte Achilleus sich zum südlichen Thore in das Parterre hineingedrängt.

Seine Augen flogen nach den Logen der Diplomaten und suchten Isabella; denn er hoffte, sie ganz gewiß wenigstens hier bei diesem Feste zu sehen, bei welchem alle fremden Herrschaften versammelt waren.

Mit brennenden Augen und klopfendem Herzen überblickte er die Herren und Damen in den Mittellogen, aber Isabella konnte er nicht entdecken.

Nun begann er jede einzelne Person in das Auge zu fassen und Kopf für Kopf durchzuzählen, immer wieder verfing sich sein Blick in den schimmernden Diamanten, Orden und Bändern. Jetzt hatte er den

Grafen Joseph herausgefunden, welcher neben der blumenmalenden Herzogin stand und sich mit ihr vom fürstlichen Balle unterhielt. Isabella konnte er in dieser Loge nicht erspähen. Sein Herz wurde leichter. Jetzt erhob sich dort eine lange, hagere Gestalt, er erkannte in ihr den Ritter Malavilla. Es schien ihm, als richtete er auf ihn seinen Operngucker. Achilleus ließ nun seine Blicke auf dieser Loge haften; denn dort mußte Isabella sein, wenn sie zugegen war.

So mit sich beschäftigt, bemerkte er nicht, wie die buntseidene Schärpe, welche er um den Leib geschlungen hatte, immer lockerer wurde und gewandte Finger bald hier, bald dort nachhalfen, so daß sie über die Hüfte hinunter zu gleiten begann.

Jetzt erschallte wieder eine Fanfare und die Tänzer zogen sich zurück.

Plutus rief eine Terne aus und die drei Nummern liefen, wie ein Evangelium, durch die Versammlung.

Ein Trabant des Plutus reichte ihm die große, bronzene Uhr, über deren Zifferblatt der Kaiser Franz mit Alexander und Friedrich Wilhelm stand und ihnen die Hände reichte. —

Plutus hielt die Uhr in die Höhe, — und die große, unzählige Volksmenge wurde auf seinen Wink todtenstill. Er benutzte diesen Moment und ließ die Uhr, welche ein Spielwerk hatte, die Melodie des Liedes: „Den Kaiser segne Gott!“ spielen und die Töne verstärken mit obligater Begleitung einiger Glasharmonika's.

Ein vieltausendfaches Bravo erscholl dem Spielwerke.

Jouy schrieb weiter:

„Die Terne hat eine große Uhr gewonnen, hoffentlich ist das diplomatische Corps in Verona der Gewinner; es wäre ihm wenigstens zu vergönnen, daß es sich unterrichten könnte, welche Zeit es ist!“ —

Achilleus merkte Nichts von allen diesen Vorgängen; er wollte sich durchaus überzeugen, ob Isabella vorhanden sei oder nicht? Er hatte jetzt auch neben der

Hauptloge unter den bevorzugten Veroneser Patriciern Antonio mit Francesca entdeckt; gleich neben ihr saß eine Dame mit verschleiertem Hute, auf welcher seine Blicke hafteten.

Wie er so ganz mit Auge und Seele verloren war in das Aufsuchen seiner Verlobten, entstand plötzlich ein Gedränge, daß er ein wenig vorwärts geschoben wurde und über die Schärpe, welche um seine Füße herumgefallen war, hinaustrat. In demselben Augenblicke hörte er einen Schrei; er drehte sich um und sah seinen Thriaki, welcher eben einen sonnenverbrannten, hageren Gesellen bei der Kehle gefaßt hielt und ihm die Schärpe wieder abnahm.

„Hab' Dank, Thriaki!“ sagte Achilleus, „aber laß' den Schelm laufen!“ Thriaki ließ ihn los, und, wie ein Aal, fuhr der Dieb mit dem Kopfe unter und war verschwunden.

„Wie kommst du hierher?“ fragte Achilleus weiter; „ich hatte dich früher von Roveredo zurückerwartet.“

„Die Deputirten,“ versetzte Thriaki, „konnten lange nicht einig werden, endlich aber wurde ich mit dem Schreiben, das ich auf der Brust unter der Jacke trage, an Euch abgefertigt. Wie ich nun hierher zurück und in unser Quartier kam, hörte ich, daß Ihr zum Schauspiele gegangen seid. Sogleich flog ich hierher und erkannte Euch mitten aus den kleinen Leuten heraus, die Euch nur bis zur Schulter hinangehen. Ich drängte auf Euch zu, und kam gerade noch recht, um die Schärpe zu retten.“

Jetzt war auch die Lottoquaterne gezogen und ein Wettrennen zu Pferde begann.

Es erschienen römische, lombardische und deutsche Ritter, Kosacken, Mamelucken und ungarische Husaren, die geübtesten Reiter, welche bei der zum Congresse anwesenden Bereitergesellschaft debütirten. Der ungarische Husar stach bei dem dritten Umritt den Kosacken aus, und erhielt den ersten Preis, einen prächtigen Sattel, den zweiten Preis, ein Paar silberne Sporen, der Kosak.

Jouy schrieb wieder nieder:

„Das Schauspiel ist bald vorbei. Die Erinnerung daran wird Clio mit ehernen Griffeln auf die Tafel der Geschichte schreiben! Ich habe vergeblich auf den Eintritt des Vicomte Montmorency mit seinem Wappenherold gewartet. Den ersten Dank aus den Händen der Concordia hat der schwarze Juppo von der Bereitergesellschaft, welcher bei diesem Turniere die Ritterschaft Europa's repräsentirte, gewonnen.“

Unterdessen war Achilleus von der verschleierten Dame bemerkt worden, sie schlug den Schleier zurück, ein freudiger Schreck durchzuckte ihn. Er legte zum Gruße kreuzweis die Arme über die Brust, und sie erhob sich und beugte sich vor, als wäre sie so lebhaft von dem Wettrennen interessirt.

Sie erschien ihm sehr blaß und traurig, oder kam es ihm nur so vor, da bereits der Abend hereindämmerte?

Wie that es ihm aber so wohl, zu wissen, daß auch sie aus so vielen Tausenden ihn herausgefunden hatte, und daß sie sich bei der Anwesenheit einer solchen Menge ansehen und mit allen den kleinen Zeichen, welche nur der Liebe verständlich sind, sich einander bemerklich machen konnten!

Aus diesen Träumen wurde er gestört von einem kleinen Mann, welcher jetzt unter dem Arm seines Nachbars das Gesicht hervordrängte und mit der Nase ihn antippte. Achilleus blickte herunter, und der Kleine sagte: „Ihr hättet auch besser gethan, wenn Ihr lieber zu Hause Eure Papiere bewachtet!“

Kichernd zog sich der Kopf zurück, und der Tadler war verschwunden.

Achilleus war bei diesen Worten todtbleich geworden; der Gedanke, daß böse Hände ihm die wichtigen russischen Papiere entwenden könnten, hatte ihn erschreckt.

„Thriaki,“ rief er, „schnell laß' uns Bahn brechen, um hinaus zu kommen!“

„Mir nur immer nach!“ entgegnete dieser, „es wird Mühe kosten!“

Nun begann Thriaki eine Schulter zwischen die hinter ihm stehenden Nachbarn hineinzuschieben, bis Beide ein Weniges wichen und Achilleus weiter sie trennend nachtrat. So ging es fort bis unter den Eingang und nun unter die Halle, wo das Gedränge noch ärger wurde.

Endlich kamen sie glücklich hinaus und auf den Platz la Bra. Dort nahm das Drängen ein Ende, und sie jagten nun in gewaltigen Sprüngen in die öden Gassen der Stadt hinein. Jetzt bogen sie um die Ecke, doch plötzlich prallte Thriaki zurück und flüsterte: „Aus unserem Stubenfenster sah oben Jemand heraus, und, habe ich recht in der Dämmerung gesehen, ein Polizeisoldat.“

Achilleus trat zurück und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. Jetzt zog er sich, wie ein Wanderer, welcher einen schlafenden Tiger erblickt hat, rückwärtstretend zurück wieder in die Hauptstraße hinaus in den Schatten einer Marquise vor einem Conditorladen und fragte hier den nachfolgenden Thriaki: „Hast du dich gewiß nicht getäuscht?“

„Bin ich nicht ein Ipsariot und groß geworden auf dem Meere?“ anwortete stolz Thriaki; „ich rieche die Veroneser Polizei eine Meile weit, wenn ich sie auch nicht gesehen hätte. Doch Ihr sollt sichere Auskunft haben; ich kenne hier den Confettiere! Was, uns aufheben? Daß sie die Pest anblies'!“

Mit diesen Worten schwatzte Thriaki seinen Herrn hinein in den Conditorladen, wo nur ein armer Schweizerjunge, welcher dort in der Lehre stand, heute zurückgeblieben war.

„Gaspare,“ rief lustig Thriaki, „schnell leih' mir deine weiße Schürze und Mütze!“

Gaspare rieb sich hinter den Ohren und wußte nicht, was er thun sollte.

„Da ist meine Jacke zum Unterpfand und die rothe Mütze! und nun her mit deinen Lumpen!“

Gaspare beschaute die Jacke, welche ihm Thriaki zuwarf und sagte: „Macht der Herr dummes Zeug, ist's seine Sache!" dann band er seine Schürze ab und überließ sie mit der weißen Mütze dem ungestümen Thriaki.

Achilleus warf sich unmuthig, zornig, und voll Gram auf den Divan, welcher in der Ecke stand; Thriaki aber eilte hinaus.

„Will nicht Eure Excellenz," fragte der Conditorjunge, „meinen Pasteten zusprechen? sie sind immer besser, als gar Nichts." —

Achilleus schüttelte mit dem Kopfe,

„Nun so schenkt mir," fuhr der Junge fort, „ein kleines Trinkgeld! mein Herr ist ein alter, geiziger Teufel, bei dem ich die ganze Zeit nichts Warmes bekomme, als den Abfall von der Pfanne!"

Bei diesen Worten war der Confettiere hereingetreten. Er wartete, bis Achilleus dem Jungen das Trinkgeld gegeben hatte, dann fuhr er zu, packte den Jungen bei den Haaren, nahm ihm das Geld ab und rief: „Du schweizerischer Spitzbub' du, willst hinter meinem Rücken die Leute prellen? wart', ich werde dir das Geld aufheben!" und stieß bei diesen Worten den heulenden Jungen zur Thür hinaus.

Jetzt kam Thriaki athemlos zurück, warf Schürze und Mütze hin, zog seine Jacke wieder an, beschaute sich sein rothes Fessi und winkte dann Achilleus hinaus vor die Thür.

„Es ist so, wie ich gesagt habe," erzählte er draußen, „das ganze Haus wimmelt drüben voll Polizeisoldaten. Der Hausmann steckte mir, daß sie das Pult erbrochen und alle Papiere in Beschlag genommen haben. Sie wollen uns alle Beide arretiren. Aber nun, wohin?"

Achilleus stand einen Augenblick in Gedanken, dann schlug er den Weg zum Hause Antonio's ein. Die dunkelnde Nacht verbarg ihn und Thriaki in Schatten und herunterrieselnden Regenschauern.

Zweites Capitel.

Clärchen hatte den ganzen Nachmittag auf dem Bette gesessen, die Hände um die Kniee geschlagen und stumm an die leere Wand gestarrt. Lange war ihre Mutter vergebens bemüht, ihr ein Wort abzugewinnen; sie schien nicht zu hören und zu sehen. Wie in Todesangst flog ihre Brust auf und nieder und nur zuweilen zuckte es um ihre Lippen. In ihren Augen brannte ein wildes Feuer, als müßte sich darin ihre Seele verkohlen. Sie konnte die Bilder nicht los werden, die in ihr aufstiegen. Sie sah Joseph einen hohen Sprung thun und dann auf Purpur gebettet. Nun kam es ihr wieder vor, als sähe sie den Chevalier in Sumpf und Moor versinken und alle Kräfte aufbieten, sich zu retten und doch immer tiefer hinunter sinken. Jetzt sah sie sein in Todesangst verzerrtes Gesicht und sein Auge, weit offen und starr zu ihr emporgerichtet. Sie schrie laut auf und die Besinnung war ihr wieder zurückgekehrt.

Sie sah ihre Mutter vor sich am Bette knieen, weinen und beten. Verwundert blickte Clärchen um sich und sagte endlich: „Habe nur noch eine kleine Weile Geduld, dann bin ich nicht mehr hier, um dich zu quälen! Mutter, wie soll ich dir deine Liebe vergelten? Ach, mich hat doch Niemand geliebt, als du!“

„Bleibe nur bei mir,“ schluchzte die Mutter, „ich will dich ja gern warten und pflegen. Es wird dir und mir gewiß noch gut gehen. Zur Vergeltung so vieler Leiden wird uns Gott gewiß noch ruhige, schöne Tage zu leben

vergönnen. Wenn du nur wieder reisen kannst, dann ziehen wir nach Grätz. Dort waren wir doch am Besten aufgehoben bei unseren Vettern und Basen. Dort nehmen wir Concession zu einem kleinen Traffik und nähren uns als redliche Bürgersleute."

„Noch einen Monat lang werde ich krank sein," versetzte Clärchen, „dann bin ich wieder gesund! das hat mir die heilige Veronica gestern in der Nacht verkündet; sag' mir aber doch, wie du gestern so bald das Logis des Grafen Joseph gefunden hast? Wo wohnt er denn?"

„Auf der Straße der Porta nuova in dem Hause der Conditorei gegenüber!" entgegnete ihre Mutter; „aber schlag' ihn doch aus den Gedanken! Ich werde nie vergessen, wie er dich gestern von sich geworfen und die Flucht genommen hat, als müsse er seinem Todfeinde entweichen."

„Wenn nur der Chevalier nicht stirbt!" erwiederte Clärchen; „denn mir ist es, als ginge von meiner Herzgrube aus ein Faden, den er sich um die Hand gewickelt hat und an welchem er mich mit hinunter in das Grab ziehen will. Gute Mutter, wenn du nun zu ihm gingst und bätest ihn recht schön, daß er mich freigeben solle; es kann ihm doch an meinem Tode Nichts liegen."

„Der grausame Mensch!" versetzte ihre Mutter. „Sollten wir deshalb seinen goldenen Versprechungen gefolgt sein, damit du von ihm den Tod haben sollst? Wenn wir nur nicht so ganz allein wären, ich ginge wohl hin zu ihm und spräche ihm in das Gewissen, vielleicht thäte es auch seiner Seele gut."

„Mir wird hier Niemand etwas thun, auch ist mir heute besser, als an den vorigen Tagen. Gehe nur hin, liebe Mutter, und bringe mir Hoffnung und Trost zurück."

„Wirst du dich aber auch nicht fürchten, wenn du hier allein bist?"

„Nein, ich fürchte mich vor gar Nichts mehr! Wer sollte mir auch Uebles zufügen wollen? Gieb mir nur die Guitarre her; ich will versuchen, ob ich noch singen kann."

Die Mutter holte ihr die Guitarre und sagte dann:

„So vertreibe dir denn die Zeit, ich will so bald als möglich wieder bei dir sein! Das sehe ich schon ein, daß es gut sein wird, wenn ich mit dem Chevalier reden kann. Behüte dich Gott unterdessen, mein Clärchen!“

Mit diesen Worten entfernte sich die Alte, um den Chevalier zu besuchen.

Clärchen war nun in der Abenddämmerung allein in der Stube; Alles war um sie her still, wie im Grabe, nur die alte Wanduhr zählte ihr pickend die Minuten ihres Lebens zu. Sie stimmte jetzt die Guitarre, welche ihr Joseph früher geschenkt hatte. Sie betrachtete dann träumend die Arabesken, welche darauf von Perlmutter eingelegt waren, und fuhr mit dem Zeigefinger ihren und Josephs Namenzügen nach, welche hinter dem Saitenhalter in einander verschlungen waren. Sie breitete dann das grüne Band darüber, welches an die Guitarre geknüpft war. Eine große Thräne stürzte aus ihrem Auge, als sie jetzt daran dachte, wie oft sie ihm zum Claviere oder der Guitarre ein Lied gesungen hatte. Sie that einige Griffe in die Saiten und sang endlich dazu:

„Die Sonne sinkt vom Himmel,
Das Herz wird ihr zu schwer,
Die Sonn' ist untergegangen
Hinunter in's tiefe Meer.
  Vom Berge zieht der Nebel
  Herunter in das Land,
  Und aus der Sanduhr sickert
  Die Stunde und der Sand.
Muß ich allein noch leben
In aller Qual und Pein?
Ach, zög' mich nur die Sonne
Mit in die Fluth hinein.“

Auf einmal ließ sie die Guitarre aus der Hand stürzen und sprang in die Höhe, wie von einem plötzlichen Gedanken erregt. Hastig öffnete sie den Koffer, nahm ein langes, weißes Gewand daraus hervor; nun stand sie wieder still, fuhr mit beiden Händen über die Stirn, dann schlug sie ihren kleinen Toilettenkasten auf, strählte

und scheitelte sich das Haar und band um die Stirne ein goldenes Band, so daß die langen Locken, nur um das Haupt gefesselt, über die Schulter hinunterrollten, dann legte sie das weiße Gewand an und einen schwarzen Schleier über den Kopf.

So eilte sie hinaus auf die Straße, durchlief einige Gassen und kam so auf die Straße der Porta nuova. Bald hatte sie dort den Palast gefunden, wo nach der Angabe ihrer Mutter Graf Joseph wohnte.

Graf Joseph war, seitdem er zum Schauspiele in das Amphitheater gefahren war, noch nicht zurück; von allen seinen Dienern war nur Nepomuk zurückgeblieben, welcher im Vorsaale saß und so lange am Trauerspiele von Grillparzer, „die Ahnfrau", gelesen hatte, bis er eingeschlummert war.

Ihm kam es eben vor, als wenn die Vorsaalthüre aufgehe, und die Ahnfrau wandle an ihm vorüber und hinein in das gräfliche Zimmer. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" rief er und schauerte in sich zusammen.

Er war jetzt munter geworden und zündete die Lampe an, um „die Ahnfrau" weiter zu lesen.

„Was doch so ein Dichtermensch," sagte er bei sich, „Einen verrückt machen kann! Hieß' ich nun Jaromir, so schwür' ich darauf, daß ich die Ahnfrau Bertha gesehen hätte! Ja, meinetwegen auch!"

Jetzt hörte er Wagen rollen. „Dem heiligen Nepomuk sei Dank," sagte er bei sich, „daß es wieder lebendig wird in der Stadt!" und las dann weiter fort.

Unterdessen war Achilleus mit Thriaki im Hause Antonio's angekommen und hatte sich in das Studirzimmer begeben, um dort seinen Freund zu erwarten.

Da es Nacht geworden war, hatte ihm Giovanni, Antonio's alter Diener, die Lampe angezündet und Thriaki überreichte Achilleus nun verschiedene couvertirte

Schreiben, welche an die Bureau's der Diplomaten des Congresses abgegeben werden sollten.

Metaxa schrieb ihm:

„Was wir erwartet haben, kam nicht unerwartet. Wäre es dir gelungen, eine Audienz bei dem Kaiser von Rußland zu erhalten, so hättest du deine Mission in Verona beendigt. Da jedoch, allem Anscheine nach, dein Aufenthalt dort immer gefährlicher wird, so entferne dich, sobald die Gefahr für deine Freiheit drohend werden sollte. Eynard erwartet dich in Marseille. In diesen mit dem Regierungspetschaft versiegelten Couverten befinden sich Exemplare der für dich beigelegten Abschrift von der Unabhängigkeitsurkunde des griechischen Volkes. Besorge sie an ihre Adressen zur Antwort auf die uns mitgetheilte Resolution. Morgen reisen wir zurück nach Ancona. Auf Wiedersehen beim Siegesmahle der Freiheit!"

Achilleus faltete die Abschrift der Urkunde auseinander, sah nach der Unterschrift und rief: „Ich grüße deine Unterschrift, Alexander Maurokordato, Präsident des hohen Rathes von Epidaurus!"

Dann las er mit lauter Stimme:

„Die griechische Nation nimmt Himmel und Erde zum Zeugen, daß, ungeachtet des fürchterlichen Joches der Osmanli, sie noch vorhanden ist. Die Tyrannen, die durch blutige, auf Ausrottung berechnete Handlungen Gesetz, Recht und Billigkeit mit Füßen getreten, haben die Nation gezwungen, zu ihrer Selbsterhaltung die Waffen zu ergreifen. Nachdem sie, alleinig durch den Muth ihrer Söhne, der Gewalt ein Ziel gesetzt hat, —"

„Einen Brander her!" rief Thriaki dazwischen, „ich sprenge den Halbmond vom Himmel herunter!"

„— spricht sie heute vor Gott," fuhr Achilleus mit erhobener Stimme zu lesen fort, „und den Menschen —"

„— und dem ganzen Congreß und allen seinen Equipagen!" schaltete Thriaki ein —

„— durch den Mund ihrer Stellvertreter — ihre politische Unabhängigkeit aus!“ —

„Bravo!“ rief Antonio, welcher eben zur Thür hereinkam.

„Hurrah hoch!“ rief Thriaki und schwenkte sein rothes Fessi in die Höhe.

Achilleus reichte Antonio die Hand und sagte: „Ihr seht, daß ich mich hier häuslich niedergelassen habe. Laßt mich erst Thriaki mit diesen Briefschaften auf die Post schicken und dann vernehmt meine Abenteuer.“

„Nur keine Entschuldigung,“ entgegnete Antonio; „Ihr macht ohnedies so wenig Gebrauch von der Gastfreundschaft!“

Achilleus händigte jetzt seinem Thriaki die Depeschen ein, und dieser eilte mit geflügelten Schritten davon.

„Ihr seht sehr erregt aus,“ sagte jetzt Antonio und nahm Achilleus beim Handgelenke, um den Puls zu fühlen; „wie heftig und unregelmäßig!“ fuhr er fort. „Ihr müßt Euch zu Bette legen und Thee trinken!“

„Dazu werde ich wohl keine Zeit haben!“ versetzte Achilleus; „mir ist die Polizei auf den Fersen, um mich zu verhaften.“

„Mein Gott!“ rief Antonio, „was habt Ihr verbrochen?“

„Genug!“ entgegnete Achilleus; „ich habe hier und da bei den Diplomaten für die Sache meines Volkes gesprochen.“

„Freilich,“ versetzte niedergeschlagen Antonio, „dann seid Ihr verloren, wenn sie Euch finden! Kommt, werft meinen Mantel um; wir müssen Euch zum Thore hinauspaschen! Habt Ihr Geld? da hier! es ist genug für Euch zur Heimreise!“

Mit diesen Worten kramte Antonio in seinem Pulte herum und brachte zwei Rollen Ducaten hervor, welche er Achilleus aufdringen wollte.

Dieser lehnte aber das Anerbieten ab und entgegnete: „Ich trage in meinem Gürtel Baarschaft und Creditbriefe, und ich bedaure bei dem Einbruche der Polizei in meine Wohnung Nichts, als mein Portefeuille und ein paar

feine deutsche Pistolen, welche ich nicht gern vermisse; auch kann ich von Verona noch nicht abreisen, denn die heiligsten Pflichten, welche ein Mensch haben kann, fesseln mich hier noch. Wollt Ihr mir sonst einen Freundschaftsdienst erweisen, so zeigt mir einen Versteck, wo ich mich einige Tage lang verbergen kann, ohne Euch zu gefährden."

„Was ist nicht endlich möglich!" versetzte Antonio, „laßt mich einmal über Eure Lage nachdenken!" Jetzt ging er in der Stube auf und ab und sah aus, wie ein Mann, welcher sich über eine ernste Sache mit sich selbst berathschlagt. Achilleus' Auge haftete an ihm, und jede Miene seines Gesichts ließ ihn hoffen oder fürchten.

„Vielleicht kann uns dieser einen Ausweg nennen," sprach Antonio endlich bei sich. „Ihr erinnert Euch doch," wandte er sich zu Achilleus, „an unsern Chevalier Bartolo, welcher dem Franzosen Jouy in seinem Duelle mit unserem Arnold secundirt hat? Ihr werdet mich nicht verrathen; der Chevalier ist der Chef einer geheimen Polizei, welche sich hier Graf Joseph hält, um bei seinem Vorgesetzten den Allwissenden zu spielen."

„Die Schufte!" versetzte Achilleus.

„Und doch kann dieser Schuft," fuhr Antonio fort, „uns vielleicht nützlicher werden, als der bravste Mann. Wir müssen den alten Hallunken gegen den jungen gebrauchen! Ihr habt den Chevalier gegen den Banditen vertheidigt, und doch verdankt Ihr ihm vielleicht eben so viel, als er Euch; ihm hat die Rettung nicht viel geholfen; der Dolch, mit welchem ihn der Bandit nur leicht verwundet hat, ist vergiftet gewesen. Wir haben das Uebel zu spät erkannt, er ist verloren. Ich war eben noch bei ihm. Er weiß gewiß am Besten, wie Ihr den Nachstellungen Eurer Feinde entgehen könnt. Kommt, hüllt Euch da in diesen Mantel! So, gut! Nun kommt und laßt uns im Schatten der Häuser zu ihm schleichen."

Mit diesen Worten verließen sie die Stube und schlugen den Weg zur Wohnung des Chevaliers ein.

So oft ihnen Menschen entgegen kamen, flüsterte Antonio seinem Schützling zu: „Per Bacco! bückt Euch ein wenig und macht keine solche schlanke Schritte! Euer Gang verräth Euch, daß Ihr kein Oesterreicher seid!“

„Nun sind wir sicher,“ flüsterte er, als sie in eine enge, dunkle Gasse einbogen, wo der Chevalier sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Drittes Capitel.

Der Chevalier hatte Santello zu sich berufen und ihn um Ertheilung des Sterbesacraments bitten lassen. Dieser hatte keinen Anstand genommen, zu dem Manne zu eilen, welchen er für seinen natürlichen Vater halten mußte. Gleich bei seinem Eintritte hatte ihn dieser auch als seinen Sohn begrüßt und ihn um Vergebung der Sünden gebeten, welcher er sich gegen Mutter und Sohn zeihen mußte.

„So wunderbar sind die Wege Gottes," sagte der priesterliche Sohn, „auf welchen er die Menschen aus einander und zu einander und endlich durch Sünde und Reue zur Gnade leitet! Ich preise in Anbetung seine Gnade und Weisheit!

„Wie liegt auch mir jetzt das Leben mit allen seinen Felsenriffen, Abgründen und Ebenen vor meiner Seele ausgebreitet da, als stände ich auf dem Montserrat der Ewigkeit! Habe Dank, heiliger Jago, der du mit deiner Fürsprache bei Gott mir den Eintritt in den heiligen Priesterstand erfleht hast; denn nun kann ich der lechzenden Seele meines Vaters den Born der Gnade zu trinken geben! So sei willkommen, du mein verlorener und wiedergefundener Vater! Sieh', dein Sohn beugt sich auf dich herab und küßt dir deine Stirne!"

Der Chevalier forschte mit matten, doch freudigen Augen in dem Gesichte seines Sohnes herum, dann fühlte er mit zitternden Händen ihn an und sagte mit brechender Stimme: „Ich sündhafter Mensch habe einen

Sohn? Santello heißt du? — Mein Sohn Santello, und du bist ein frommer, heiliger Mensch? Nun ist mir, als wäre ich in dir aller meiner Sünden quitt! — Gott, ich danke dir für das Gefühl der Vaterfreude, das du, Allbarmherziger, dem großen Sünder herabschüttest auf sein Sterbelager!"

„So sprich denn deine Beichte!" sagte jetzt mit sanfter Stimme Santello.

„Es ist wohl keine Sünde so groß und schwer," versetzte der Chevalier, „welche ich nicht begangen hätte; meine Sünden sind zahllos, und die Minute, welche mir noch zu leben vergönnt ist, reicht nicht dazu hin, sie zu beichten; aber mein Gewerbe, das ich seit Napoleon's Sturz getrieben habe, aus Noth und Lust zum Leben, bettet mich auf Degenspitzen und Bajonetten! Ich habe mich zum Polizeispione gebrauchen lassen und viele exaltirte Menschen verrathen an die Gewalt. Nun höre ich ihr Aechzen und Stöhnen aus den Kerkern bei Tag und Nacht! Viele von ihnen sind heimlich hingerichtet worden, und nun stehen sie dort an der Thür, um meine Seele vor den Richterstuhl Gottes hinzuzerren."

„Ich bin ein Priester und habe Macht zu binden und zu lösen und die bösen Geister zu vertreiben von dem Lager der Sterbenden. Begehrst du die letzte Oelung?"

„Ja!" antwortete der Chevalier mit dumpfer Stimme.

Nun besprengte Santello das Krankenzimmer mit Weihwasser in Form eines Kreuzes. Dann begann er durch Abbetung der Litanei alle Heiligen im Himmel um Beistand und Fürbitte bei Gott anzurufen und hielt seine Hände auf das Haupt des Kranken, um ihn so zu segnen und in den Schutz Gottes zu empfehlen. Hierauf salbte er ihn mit dem heiligen Oele an Augen, Ohren, Mund, Händen und Füßen, damit ihm alle Sünden verziehen sein sollten, welche er mit seinen fünf Sinnen begangen hatte.

Jetzt knieete Santello nieder und betete für sich zu

seinem eigenen Schutzpatron und empfahl ihm dringend die Seele seines Vaters.

Unterdessen waren Antonio und Achilleus eingetreten. Sie blieben unter der Thür stehen, bis Santello das Gebet vollendet hatte. Auf seine Erlaubniß, sich dem Kranken nähern zu dürfen, traten sie an das Bett.

Der Chevalier reichte ihnen die Hand und sagte: „Allmälig wird es mit mir zu Ende gehen; es ist mir, als wenn mein Blut zu Eis gefröre.“

„Vielleicht,“ versetzte Antonio, „ist eine Krisis im Anzuge, von welcher Eure Rettung abhängt.“

„Auch Ihr besucht mich, Achilleus?“ fuhr der Chevalier fort, „das habe ich nicht um Euch verdient!“

„Wenn es Euch,“ nahm Antonio wieder das Wort, „nicht zu schwer fällt, ein Anliegen, das wir an Euch haben, anzuhören, so könntet Ihr vielleicht meinem Freunde einen großen Dienst erzeigen. Er hat sich für die griechische Sache bei einigen Diplomaten des Congresses verwendet und ist dadurch der Polizei verdächtig geworden.“

„Das ist nur ein Vorwand,“ versetzte der Chevalier; „Graf Joseph sucht ihn aus Eifersucht zu erdrücken. Er hat sein Auge auf die Tochter des spanischen Agenten geworfen, und der Grieche steht ihm bei seiner Werbung im Wege. Ja, Ihr,“ wandte sich der Chevalier zu Achilleus, „seid gewissermaßen an meinem Tode Schuld; denn in jener Nacht, wo ich verwundet worden bin, sollte ich Euch heimlich wegfangen. Der Graf wollte Euch ein lebenslängliches Unterkommen in den Kellern eines seiner Jagdschlösser verschaffen! — Ihr steht unter der Obhut guter Geister; denn sonst wäret Ihr längst von der Oberwelt verschwunden.“

Achilleus knirschte vor innerem Ingrimm über diesen schändlichen Plan mit den Zähnen und sagte bei sich: „Er soll mir Rede stehen!“

„Gilt Euch der Rath eines Sterbenden etwas,“ fuhr der Chevalier fort, „so verlaßt noch in dieser Nacht

Verona; denn in jedem Augenblicke wächst für Euch die Gefahr.“

„Ich würde nicht anstehen,“ entgegnete Achilleus, „sogleich den Staub Verona's von meinen Schuhen zu schütteln, wenn ich nicht hier noch auf die Entscheidung einer unendlich wichtigen Sache warten müßte. Wenigstens muß ich noch morgen hier bleiben. Wißt Ihr mir zu rathen, wie ich mich vor der Polizei sicher stellen kann, welche ausgeschickt ist, mich zu verhaften, so vergelte es Euch Gott alle Zeit.“

„Wenn ihr mit dem Schicksal hazardiren wollt, so geht dort an mein Pult; darinnen werdet Ihr ein Packet kleiner Karten mit einer Chiffer und einem Stempel darauf finden! Dort! Der Schlüssel steckt an!“ –

Da Achilleus zögerte, so suchte Antonio das Packet und fand es.

„Nehmt Euch davon!“ sagte der Chevalier zu Achilleus. „Habt Ihr eine solche Karte bei Euch und Ihr werdet verhaftet, so laßt es ruhig geschehen und Euch in das Gefängniß führen; dort aber gebt die Karte an den Stockmeister oder Gefängnißwärter ab, und Ihr könnt dann ruhig passiren, wohin Ihr wollt.

„Daß dieses Mittel Euch nur einmal retten kann, versteht sich von selbst; denn es muß sich zu bald aufklären, daß nur ein Mißbrauch mit diesem geheimen Zeichen stattgefunden hat. Benutzt den Augenblick, denn später kann Euch kein Gott mehr von dem Verderben retten!“

„Ich danke Euch,“ versetzte Achilleus, „für Eure Güte, und wünsche irgendwie Euch dankbar sein zu können.“

„Ich bin schon belohnt,“ entgegnete der Chevalier, „in dem Gedanken, mit diesem Amulet einem braven Manne vielleicht genützt zu haben.“

Jetzt sank der Chevalier matt mit dem Haupte zurück.

Die beiden Freunde entfernten sich und kehrten wieder in Antonio's Wohnung zurück, um dort weiter zu berathschlagen, was nun zu thun sei.

Sie fanden dort Thriaki, welcher zurückgekommen war und seinen Herrn erwartete.

Er erzählte, daß er nicht nur zur Post die Depeschen bestellt, sondern auch Gelegenheit gefunden habe, mit dem Portier des Hauses, worin sie ihr Logis hatten, zu sprechen. Er habe von ihm erfahren, daß noch jetzt dort zwei Polizeisoldaten sich einquartiert hätten und die Nachhausekunft Achilleus' erwarteten; daß jedoch die Kammer, welche er selbst inne gehabt, ihrer Durchsuchung entgangen sei. Es wäre auch dem Hausmanne gelungen, die wenigen Sachen daraus ihm herunterzuschaffen; darunter wären zum Glück noch die schönen Pistolen seines Herrn gewesen, welche er zum Ritte nach Roveredo geladen und später auf seine Kammer mitgenommen gehabt, um die Ladung herauszuziehen, welche jedoch noch darin stecke.

„Wer weiß, wozu wir sie gebrauchen können!“ versetzte Achilleus und zog die Stirne zu gefährlichen Gedanken zusammen, während er die Gewehre in seinen Gürtel zum Hatagan stellte.

Jetzt kam ein Bote von Francesca, welcher Achilleus auf ihr Zimmer beschied, um ihm einige wichtige Mittheilungen zu machen.

Achilleus eilte zu ihr. Sie hieß ihn freundlich willkommen und bat ihn, sich auf das Tabouret zu setzen. „Denn man muß Euch Männer,“ sagte sie, „ein wenig niedrig machen, wenn man Euch recht ordentlich in die Seele sprechen und dabei in die Augen blicken will.

„Ich habe mein Versprechen, mit Isabella von Euch zu reden, gelöst!“ fuhr sie fort, „denn sie hatte mir schon früher ihr Vertrauen geschenkt. Ich stehe nun zwischen Euch als Mittlerin und Vertraute. Ihr scheint gar nicht zu wissen, daß Graf Joseph ernsthaft um ihre

Hand angehalten und sie von dem Ritter zugesagt erhalten hat?"

„Und wie hat sich Isabella erklärt?" fragte in höchster Spannung Achilleus.

„Ruhig! Ruhig!" versetzte Francesca; „was soll das arme Kind erklären? Der Wille ihres Vaters liegt, wie ein eisernes Joch, über ihrem Nacken. Dieser ist für sie nun einmal ein unumgängliches Gebot."

„Wenn sie mich liebte," rief Achilleus, „sie würde den Muth finden, vor ihn hinzutreten und zu bekennen, daß sie meine Verlobte ist vor dem Angesichte der heiligen Panagia! Sie liebt mich nicht, nicht so, wie ich glauben konnte, daß ich geliebt werde. Setze ich denn nicht auch Blut und Leben an meine Liebe zu ihr? Heiliger Gott! sie soll sagen, ob sie mein ist! Ich finde bald Gelegenheit, im Dienste des Vaterlandes mein Blut zu verströmen! Daß sie mir diesen Schurken vorziehen würde, diesen Grafen Joseph, das hätte ich nie geglaubt! — Einen Wüstling, einen Hochverräther an der Sache Gottes und der Menschheit, der gerichtet ist in seinem eigenen, vergifteten Blute!"

„Undankbarer!" entgegnete Francesca, „wie hat meine Freundin diese Vorwürfe verdient? — Das arme Kind ist bis zum Tode gequält, in Angst und Verzweiflung, gehalten von ihrem Vater und seinem Priester, wie eine Gefangene, getrennt von ihrer alten Vertrauten, von Ines, eingeschüchtert mit allen Mitteln, welche die Religion hat, die Gemüther zu zerknirschen in Gehorsam, und nun noch beschuldigt gemeiner Gesinnung von dem Manne, um den sie so Vieles und Alles duldet! Grausame, hartherzige Thiere seid Ihr Männer gegen die Frauen! Und auch Ihr, den ich selbst um einen Zoll höher, als die Anderen hielt, seid am Ende wie Alle, und um kein Haar besser! Hättet Ihr doch, wie Graf Joseph, gewagt, geradezu den Ritter um die Hand seiner Tochter zu bitten, und hätte er Euch sie versagt, ihm den Krieg offen erklärt, so hätte Alles sich anders gewendet!"

„Ist das meine Schuld?“ fragte entrüstet Achilleus; „habe ich Isabella seit der heiligen Nacht in der Capelle wieder gesehen? War es mir möglich, mit ihr zu sprechen? Konnte ich wider ihren Willen und ohne Verabredung einen solchen Schritt thun?“

„Und nun ist Alles zu spät!“ entgegnete Francesca, „Euer Nebenbuhler war flinker, als Ihr.“

„Bei Gott,“ versetzte düster Achilleus, „noch nicht flink genug! Zwischen Lippen und Kelch liegt noch die Ewigkeit!“

„Ihr habt noch Muth!“ sagte jetzt freundlicher und milder, doch zugleich auffordernd Francesca, „und dem Muthigen hilft Gott!“

Mit diesen Worten überreichte sie Achilleus einen Brief.

Er erbrach und las:

„Wäre es denn möglich, mein Geliebter und Herr, daß ich dir entrissen werden könnte? Bin ich nicht dein geworden durch das heiligste Bündniß, welches nur je zwei Menschen geknüpft haben? — Und nun wäre ich doch die Braut eines Andern, und sie schafften Kleinode herbei, mich zu schmücken, und Kränze, um Haus und Altar zu zieren? Bin ich denn wahnsinnig oder verrucht genug, meineidig zu sein? Ich weiß nicht mehr, wer ich bin; ich weiß nur, daß ich dein gehöre und von dir getrennt werden soll, um, wie eine Sclavin, verkauft zu werden! Sage mir nur, du lieber, herziger Mann, ist denn wirklich die Macht des Vaters über sein Kind so heilig und allgewaltig, daß er es morden darf, nicht mit dem Messer, aber doch mit den fürchterlichen Blicken im Auge und den eiskalten Worten? Ich bete Tag und Nacht zur Mutter Gottes und frage sie, was ich thun soll? Santello sagt: „Sei gehorsam deinem Vater“ und mein Herz: „Sei treu deiner Liebe!“ Wie ich gestern zur Nacht schlaflos auf meinem Lager saß und in das Fenster mir gegenüber starrte, getheilt zwischen

Angst und Gebet, die gefalteten Hände in einander ringend, bis dein Ring, den du mir gegeben hast, in das Blut drang, hat mir der Himmel ein Zeichen gegeben. Quer über das Fenster hinüber fuhr plötzlich ein rother Schein, und mitten darin sah ich einen zückenden Dolch. Weißt du, was das bedeutet? Geliebter, heiliger Mann, sage mir, was der Dolch bedeutet? — Soll ich ihn, soll ich mich ermorden in der Brautnacht? In der Brautnacht? — Denke dir, der Verhaßte schleicht auf dem Corridor heran immer näher und näher —"

Hier stürzte Achilleus vor krampfhaftem Schmerz in seiner Brust nieder auf die Kniee, aus seinem Gesichte war alle Farbe gewichen, den Brief hielt er in der rechten Hand zitternd empor und rang nach Worten; die Sprache versagte ihm.

Francesca sprang erschrocken herbei und rief ihm in das Ohr: „Achilleus! Hört doch! Besinnt Euch! Noch ist nicht Alles verloren!" Zugleich rieb sie ihm die Stirne; er versuchte vergeblich, sie mit seiner linken Hand hinweg zu drücken.

Endlich kam ihm der Odem in heftigen Stößen wieder in die Brust; in seine Augen flog ein gräßliches Feuer. Er sprang in die Höhe, schüttelte sich, daß ihm die wilden Locken, wie eine Löwenmähne, um das Gesicht schlugen, und lachte, wie ein zum Mord gereizter Mensch, der seinen Feind unter sich wirft, laut auf in Wuth, Haß, Rache und Triumph!

„Mensch!" rief Francesca, „Fürchterlicher! was sinnst du?'

Achilleus aber hörte sie nicht; er setzte sich zur Lampe, las den Brief zu Ende, legte ihn wieder zusammen und in seine Brieftasche. Für sich unheimlich lächelnd, zog er die Pistolen aus dem Gürtel und untersuchte Lauf und Schloß.

„Achilleus! was sinnst du?" fragte Francesca wieder.

„Ich sehe nur nach," versetzte er ruhig, „ob sie ge-

laden sind!" und steckte die Pistolen wieder in den Gürtel. „Ich danke Euch," fuhr er fort, „für die Mittheilung dieser traurigen Botschaft und für den theuren Brief meiner Isabella. Ist es Euch möglich, noch heute mit ihr zu sprechen, so sagt ihr, daß ich diesen Abend nicht im Stande gewesen sei, mit der Feder zu antworten; ich würde aber für sie handeln."

Mit diesen Worten ging er zur Thür hinaus und durch das Haus hinweg. Francesca hörte von der Straße her seine weiten, mächtigen Schritte schallen. Sie schüttelte das Haupt und ging hinüber zu Isabella.

Viertes Capitel.

Nepomuk, der Diener des Grafen Joseph, welcher ihn im Vorzimmer zu erwarten hatte, war so sehr vertieft in die Lectüre des Trauerspiels, daß er den eintretenden Ritter Malavilla nicht merkte, und auch dann nicht, als dieser vor ihm stand und kopfschüttelnd auf ihn herabsah. Endlich legte er ihm die Hand auf das Buch, und Nepomuk fuhr erschrocken empor. Als er jedoch den Ritter sah, machte er einen Kratzfuß und stotterte:

„Die Ahnfrau, gnädiger Herr; eine schauerliche Geschichte — werden verzeihen —“

„Ist dein Herr daheim?“

„Ist noch nicht zurück, seit er nach dem Theater gefahren; muß aber bald kommen; wenn Eure Gnaden auf ihn warten wollen?“

Mit diesen Worten führte er den Ritter in das Zimmer, setzte den Armleuchter auf den Tisch und sagte, während er sich wieder entfernte: „Unser Herr Graf wird gewiß bald zurückkommen; denn gegen Abend wechselt er immer die Kleider.“

Obgleich sich jetzt der Ritter im Zimmer allein zu sein wähnte, so hatte er doch einen unsichtbaren Gefährten.

Clärchen hatte sich hineingeschlichen und hinter dem Ofenschirm in die Ecke gekauert. Sie getraute sich kaum Odem zu holen, doch schlug ihr das Herz fast hörbar. „Wenn ich doch nur wieder fort wäre, dachte sie bei

sich, und fuhr in Angst mit den zitternden Händen sich über das kalte Gesicht. Bei jedem Geräusch, das der Ritter machte, fuhr sie vor Schreck zusammen. Sie hatte nur gehört, daß es nicht Graf Joseph sei, und glaubte in ein fremdes Logie gerathen zu sein. Als endlich der Ritter ganz ruhig geworden war, wagte sie um die Ecke des Schirmes ein wenig vorzublicken; als sie aber den alten, langen ernsthaften Mann sah, zog sie sich wieder zurück und wickelte sich tief in den schwarzen Schleier, während sie ihre Hände fest um die Kniee schlang, als wollte sie sich in diesem entsetzlichen Augenblicke an sich selbst festhalten.

Nach einer Weile hörte sie wieder im Vorsaale Jemand sprechen; es war Graf Joseph, welcher angekommen war. Es war ihr, als wenn über sie herunter heißes Wasser gegossen würde.

Graf Joseph trat jetzt herein, und sie belauschte folgendes Gespräch:

„Welche fröhliche Ueberraschung, mein Schwiegervater! Tausendmal willkommen!“

„Lieber Sohn, ich mußte noch zu Ihnen eilen; denn schneller, als wir Beide hofften, kommen wir zum Ziele. Allen Heiligen sei Dank, er hat das Gebet der getreuen spanischen Herzen gehört! Ich komme eben vom Vicomte Montmorency. Heute hat er endlich die Note erhalten, in welcher von den Mächten des Congresses Frankreich die Vollmacht erhält, nach Ermessen in die spanischen Angelegenheiten einzuschreiten. Ein Bourbon wird den andern retten vor dem hundertköpfigen Drachen der Demagogie! Die heilige Oriflamme wird das ritterliche Frankreich über die Pyrenäen führen, und die Cherubim mit Flammenschwertern den Weg bahnen!“

„Obschon ich,“ versetzte Graf Joseph, „vor Anbeginn in diese Verhandlungen eingeweiht und vielfach dabei thätig gewesen bin und Ihnen den glücklichen Fortgang derselben und endlich die glorreiche Beschlußnahme selbst mitgetheilt habe, so überrascht mich doch das Resultat,

da es fertig vor uns da steht. Lassen Sie sich und uns Allen Glück wünschen! Von dieser Stunde an, wo wir uns die Hände fröhlich reichen, triumphiren die loyale Sache in Spanien und in ihr die Throne Europa's. Jetzt erst ist die Revolution vernichtet!"

„Doch wird unsere heilige und gute Sache," fuhr Malavilla fort, „noch manches persönliche Opfer verlangen, und wir, die wir in die ersten Reihen der Kämpfer gehören, müssen uns dazu immer bereit halten. Vicomte Montmorency reist morgen nach Paris zurück und wünscht, daß ich ihn begleiten möge, damit ich dort die nöthige Depesche für meinen Herrn und König erhalten kann, um sie ihm mit Gefahr meines Lebens nach Madrid zu bringen. Dort hat die gute Sache noch viele heimliche, mächtige Anhänger. Mit Gott wird mir meine Mission gelingen."

„Sie wollen uns schon morgen verlassen? Und Isabella? — meine Braut?"

„Hierüber müssen wir eben," versetzte Malavilla, „uns berathen! Bis morgen Nachmittag höchstens kann ich noch hier verweilen; dann muß ich mit untergelegten Pferden dem Vicomte, welcher Verona schon Vormittags verläßt, nacheilen. Alles Gute nimmt einen langsamen Weg und kommt schnell zum Ziele. So hören Sie denn meinen Vorschlag! Sie wissen, daß der Priester Santello, mein Freund und Rathgeber, bei mir ist. Dieser meint, daß der Drang der Verhältnisse uns entschuldige, wenn er sogleich morgen Ihrer Verbindung mit meiner Tochter Isabella die kirchliche Weihe gebe, so daß ich bei meiner Abreise meine Tochter sorglos bei ihrem Gemahl zurücklassen kann. Auf die übrige Dauer des Congresses können Sie mein Quartier beziehen, welches räumlicher ist, als das Ihrige. So hoffe ich, daß sich Alles von selbst einrichten wird."

„Sie machen mich unaussprechlich glücklich, lieber Vater, doch auch zugleich schmerzlich betrübt. Während ich meinen heißesten Wunsch erfüllt sehen soll, träufeln

Sie in den Moment des Glückes einen bittern Tropfen Wermuth. Ist es denn nicht möglich, daß Sie wenigstens noch morgen den ganzen Tag Ihren vereinigten Kindern schenken? Sie sehen, ich bin bestürzt von der Fülle des Glückes, welche mich überschüttet, und klage doch, daß ich es mit Schmerz bezahlen soll!"

„So ist es immer im Leben, mein Sohn! Zwischen Schmerz und Thränen blüht die Blume der Freude! Und wer von uns Beiden ist es, der am Meisten verliert? Euer Vater! -- Ich ziehe nun einsam dahin und lasse alle meine Wünsche bei Euch zurück; vor mir liegt nur meine ritterliche Pflicht, die mir mit eisernem Maßstabe selbst die Empfindungen des Herzens zumißt."

Clärchen hörte gespannt Alles mit an, es war ihr, als wollten sich die Augen ihr aus den Höhlen drängen; der Odem stockte in ihrer Brust. Ueber sie kam jetzt ein Fieberfrost, der ihr die Zähne an einander schlug, so daß der Ritter aufmerksam wurde.

„Mein Gott!" rief er, „es ist mir, als hörte ich Jemand mit den Zähnen klappern?!

„Nebenan," versetzte Graf Joseph, „ist ein Kaffeehaus, und man hört zuweilen die Carambole aus dem Billardzimmer."

Clärchen legte schnell einen Finger zwischen die Zähne, daß das Klappern aufhörte, und der Ritter fuhr fort:

„Sie sind also mit mir einverstanden, und werden morgen Isabella zum Altare führen? Es versteht sich, daß die Trauung ohne Aufsehen in der Stille in unserer Hauscapelle Statt findet."

„Ihr Wille," versetzte Graf Joseph, „ist nur mein innigster Wunsch! Weiß meine Braut davon?"

„Noch nicht!" entgegnete der Ritter; „ich eile aber zu ihr, um ihr unseren Beschluß anzukündigen, und würde Euch bitten, mit mir zu ihr zu kommen, wenn sie nicht genöthigt wäre, nun noch schnell die Vorbereitung für Morgen zu treffen, während ich zugleich die Leute anstellen muß, den Reisewagen zu packen. Sie können morgen

früh zu guter Zeit Ihre Effecten, welche Sie zur Hand haben wollen, in mein Quartier bringen lassen, damit sie es nach meiner Abreise gleich als das Ihrige ansehen können. Um elf Uhr Vormittags erwarten wir Sie selbst."

„Nehmen Sie," rief Graf Joseph, „mein Herz mit zu meiner theuern Braut und sagen Sie ihr, daß die Stunden, welche noch bis dorthin vergehen müssen, wo ich sie ganz mein nennen kann, sich mit peinlicher Sehnsucht ausfüllen werden."

Der Ritter umarmte jetzt den Grafen und verabschiedete sich von ihm.

Als jedoch der Ritter das Haus verlassen hatte, trat Achilleus in den Vorsaal. Kaum war Nepomuk aus dem Gespensterspuk Grillparzer's emporgetaumelt, als Achilleus schon die Thür zum Zimmer des Grafen geöffnet hatte und eingetreten war. Nepomuk wollte ihm sogleich nacheilen, aber ehe er noch die Thüre erreichte, hatte Achilleus inwendig den Schlüssel umgedreht und abgezogen.

„Ihr sucht mich mit Schergen, Graf!" sprach in gemessenem Zorne Achilleus; „hier bin ich! Ihr trachtet nach meiner Freiheit, nach meinem Leben — hier bringe ich mich selbst!"

Graf Joseph, erschrocken wie er war, suchte sich zu fassen und entgegnete:

„Nur ein Mißverständniß, sehr verehrter Freund!"

„Todfeind willst du sagen, ehrvergessener Schuft!" rief Achilleus mit feuersprühenden Augen; dann fuhr er ruhiger fort:

„Die Augenblicke sind gezählt; schon schreien deine Diener nach Hülfe! also nur drei Worte! Ich will nicht mit dir rechten, daß du die Hand Isabella's, die vor Gott mein gehört, zu erschleichen suchst! — Nicht, daß du und deinesgleichen, wie Hetären, mit Eurer Pest, Eurem Elend und Eurer Schande in scheußlicher Umarmung und Moschusduft die junge Zeit entehren und vergiften wollt, — nicht, daß du um Geld und Titel auch mein Volk, wie das deine, verhandeln willst; denn

du bist ein Diplomat, — nur dafür sollst du mir Rede stehen, daß du mir nach der Kehle schnappst, heimtückische Creatur! Hier stehe ich vor dir gerüstet in der Nothwehr. Da, greif' zu der Pistole, diese oder diese da! Beide sind geladen! welche du willst, greif' zu!" —

Der Graf fuhr in sich selbst zusammen und suchte sich mühsam an der Tischecke zu halten; seine Blicke drehten sich ängstlich zu der verschlossenen Thür, nach Hülfe forschend; dann fuhren sie in der Stube umher; — aber der Entsetzliche stand mordrüstig vor ihm und schlug auf ihn die Pistole an mit den Worten:

„Ich zähle drei; dann schieße ich dich nieder! Einer von uns Beiden!"

Mit bebender Hand griff der Graf nach der Pistole.

„Eins!" rief Achilleus; — „zieh' den Hahn auf! Zwei!"

Auf einmal stürzte der Schirm am Ofen um, und Clärchen hervor und um den Hals des Grafen Joseph, so daß sie ihn mit ihrem Leibe deckte, in unarticulirten Tönen aufkreischend, wie ein Rebhuhn, daß ein Jagdhund im Neste überrascht.

Achilleus ließ die Pistole sinken und stand einen Augenblick da, wie versteinert; endlich brach er in lautes Lachen aus und rief:

„Dein Teufel ist dir getreu! Du sollst nicht von einer ehrlichen Kugel sterben, sondern lebendig zur Hölle fahren!"

Doch jetzt war auch Nepomuk mit militairischer Hülfe angekommen. Auf zwei Kolbenschläge sprang die Thür auf. Achilleus drehte sich, die Pistole vorhaltend, der Thüre zu; — zugleich wurden die Soldaten sichtbar. Die Flintenschlösser knitterten, und schußfertig starrten ihm die Gewehre entgegen.

„War es so gemeint?" sagte Achilleus; „auf so elende Art vor den Augen des Schuftes sterben? Hier sind meine Waffen!" rief er und legte sie von sich. —

Jetzt trat der Officier herein und sagte:

„Sie sehen halt, daß hier zu Lande Ordnung ist; kommen Sie! und machen Sie keine Umstände nicht!"

Achilleus schlug die Arme über die Brust zusammen, und zwei Soldaten hinter sich, zwei vor sich, ließ er sich ruhig abführen und zur Polizei abliefern.

Als sich die Wache mit Achilleus entfernt hatte, machte sich Graf Joseph von Clärchen los, welches, wie todt, zu seinen Füßen niedersank.

Fünftes Capitel.

Clärchen lag in tiefer Ohnmacht. Graf Joseph war über die Begebnisse dieses Tages bis in das Innerste der Seele verstimmt. Nepomuk, welchen er zu Clärchens Mutter geschickt hatte, um sie herbeizuholen, kam jetzt mit ihr zurück. Als die Alte Clärchen, wie todt, auf dem Teppich des Zimmers liegen sah, begann sie eine unendliche Wehklage.

„Das also ist," rief sie, „das Glück, welches Ihr uns versprochen habt? — Mein armes, gutes Clärchen! erst hat er dich um deine Ehre, deine Ruhe und nun um dein Leben gebracht! — Giebt es denn keinen gerechten Gott im Himmel mehr, der uns arme Leute gegen die Großen in Schutz nimmt und sie vor's Gericht bringt?"

„Nicht unsinnig, Alte! sie ist nicht todt, nur ohnmächtig, und ihr ist hier nichts Uebles widerfahren. Kommt sie zu sich, so wird sie dir selbst erzählen, wie sie hergekommen ist! Laß' sie nur ruhen; du siehst, sie schläft. Der Schlmmer wird sie erquicken. Jetzt spreche ich mit dir. Ich will dir nicht vorwerfen, wie du selbst aller Zucht und Ehre vergessen warst, als du meine Besuche mit dem Deckmantel der christlichen Liebe bedeckt und dafür von mir Geld genommen hast! — Deine Verwünschungen, die du auf der Zunge hast, sind dir schon längst mit Chremnitzer Ducaten abgekauft. Sie verunstalten blos dein Gesicht; weiter gehen sie mich Nichts an!"

„O, du heilige Mutter Gottes," seufzte die Alte, „sieh' nur an, wie gottlos er mit uns verfährt!"

„Nun will ich aber endlich," fuhr der Graf fort, „Ruhe vor Euch haben! In Euren Verhältnissen ist Eure größte Unehre der Mangel. Diesem kann ich abhelfen!" Mit diesen Worten wühlte er in seiner Chatouille herum und forderte die Alte auf, zu ihm zu kommen.

Wie sie einen Blick in das flammende Gold hinein that, seufzte sie schwer auf und sagte: „Wie glücklich sind die Reichen! hätten wir nur eine Handvoll davon gehabt, wir wären vor allen Missethaten bewahrt gewesen!"

„Falte deine Schürze zusammen! Hier! Hier!" Mit diesen Worten warf der Graf ihr drei Hände voll hinein; es schauerte ihm selbst inwendig dabei; denn der Gedanke: daß man dem Verschiedenen auf den Sarg drei Hände voll Erde werfe, fuhr ihm unvermuthet durch den Sinn, so daß er unwillkürlich in einer Anwandlung von Aberglauben ihr noch eine vierte Hand voll Ducaten zu den andern hinunterklingen ließ.

„Verstehe mich aber!" setzte er streng hinzu; „sobald Ihr reisen könnt, kehrt Ihr in Eure Heimath nach Grätz zurück und untersteht Ihr Euch irgendwie mir Uebles nachzureden oder Euch wieder zu mir zu drängen, so zittert vor meinem Zorn!"

Die Alte gelobte die tiefste Verschwiegenheit an und küßte ihm die gnädige Hand.

Nepomuk hatte unterdessen sich bemüht, Clärchen wieder in das Leben zu bringen. Während er mit Eau de Cologne ihr die Schläfe rieb, war ihm doch zugleich der goldene Regen nicht entgangen, welcher auf die Mutter Clärchens herunterfiel.

„Nepomuk!" befahl der Graf, „führe die beiden Damen in ihr Logis zurück, sobald das Fräulein sich erholt haben wird!"

„Zu Befehl, Eure Gnaden!" versetzte Nepomuk und richtete Clärchen, welche allmälig wieder zu sich kam, in die Höhe, der Graf aber ging hinaus, ließ sich seinen Mantel umwerfen und ging allein hinweg, um sich auf die Polizei zu begeben.

Achilleus hatte ihn so tief gedemüthigt, daß sich seine Seele krümmte, wie ein Aal, welcher lebendig in Essig geworfen, an das Feuer gesetzt ist. Er glaubte sich es schuldig zu sein, seinem gedemüthigten Feinde, welchen er in Ketten und Banden zu finden hoffte, triumphirend unter die Augen zu treten.

So hatte er noch niemals einen Menschen gehaßt, wie ihn; und ihn zu zertreten, war ihm im Voraus der süßeste Gedanke, welchen er je gehabt hatte.

Er ging bei sich alle Mittel durch, welche den Griechen so recht langsam zu foltern im Stande sein könnten. Er mußte vor sich laut auflachen, als ihm einfiel, morgen zu seinem Hochzeitsfeste den Gefangenen den Abhub seiner Tafel schicken zu wollen und besonders an Achilleus eine Flasche Champagner, um sie auf Gesundheit des Gebers zu leeren! —

In diesen Gedanken trat er in das Polizeigebäude.

Polizeisoldat trat ihn barsch an und sagte: „Es wird nicht mehr spedirt! kommt ein anderes Mal wieder; der Herr Wachtmeister hat seine Sessionsstunde!“ —

„Du kannst höflicher sein!“ entgegnete Graf Joseph und schlug den Mantelkragen zurück, daß sein Gesicht frei und von der Lampe in der Hausflur beschienen wurde.

„Verzeihen Eure Gnaden,“ stotterte der Soldat, „ich hab' Sie halt nit gekannt!“

„Ruf' den Wachtmeister!“ befahl Graf Joseph und hüllte sich wieder in seinen Mantel.

Der Wachtmeister kam und fragte unterthänigst: „Was schaffen Eure Gnaden?“

„Hat die Wache nicht vor Kurzem,“ versetzte er, „den jungen Griechen Achilleus hier abgeliefert?“

„Das schon!“

„Er ist doch geschlossen?“

„Geschlossen?“

„Mit Ketten!“

„Mit Ketten?“

„Willst du mein Echo sein? — Was heißt das?“ fragte streng und gespannt der Graf.

„Eure Gnaden erlauben, der junge, hübsche Mensch gehört zu der mobilen Garde des Herrn Chevaliers; da hier hat er die Freipaßkarte für Jeden, der sie vorzeigt, hier abgegeben. Es steht ganz richtig darauf eingestempelt das Wappen Eurer Gnaden und darüber sind die drei Zeichen! —“

„Bist du verrückt?“

„Verrückt?“ antwortete der Wachtmeister.

„Du, mein' ich.“

„Ich, Eure Gnaden?“

Graf Joseph stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße auf das Pflaster.

„Verzeihen, — wer Papiergeld ausgiebt, muß es halt auch wieder einnehmen; und es wird denn auch Alles ganz in seiner Ordnung sein, ich habe ganz gethan nach meiner Instruction.“

Graf Joseph zerschlitzte vor Unmuth das seidene Taschentuch, welches er in der Hand trug, und herrschte zum Wachtmeister: „Schweig'! dumm hast du gehandelt!“

„Dumm? Eure Gnaden haben die Instruction gegeben, und soll ich nicht darnach thun, so haben Sie nur zu befehlen!“

„Es ist ein Betrug mit dieser Karte vorgegangen; schnell, biete das ganze Personal auf, dieser Grieche ist das gefährlichste Subject, was hier in Verona zu finden ist!“

„Das muß ja ein Hauptspitzbub' sein! Verlassen sich darauf Euer Gnaden; — der Mensch wird noch eingefangen, sobald wir ihn kriegen!“

„Schickt nach Nicolo,“ fuhr der Graf fort, „Nicolo soll zu mir kommen! Sobald der Neugrieche eingebracht ist, rapportirt Ihr mir!“

„Sobald er eingebracht ist, Euer Gnaden!“

Unwillig begab sich der Graf hinweg in der Absicht, zu dem Chevalier zu gehen, um dem Unterschleife mit der Karte, durch welche Achilleus sich befreit hatte, auf die Spur zu kommen.

Der fürchterliche Argwohn, daß vielleicht irgend ein einflußreicher Diplomat des Auslandes oder vielleicht gar die Propaganda ebenso gut, wie er, in Verona eine geheime Polizei besolde, welche ihm seine Plane kreuze, ging ihm durch die Seele.

Als er jetzt um die Straßenecke biegen wollte, hörte er seinen Nepomuk mit Clärchen und ihrer Mutter sprechen. Er zog sich zurück und langsam an ihnen vorüber; zwischen ihrer Mutter und Nepomuk wankte Clärchen. Nepomuk recitirte aus der Ahnfrau:

„Kannst du mich so leiden seh'n?
Soll ich hier vor dir vergeh'n?
Laß' dich rühren meinen Jammer,
Laß' mich ein in deine Kammer.
Hat die Liebe je verwehrt,
Was die Liebe heiß begehrt?"

„Es kommt Alles auf Sie an, gnädiges Fräulein," fuhr er jetzt in Prosa fort. „Ich habe mich nun einmal in Sie verliebt, als Sie ohnmächtig in meinen Armen lagen, gerade wie die Bertha in der Ahnfrau, und wenn Sie wollen, so geh' ich zum Herrn Grafen und frage um seinen gnädigen Permiß zu meiner Heirath!"

„Nein! Nein!" versetzte Clärchen, „ich bin ein armes Geschöpf und nicht werth der Hand eines redlichen Mannes!"

„Nicht so gar arm, als Sie vielleicht denken," versetzte Nepomuk und fuhr mit Grillparzer fort:

„Hat doch keine wilde Bärin
Mich im rauhen Forst geboren
Und mit Tigermark genährt,
Steht auf meiner offnen Stirn
Doch der heitre Name: Mensch!
Und der Mensch hat seine Grenzen!"

„Sehr viele Ehre für uns, Herr Nepomuk!" nahm Clärchens Mutter das Wort, „besuchen Sie uns nur, so oft es Ihnen gefällt; denn morgen und übermorgen kann mein Clärchen doch noch nicht abreisen; sie ist noch zu sehr angegriffen!"

„Eure Gnaden,“ entgegnete Nepomuk, „sind mein Schutzengel!“

„Meine Bertha, sei nicht strenger,
Als der strenge Richter, Gott,
Der mit seiner Sonne Strahlen
In des Sünders letzten Qualen
Noch vergoldet das Schaffot.“

In diesem Gespräche kamen sie an Graf Joseph vorüber, welcher höhnisch in sich selbst hineinlachte und seinen Weg zum Chevalier fortsetzte.

Jetzt hörte er plötzlich schlanke, kecke Schritte durch die Quergasse einherkommen. Er kehrte sich um, und in stolzer Haltung schritt dicht an ihm vorüber über die Hauptstraße in die andere Gasse hinein Achilleus mit Thriaki, welcher sich zu ihm gefunden hatte.

Joseph stand eine Weile da, wie versteinert. „Pfui über mich!“ sagte er endlich zu sich, „daß mich dieser Grieche schon durch seine Erscheinung verblüfft. Konnte ich ihn nicht halten und um Hülfe rufen?“ In seinen Ohren klang ihm das Echo des Polizeiwachtmeisters nach: „Sobald wir ihn kriegen!“ Er eilte ihm jetzt nach in die zweite Straße, aber er war nicht mehr zu sehen oder zu hören; Graf Joseph kehrte wieder um und setzte seinen Weg fort.

Da es auf den Straßen ganz still geworden war, so hörte Joseph den Wiederhall seiner eigenen Schritte. Es kam ihm vor, als wenn Jemand in seine Fußtapfen ihm nachtrete.

Auf einmal jedoch schlichen sich an ihn zwei Kerle heran.

„Wer ist Er?“ rief der Eine.

„Seine Legitimation!“ der Andere.

„Wer seid Ihr?“ fragte barsch der Graf.

„Hoho! nur höflich!“ versetzte der Eine, „Leute, die Nachts allein auf der Straße gehen und mit sich disputiren sind ganz verdächtige Menschen! Er ist ein verdächtiger Mensch!“

„Unverschämt!“ versetzte der Graf Joseph und flüsterte dann dem Einen etwas in's Ohr.

„Eure Gnaden!“ entgegnete dieser, „werden uns nicht übel nehmen, daß wir Sie angehalten, wir sind auf einen gewissen Herrn Achilleus aus, den wir noch nicht haben!“

„Eben ging er über die Straße,“ versetzte der Graf, „und dort zur Gasse hinein! — Beeilt Euch! eine besondere Belohnung sollt Ihr haben, wenn Ihr ihn stellt!“

„Unterthänige gute Nacht, gnädiger Herr!“ riefen die Beiden und verschwanden im Dunkel der Gasse.

„Ist es mir doch,“ sagte jetzt Graf Joseph zu sich, indem er seinen Weg fortsetzte, „als verhöhnten mich heute die bösen Geister meines Schicksals. Es geht mir, wie einem römischen Triumphator, hinter dem Triumphwagen singen die Cohorten Spottlieder auf ihren Cäsar. Es ist der neckischste Polterabend, den ich vor meiner Hochzeit haben kann. Pah! man muß der Sache eine scherzhafte Seite abgewinnen. Freund Gentz würde sagen: „Wen das Schicksal nicht mehr foppt, dem fehlt Salz und Gewürz zum Braten!“

Mit diesen und ähnlichen Gedanken hatte er sich wieder in eine gute Stimmung hineingelogen, als er in das Logis des Chevaliers trat.

Mit trübem, langem Gesicht empfing ihn der aufwartende Diener, ein alter Corporal des Chevaliers.

„Wie befindet sich dein Herr?“ fragte Joseph.

„Auf der Retirade!“ versetzte der Diener; „sein Tornister ist gepackt, und der Tambour steht vor der Thür, um Alarm zu trommeln!“

„Ist keine Hoffnung mehr vorhanden?“

„Zum Avancement in das Himmelreich, wenn ihm der Teufel nicht im Hinterhalte liegt. Tretet nur ein, Herr Graf! und seht selbst, was für ein spanisches Gesicht er macht!“

Als Graf Joseph eintrat, wehte ihn ein eigener Schauder an; doch trat er an das Lager.

Der Chevalier röchelte aus tiefer Brust. Seine Lippen schienen heftig zu sprechen, ohne daß man etwas hören konnte; endlich zuckte er zusammen, wie von einem Schlage auf die Schulter; er machte die Augen weit auf, und ihre wunderlichen Blicke hefteten sich in das Gesicht des Grafen.

„Ergieb dich, Spion!“ rief er, sprang in die Höhe, packte die Hand des Grafen, schlug um sie krampfhaft seine Finger und stürzte dann mit dem Rufe: „Vive l'empéreur!“ auf das Bett zurück und war todt.

Der Graf war vor Schreck auf die Kniee niedergesunken und suchte mit Anstrengung, wie Don Juan im letzten Acte, seine gefangene Hand aus der kalten, marmornen des Todes zu befreien.

Sechstes Capitel.

In der Wohnung des Ritters Malavilla waren in dieser Nacht seine und Antonio's Diener und Dienerinnen und viele besonders gedungene Arbeiter beschäftigt, theils um den Reisewagen im Hofe zu packen, theils um zugleich zur Vermählung seiner Tochter mit dem Grafen die Zimmer und die Capelle zu schmücken. Ueberall war der Ritter gegenwärtig, um anzuordnen und anzutreiben. Bald stand er unten bei dem Wagen und sah nach, ob die Koffer wohl versichert würden, bald in dem großen Zimmer, wo Gardinen an den Fenstern aufgemacht wurden, bald im Vorhause bei den Gärtnern, welche ihre Gewächshäuser noch gegen Abend geplündert hatten, um Laub und Blumen zu Kränzen herbeizuschaffen. „Auf der Reise muß der Herr sich nicht schämen, sein eig'ner Diener zu sein," sagte er zu Santello, welcher zu ihm in die Küche trat, wo der Koch und seine Jungen mit Töpfen und Tiegeln handthierten.

„Ich bringe hier unsere Ines zurück," entgegnete Santello, indem er sie hinter sich hervor und zur Thür hereinzog.

Ines machte einen steifen Knix und zeigte eine beleidigte Miene.

„Da seid Ihr ja wieder, Ines!" rief der Ritter, „ich hoffe, daß Ihr Zeit gehabt, Euch auszusinnen, wie weit Euer Revier in meinem Hause geht, und wo es aufhört."

Ines machte wieder einen Knix und schwieg.

„Kann Sie keine Antwort finden?“ fragte der Ritter.

„Ich bewundere nur,“ versetzte sie spitz, „wie Don Malavilla seit meiner Entfernung sich so gut in der Wirthschaft eingerichtet hat! Hätte ich gedacht, daß ich so bald ersetzt sein könnte, ich hätte bei den barmherzigen Schwestern ruhiger sein können, als ich gewesen bin.“

Sie brach jetzt in ein bitteres Weinen aus und schluchzte dazwischen: „Wer hätte auch das gedacht, daß man so bald überflüssig sein und verstoßen werden könnte, ach, ich erbarmungswürdigste aller Duennen in den beiden Reichen von Castilien und Arragonien!“

„Schon gut, Ines!“ versetzte der Ritter, „geht nur hinein zu Donna Isabella und fragt nach ihren Befehlen. Ihr werdet heute noch genug zu thun bekommen.“

Ines begab sich auf diese Weisung in das Zimmer Isabellens.

Wie sie eintrat und Isabella sitzen sah, tief in den Schleier verhüllt, ohne von ihr bemerkt zu werden, begann sie noch lauter zu weinen und zu wehklagen: „O du grausamer Don! so an seinem eigenen Kinde zu handeln! Ja, ich will, ich muß es ihm noch sagen, daß er ein kieselherziger Barbar, ein Kindesmörder ist!“

Isabella hatte sie erst bei dieser Rede erstaunt angestarrt, jetzt sprang sie empor und fiel ihr um den Hals mit den Worten: „Daß ich dich wieder habe, meine Ines, dich zu dieser Zeit! Nun habe ich doch Jemand, der es vom Herzen gut mit mir meint. Weißt du denn schon, daß ich gezwungen werde, dem Grafen Joseph zum Altar zu folgen? — Weißt du es schon?“

„Und Ihr habt Euer Jawort gegeben?“ fragte Ines.

„Das hat Niemand von mir begehrt! denn auf mich kommt Nichts mehr an!“

„Und das könnt Ihr Alles so dulden, armes, gutes Kind? Denkt Ihr denn noch an den schönen Achilleus? Bekümmert er sich denn gar nicht mehr um Euch?“

„Ich habe ihn nur einmal aus der Ferne gesehen!“

„Weiß er, in welcher fürchterlichen Lage Ihr seid?“

„Vielleicht! Gegen Abend hatte ich Gelegenheit, ihm einige Zeilen zu schreiben, welche Francesca an ihn bestellen wollte. Ach, theure Ines, mir bleibt Nichts mehr übrig, als die Verzweiflung. Meine Gedanken flattern herum, wie Vöglein, die durch das Fenster in ein Zimmer geflogen und nun darin gefangen sind. Es ist nur noch ein Ausweg übrig. Schwöre mir bei der Asche deines Vaters, Nichts zu verrathen!“

„Bei den Gebeinen aller Heiligen und dem Sarge meines Vaters und seiner Asche!“

„Ich vertraue dir. Mein Entschluß ist gefaßt, seitdem bin ich ruhig. Mein Vater soll seinen Willen und Wunsch erfüllt sehen. Ich habe ihm gesagt, daß ich lieber sterben würde, als die Gemahlin des Grafen werden.“

„Und was sagte er?“

„Daß er mich lieber todt sähe, als ungehorsam; denn es wäre besser, daß die Ehre unseres Hauses nicht getrübt würde, als daß ich lebe zu seiner Schande. Ich will nun das Aeußerste erwarten. Ich will gehorsam sein!“

„Und das könntet Ihr Achilleus, dem jungen griechischen Fürsten, zu Leid' thun?“

„Mein Vater,“ fuhr Isabella fort, „soll auch ruhig abreisen; ich will ihm die letzte Freude gönnen.“

„Und dann?“

„Werde ich hoffen, daß Achilleus den Grafen auf Leben und Tod zum Zweikampfe fordert oder sonst unsern Feind zwingt auf mich zu verzichten!“

„Isabella! seid Ihr bei Sinnen? Das sind nichtige Hoffnungen. Mir sieht der Graf nicht darnach aus, als ob er sich in die Gefahr begebe, in welcher er umkommen könnte! Habt Ihr keine andere Aussicht?“

„Die letzte!“ versetzte Isabella. „Ich will mich einsperren in der Hochzeitskammer, den Grafen nicht einlassen und beten die ganze Nacht durch zu allen Heiligen um Hülfe und Rettung.“

„Und wenn nun die Heiligen sich nicht erbitten lassen?“

„Bricht dann der Morgen an, und ist noch keine Hülfe da, so stoße ich mir ein Messer in das Herz, und Alles ist vorüber.“

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“ rief Ines und stürzte nieder auf die Kniee, „sieh’ herab auf dieses Elend und bitte für ihre arme Seele! — Ist denn gar keine Hülfe mehr auf Erden?“

„Kennst du einen andern Ausweg, wie ich den Gehorsam zu meinem Vater mit meiner Freiheit und Liebe vereinigen kann, o wie so gern will ich ihn einschlagen!“

Jetzt kam Francesca herein, Isabella streckte ihre Hände nach ihr aus, als erwartete sie von ihr Trost und Rath.

„Noch ist Nichts verloren!“ flüsterte ihr Francesca zu. „Darf Ines meine Nachrichten mit anhören?“

„Ines kann schweigen,“ versetzte die Duenna.

„Geliebte Freundin,“ erwiederte Isabella, „zög’re nicht länger mit guter Nachricht, hast du welche für mich?“

„Achilleus,“ fuhr Francesca fort, „hat den Grafen zum Rencontre zwingen wollen, und dieser hat sich hinter die Polizei geflüchtet, welche jetzt den verwegenen Griechen aufsucht.“

„Schmach über den feigen Grafen!“ rief Isabella entrüstet; „doch Achilleus? ist er gerettet?“

„Er ist zunächst in Sicherheit,“ flüsterte Francesca noch leiser, „er athmet mit dir unter einem Dache.“

„Hier! Achilleus hier?“ rief Isabella.

„Pst!“ beschwichtigte sie Ines, „still! sonst verrathet Ihr ihn.“

„Wir haben ihn oben in dem Raritätencabinete meines Bruders bei unserem Freunde Arnold verborgen, welcher mit ihm abreisen will. Er wünscht Euch noch einmal zu sehen und zu sprechen.“

„Gott vergelte dir,“ entgegnete Isabella, „deine Liebe und Güte, Francesca! Du schenkst mir das Leben.

Nun hoffe ich wieder, und doch weiß ich nicht, wie auch er zu helfen im Stande sein könnte."

„Verzagt nicht, Donna Isabella!" entgegnete Ines, „so lange er noch hier ist, braucht Ihr nicht zu verzweifeln."

„Wenn und wie," fragte Isabella, „kann ich ihn sprechen? Ich muß ihn sehen! — Mein Gott, was fang' ich an?"

„Von seinem Verstecke aus kann er in das Eckfenster unseres Hauses gegenüber sehen.

„Wenn im Hause Alles ruhig ist, und Ihr ihm seine Bitte nicht versagen wollt, so soll ich eine Lampe an das Fenster stellen. Bei diesem Zeichen will er hinunter in die Capelle kommen und Euch dort erwarten."

„Wie aber erhalten wir den Schlüssel zur Capelle?" versetzte Isabella.

„Laßt das meine Sorge sein," entgegnete Ines, „die Mägde sind unten beschäftigt, sie mit Guirlanden zu schmücken, ich will die Arbeit übernehmen und so lange damit zu thun haben, bis der Pfaffe und der Ritter sich niederlegen müssen, um zu schlafen."

„Welche Angst befällt mich nun mit einem Male?" seufzte Isabella, „mir thut das Herz so weh! Es ist wohl ein herbes Leid, dem Freunde ein ewiges Lebewohl sagen zu müssen. Doch hinweg, ihr trüben, bösen Gedanken! — Ich will mich freuen und die letzte Minute, welche mir vergönnt ist, um ihm noch einmal in die großen, braunen Augen zu sehen."

„So will ich denn," unterbrach sie Francesca, „so lange wach bleiben, bis Ines zu mir kommt und mir sagt, daß ich die Lampe an das Fenster stellen kann."

„Meine Francesca!" rief Isabella und warf sich um den Hals ihrer Freundin.

„Du bist doch glücklich," versetzte Francesca, „dein Geliebter ist dir nahe, du wirst ihn doch sehen, und an seinem Herzen ruhen. Ein Augenblick der vereinigten Liebe wiegt ein ganzes Leben auf. Ich denke mir es

so schön, geliebt, in der schönsten Jugend plötzlich zu sterben, ehe noch das Leben und die Liebe verblichen ist. Gute Nacht, du Schöne und Liebe!"

Mit diesen Worten riß sie sich von ihr los und floh hinweg.

Jetzt trat der Ritter ein und sagte: „Sieh', deine Aeuglein sind ja wieder hell! Das freut mich, mein Täubchen. Du bist mein gehorsames Töchterchen; nicht wahr?"

„Ihr habt über mich verfügt, mein Vater, und mir bleibt Nichts mehr übrig, als willenlos dem nächsten Tage entgegen zu gehen. Ich wünsche, daß Ihr zufrieden mit mir von Verona scheidet, so wie ich entschlossen bin, ruhig der Sonne Ade zu sagen."

„Ich liebe nicht auf Schrauben gestellte Worte! Ich will, daß Ihr mir fröhlich gehorcht, Donna Isabella!"

Er sah sie jetzt mit versteinernden Blicken an und stand vor ihr hoch aufgerichtet, wie ein ehernes Bild.

„Meinetwegen," versetzte Ines, „sperrt mich wieder in das Kloster, oder jagt mich hinaus in die weite Welt; ich sage Euch doch: es ist nicht gut gethan, eine Braut vor ihrem Hochzeitstage mit harten Worten zu bekümmern. Ei, Don Malavilla, einem Bräutchen muß man gelind zusprechen! Ihre Mutter wird ihre Brautthränen so gut geweint haben, wie sie jetzt selbst. Nein, gewiß Herr Ritter, das gehört zum Brautstand! — Eine Braut hat große Rechte und wer diese nicht achtet, der ist kein Cavalier."

„Wird sie schweigen, Frau Weisheit?!" entgegnete der Ritter, doch mehr freundlich, als finster.

„Schweigen?" fragte Ines, „hat mich nicht Gott der Herr zu einem Frauenzimmer gemacht, und ich soll schweigen? Das ist ja zum Sterben!"

„Meinetwegen! meinetwegen!" sagte der Ritter, „erlaubt mir nur, der Jungfer Braut zu befehlen, jetzt zu Bette zu gehen und einen guten Schlaf zu halten, damit sie morgen früh hübsch munter wieder aufsteht!"

„Zum letzten Male mit dem Kränzchen! Das sag' ich Euch gleich, Don Malavilla, morgen früh geht erst das Weinen an, und ich helfe dazu und die Mägde im ganzen Hause."

„Daß Euch die Sündfluth verschläng'!"

„Gute Nacht, lieber Vater!" sagte jetzt Isabella, küßte seine Hand und entfernte sich in das Schlafzimmer.

„Erlaubt Ihr mir auch," versetzte jetzt Ines, „Euch an das Bett zu erinnern! Wenn Ihr morgen erst die Hochzeit mitmachen und dann reisen wollt, so wird Euch ein Schlummer diese Nacht recht wohl thun; — Ihr seid doch gerade auch kein Jüngling mehr."

„Ihr habt Recht, aber ich muß noch überall zusehen; denn wo des Herrn Auge nicht ist —"

„Da hat Ines das ihrige! Ueberlaßt mir nur Alles; jetzt gehe ich in den großen Saal, dann in die Küche, hernach in den Keller und später in die Capelle, um dort ein Kränzchen aufzuhängen."

„Ich will mich auf Euch verlassen," versetzte der Ritter, „und schlafen gehen, aber, — daß Ihr mich früh um fünf Uhr weckt! Habt Ihr mich verstanden?"

„Um keine Minute früher oder später," entgegnete lustig Ines, „poche ich an Eure Kammerthür; erst einmal mit dem Finger und, wenn Ihr nicht hören wollt, mit der Hand! Gute Nacht, Herr Brautvater!"

„Gute Nacht, Schwätzerin!"

Der Ritter entfernte sich jetzt nach seinem Schlafzimmer, und Ines sprach für sich: „Schlaf' nur, du grausamer Wütherich! Wenn meine Bitte im Himmel was gilt, so soll deine Nachtmütze ein Taubennest werden!"

Sie schlich nun in das Schlafzimmer Isabellens, welche angekleidet auf dem Bette ruhte.

„Nur nicht ängstlich, geliebte Donna!" flüsterte Ines; „es geht Alles besser, als wir denken! Haltet Euch nur ruhig; ich gehe jetzt und scheuche die fremden Leute aus dem Hause und die unsrigen in das Bett, wenn sie

dann Alle ruhig schlafen, komme ich wieder, um Euch abzurufen."

Mit diesen Worten begab sich Ines wieder fort, Isaballa aber seufzte und drückte die Hand auf das pochende Herz.

Nachdem sie eine Weile so gelegen hatte, verschleierte ihr der Schlummer die Augen. Ihr war es, als müsse sie Rosen über sich werfen, je mehr sie aber spielend über den Kopf zurückwarf, desto mehr lagen um sie herum, daß sie sich endlich fürchtete, ganz darin begraben zu werden. Nun war es ihr, als sagte Jemand ihr in das Ohr: „Die arme Schlange!" Und jetzt sah sie einen Adler herunterschießen, die Rosen stoben aus einander und daraus zischte eine graue, häßliche Natter empor; doch schon hatte sie der Adler im Genick gepackt und in Todeszuckungen lag der Wurm unter seinen Fängen.

In diesem Traume halb wachgeworden und doch vom Schlaf umstrickt, hörte sie jetzt ihren Namen sich in das Ohr rufen. Sie fuhr empor, und Ines stand wieder vor ihr.

„Nun, Gott segne Euer ruhiges Gemüth," sagte Ines, „der Liebeskummer läßt Euch doch recht sanft schlafen. Es ist schon spät nach Mitternacht, und die Lampe steht schon seit einer Viertelstunde drüben im Fenster. Im Hause sind Alle zur Ruhe, und der Pfaff' ist nicht heimgekommen; er wacht mit Gebeten bei der Leiche des Chevaliers Bartolo!"

Isabella starrte sie mit weitoffenen Augen an, als müßte sie sich erst auf sich selbst besinnen.

„Und der redliche Achilleus," fuhr Ines fort, „ist schon längst in die Capelle hinuntergegangen; — und Ihr besinnt Euch wohl noch?"

„Achilleus!" rief Isabella, „mein Achilleus, bist du da?" Sie küßte den Ring, den sie von ihm an der Hand trug, erhob sich schnell vom Lager, warf die Mantille über und folgte ihrer Duenna hinunter in die Capelle.

Siebentes Capitel.

Achilleus saß wieder auf den Stufen des Altars, aber so sehr hatte sich seit der Nacht, wo er hier vor dem Bilde der Panagia sich mit Isabella verlobt hatte, Alles geändert! Damals war sein Leben noch frisch und grün, damals hatte er noch gehofft, den Congreß für sein wiedererwachendes Vaterland zu gewinnen, damals hatte er das Herz der schönen Isabella errungen, und alle seine Wünsche schien ein glücklicher Erfolg zu krönen. Wie viel Bitteres hatte er seitdem erlebt! An der Schwelle der schönen, heiligen Stunde, welche ihn auf ewig mit Isabella zu verbinden schien, hatte der Mord auf ihn gelauert, welchem der Chevalier nun zum Opfer gefallen war, hatte ihn die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale seiner Schwester Irene, dann die Resolution des Congresses, welche sein Volk wieder unter das Henkerbeil des Osmanli beugen wollte, und die Rache des Grafen Joseph mit der verfolgenden Polizei erwartet, und jetzt sollte er auf ewig seiner Liebe Ade sagen. So waren alle seine Wünsche und Hoffnungen und er selbst an dem Leben gescheitert. Mit bitterer Scham mußte er sich gestehen, daß seine und seines Volkes Feinde über ihn triumphirten. Wie zum Hohne schienen ihm die Säulen und der Altar der Capelle mit Guirlanden und Blumenkränzen behangen, um ihm seine Ohnmacht zu zeigen.

Er lächelte schmerzlich bei dem Gedanken, daß er jetzt, wie ein feiger Dieb, im nächtlichen Dunkel herum-

schleichen mußte, um seinen Feinden zu entgehen, welche er doch so tief verachtete.

„Ich bin umstellt von Netzen, bedrängt von Jägern und Hunden," sagte er bei sich selbst, „und muß mich zu Tod hetzen lassen von der Meute."

Seine Gedanken vergingen ihm, und, wie im anwandelnden Wahnsinne flüsterte er: „Ist denn kein Brander da, um den Kapudan Pascha den mißgünstigen Göttern in den Schooß zu schleudern?"

Er versank jetzt in ein düstres Schweigen und bemerkte nicht, daß schon lange Isabella vor ihm stand und ihn weinend betrachtete.

Ihr war es, als könne sie an seinem Anblicke nicht ihr Auge sättigen. Er war ihr in der höchsten Freude seines Daseins nicht so schön erschienen, als jetzt in seinen schmerzensreichen Träumen.

Die Lampe vor dem Muttergottesbilde warf auf ihn einen hellen Schein herab, daß seine reichen Locken, wie ein Heiligenschein, ihm um die Schläfe lagen; und so ruhig und regungslos, wie er vor ihr da saß, erschien er ihr in dem weißen Gewande mit den reichen, goldenen Verzierungen, welche hier und da im Lampenscheine mit flammenden Blumen blitzten, wie ein Heldenbild, das die Phantasie eines Malers auf die Leinwand gezaubert.

Er hatte den Ellbogen auf das Knie und die Hand unter das Kinn gestützt und sah in kummervollem Schweigen noch immer vor sich hin, als jetzt Isabella ihm lautschluchzend in die Arme stürzte.

Erschrocken schlang er seinen Arm um sie und rief: „Wer will dich mir entreißen? Isabella! du bist mein, ich halte dich an meiner Brust und decke dich mit meinem Leben!"

Da Isabella vor heftigem Weinen nicht zu Worten kommen konnte, so fragte er sie: „Liebst du mich wirklich noch?"

„Würde ich dann," versetzte endlich Isabella, „zu dir kommen in der Nacht? Müßte ich mich nicht selbst

verachten, daß ich so sehr alle Rücksichten vergesse, wenn ich mir noch selbst angehörte und ich mich nicht als deine Verlobte betrachtete?"

„Und dennoch," entgegnete Achilleus, „willst du diese Hand, an welcher du meinen Ring trägst, einem Anderen, meinem Todfeinde morgen geben, hier vor demselben Altare, wo wir uns Treue geschworen haben, und wo wir jetzt zusammen sind?"

„Du willst mich verkennen!" rief Isabella, „und so mußt du mich verachten! Wenn du wüßtest, welche unendliche Qualen ich erdulde, du würdest mich wenigstens bemitleiden."

„Und doch hast du dich nicht geweigert, einem Anderen dich verloben zu lassen, und warst du nicht mein?"

„Immer foltere mich noch länger!" versetzte Isabella, „kann ich dich nicht auch fragen: warum du nicht deine Braut vor den Nachstellungen eines Andern rettest?"

Achilleus schlug sich bei dieser Frage mit der Faust vor die Stirn und rief: „Wohl hast du Recht, an mir liegt es, dich zu beschützen! Wie verachte ich mich, dir meine Ohnmacht gestehen zu müssen! Wie ich aber auch auf Mittel sinne, uns zu retten, so sind nur zwei in meine Hand gegeben."

„Nenne sie mir, o du theurer Mann!" unterbrch ihn Isabella.

„Doch erst beantworte mir die Frage," fuhr Achilleus fort, „wenn du dich streng weigertest, dich mit dem Grafen zu vermählen, was würde dir geschehen?"

„Mein Vater würde mich," entgegnete Isabella, „in das Kloster verstoßen, ihm aber würde das Herz brechen; — Achilleus, glaube mir, daß ich Alles bedacht habe, was uns nützlich sein könnte, — und ich gestehe dir, daß ein rascher, freiwilliger Tod mir edler und schöner vorkommt, als der langsam heraufgequälte in den öden Mauern eines Klosters. Ach, lieber Freund, dort kennt man entsetzliche Mittel, den Willen und das Herz zu brechen! Ich hatte daheim eine Freundin, welche in gleicher Lage

es vorzog, in das Kloster zu gehen. Nach Verfluß eines Jahres war es mir vergönnt, sie dort zu sprechen. Ich hatte mich darauf gefaßt, ihre Schönheit und Jugend vernichtet zu sehen, nicht aber darauf, auch ihre Seele verändert zu finden. O dieses bejammerswürdige Bild! Sie sah nicht elend aus, ihre Gestalt war runder und voller geworden, aber ihr Auge war dumm und tückisch, ihr Antlitz im Stumpfsinn zu einem häßlichen Lächeln verzerrt! — Nein, nein! Achilleus, nur nicht in's Kloster, lieber in den Tod!"

Bei dieser Erinnerung und diesen Gedanken schauderte Isabella in sich selbst und zitterte heftig, daß Achilleus nur mit Mühe und sanften Worten sie beruhigen konnte.

Nach einer Weile fuhr er wieder fort: „So bleiben uns nur zwei Mittel übrig, unter welchen du wählen sollst. Das erste ist: die Flucht! — wir können noch in dieser Nacht die Stadt verlassen und unseren Verfolgern einen Vorsprung abgewinnen."

Isabella zuckte freudig empor und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn, dann sagte sie: „Nun sehe ich, daß du mich wirklich liebst, da du das Gefährlichste freudig um mich wagen willst! Was will ich mehr? — Doch wie gering müßte ich mich anschlagen, wenn ich deine Freiheit und dein Leben muthwillig auf das Spiel setzte! Es ist so reizend zu denken, mit dir zu fliehen, aber die Flucht kann uns nicht gelingen; denn der verhaßte Mann hat durch seine Verbindungen große Gewalt weithin über die Länder. Kaum deine eigene Regiernng würde uns vor seiner Rache schützen können. Auch mein Vater ist geehrt von den Vertrauten der Fürsten der halben Welt; — und sein Fluch würde uns doch finden, wenn wir auch in dem finstersten Wald uns verbärgen. Was würdest du auch von deinem Weibe denken, wenn dir es später doch einfiele, daß sie die heiligste Pflicht, welche sie vor dir an ihren Vater geknüpft hat, verletzt hätte? würdest du dann ruhig an ihrem Herzen schlummern? Würdest du deinen eig'nen Vater verleugnen können?"

„Wie du mich zwingst," versetzte Achilleus, „dich immer inniger zu verehren und zu lieben, so machst du mich immer unglücklicher, da ich dich endlich doch verlieren soll. Deine süße Schönheit und dein klarer Verstand, deine Liebe und deine Pflicht stehen so sonnenhell vor mir, daß ich vor dir knieen, dich anbeten und bitten möchte: laß' mich zu deinen Füßen sterben!"

„Wenn du für mich sterben willst," versetzte mit gedämpfter Stimme Isabella, „so versprich mir, im Dienste des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde im Kampfe gegen die Feinde Christi und deines Volkes den heiligen Opfertod zu suchen!"

„Weib! Geliebte!" rief Achilleus, „du zeigst mir den Weg, deiner werth zu werden."

„Nun so nenne mir das letzte Mittel," erwiederte Isabella, „das du zu unserer Rettung erdacht hast."

„Mir ist, als wenn ich mich jetzt schämen müßte, es dir zu nennen, du Heilige!" entgegnete Achilleus. „Ich dachte daran, morgen am Traualtare den Grafen, nachdem ich ihn vergeblich zum Zweikampfe zu bringen gesucht habe, mit dem Dolche niederzustrecken."

„Nicht so entsetzlich, als du meinst," versetzte Isabella, „kommt mir die That vor; denn meine ganze Seele empört sich gegen sein Dasein. Mir ist, als kröche in ihm ein widerliches Thier mich an! — Wärst du geringer, als du bist, so würde ich sagen: thu' es! — aber dein hohes Leben gehört nicht dir sondern deinem Volke in seiner gräßlichen Noth; — und dann ist der Verächtliche nicht werth, daß du dich der Rache an ihm opferst."

„Und so soll ich lieber," fragte bitter Achilleus, „dich ihm ruhig überlassen?"

„Er soll mich doch nicht haben!" versetzte stolz und entschlossen Isabella; „er soll mich nicht berühren dürfen!

„Wie ich dies vollbringe, das laß' mein Geheimniß sein; wie du mich ehrst, will ich daran erkennen, daß du hier nicht weiter in mich dringst."

„Du deutest mir geheimnißvoll einen Entschluß an,'

versetzte Achilleus, „der mich in der innersten Seele erschreckt. Ich mag nicht denken, welcher herbe Gedanke in mir aufsteigt.“

„Was quälen wir uns länger,“ unterbrach ihn Isabella, „diese Stunde ist unser. Laß' uns noch ihrer uns erfreuen. Sieh', noch halte ich deine klare Hand, noch neigst du freundlich dein Haupt zu mir herunter, und ich darf mit meinem Blicke an deinem Antlitz hängen. Ich muß es mir so recht lebendig einprägen, um dich wieder aus Millionen herauszufinden, wo und wann es auch sein mag. Geliebter Mann, ich werde immer um dich sein. Wenn du in die Schlacht ziehst, auf dem Meere oder dem Lande, wirst du dann meiner auch gedenken?“

„Alle meine Gedanken müssen ewig bei dir sein!“ versetzte Achilleus, „aber ich bin zum Tode betrübt.“

„Vergiß den Schmerz des Augenblicks,“ erwiederte Isabella, „unsere Liebe geht darüber hinaus. Wenn ich gestorben sein werde, wird meine Seele immer bei dir sein! — Wenn du eine Blume am Wege siehst, die dir besonders in das Auge fällt, so denke nur: deine Isabella blickt daraus dich an; hörst du eine Nachtigall singen, so will ich in ihrem Herzen sitzen und aus ihm dir zurufen: Hast du mich lieb? — Wenn dich die Sonne erfreut, so will ich in ihren Strahlen mich um dich legen, wenn dich der Regen erquickt, dich in Tropfen umschauern. Wenn über deine kampferhitzte Stirn ein kühles Lüftchen dir fächelt —“

„Du bist überall bei mir!“ rief Achilleus; „deine Worte sind, wie Flammen, in welchen mein irdisches Dasein sich verzehrt, daß meine geläuterte Seele jubelnd aus Schmerz und Tod sich emporschwingt.“

„Und nun, du Geliebter, laß' uns scheiden, denn die Nacht will entweichen! Sieh' mich nicht an mit so kummervollen Augen, unsere Schicksale beschließen die Heiligen im Himmel. Zerdrücke mich nicht in den Qualen dieser Stunde, damit ich ruhig bleibe zu meinem letzten Entschluß. Vergiß nicht, daß du mir geschworen hast, dein

Leben deinem Volke zu schenken; — und nun verlasse mich; denn ich will noch für dich beten."

„Stoße mich nicht von dir!" versetzte Achilleus, „ich kann nicht von dir gehen."

„Doch sei barmherzig gegen deine unglückliche Braut!" entgegnete Isabella. „Warum sinkst du auf die Kniee?"

„Gieb mir deinen Segen!"

„Ich küsse deine Stirn," sagte Isabella, „und Gott lasse unter ihr Gedanken reifen, große, mächtige Heldenthaten! Ich küsse deine Augen, die Sterne deiner Isabella, welche ihr leuchten durch das Dunkel des Lebens und des Grabes! — Ich küsse dir deine Wangen, — unsere Schutzheiligen mögen nicht von ihnen die Todesfreudigkeit nehmen, wenn jede andere Lebensfreude dir untergehen sollte; — und in diesem Kusse vermähle ich dir meine Seele."

Ihre Lippen glühten zusammen, bis Isabella in sich zusammensank und ohnmächtig in seinen Armen lag.

In diesem Augenblicke war es ihm, als wäre die Erde unter seinen Füßen entwichen und er flöge mit ihr empor zu dem ewigen Frühling und der himmlischen Freiheit entgegen.

Doch jetzt schlug sie die Augen auf; sie sah ihn eine kurze Weile wieder an, dann verbarg sie ihr Gesicht auf seiner Brust.

Achilleus vermochte kein Wort zu sprechen, so heilig und groß war ihm dieser Augenblick.

Jetzt löste sie sich aus seinen Armen, winkte ihn hinweg und sank nieder auf die Kniee vor dem Altar.

Achilleus wandte sich ab, um zu gehen; wie Messerstiche ging es ihm durch seine Brust: er sah sich noch einmal um. Isabellens Augen flammten, wie Sonnen, empor zu der Panagia, welche sich freundlich zu ihr herunter zu neigen schien. Er schlug jetzt die Hände vor seine Augen und eilte hinweg; die Kniee brachen ihm, als er die Stufen hinaufstieg, und als er in die Stube zu Arnold trat, stürzte er sich in unendlichem Schmerze nieder auf den Boden und drückte die Brust, in welcher ihm das Herz zerspringen wollte, auf das Estrich.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Die wichtigsten Fragen des Congresses waren erledigt und die Monarchen rüsteten sich zum Aufbruche. Hier und da waren schon die Reisewagen vorgefahren, und die Abschiedsvisiten waren an der Tagesordnung. Der Magistrat der getreuen Stadt Verona hatte schon zu verschiedenen Abenden die große Illumination angekündigt, welche den hohen Gästen zu Ehren Licht in die Nacht bringen sollte; aber ein heimtückischer Regenguß, welcher sich immer gegen Abend einstellte, hatte bis jetzt das Werk des Lichtes verhindert. Noch nie mochte in Verona so viel vom Wetter gesprochen worden sein, als in diesen Tagen. Da Persico erschien in der Magistratssitzung jeden Morgen mit einem trostloseren Gesichte und der wiederholten Nachricht: „Die Wettergläser und die Staatspapiere fallen stündlich!“

„So lange der Versuv,“ versetzte eine andere Magistratsperson, „noch immer nicht aus der Revolution herauskommt, werden wir auch kein beständiges Illuminationswetter erwarten können.“

„Uebrigens halte ich dafür,“ wiederholte der Cato des Magistrats seine gestrige und vorgestrige Meinung, „daß wir doch illuminiren; — die Götter nehmen den guten Willen für die That!“

Seine Meinung war endlich durchgedrungen, unterstützt von der Todesangst, in welche der Senat gerieth, als er bereits vom Aufbruche verschiedener Gäste hörte.

Man sah nun in allen Straßen vom frühen Morgen

an die unermüdlichen Vorbereitungen zu dem bevorstehenden glänzenden Abende. Schon erschienen hier und da die Transparents und auf den Fensterbrüstungen die Reihen kleiner, thönerner Lampen, wieder vor den Palästen die bretternen Gestelle, welche zur Nacht, wie Portale zum Paradiese, in tausend buntfarbigen Sternen flammen sollten.

Es war kein Mensch so gering in Verona, welchem der Congreß nicht ein goldenes Blättchen des Lebens in den Schooß geworfen, und keiner so undankbar, welcher nicht dafür ein Lämpchen an sein Fenster gesetzt hätte.

Da Persico ging jetzt mit freudig-stolzem Gefühle durch die Hauptstraßen, sah hier und da den Arbeitern an den Häusern zu und freute sich über den Glanz, welchen die Stadt zur Nacht um sich verbreiten würde.

So kam er auch an das Quartier des Grafen Joseph. Mit Schrecken gewahrte er, daß eine Herrschaft im Auszuge begriffen war. Er fragte die Diener, welche eben ein Gemälde forttrugen: „ob heute schon die Excellenz reisen wolle?"

„Zu dienen," entgegete Nepomuk, „aber nur von einem Bett in das andere. Unser gnädiger Herr beschließt den Congreß mit der Hochzeit, und ich heiße Nepomuk und spiegle mich daran."

Da Persico nahm seine Pergamentblättchen aus der Tasche und notirte sich diese Nachricht, um darüber bei dem Magistrat zu rathschlagen, ob die getreue Stadt dem Grafen ein anständiges Hochzeitsgeschenk zu machen habe.

Er steckte jetzt das Pergament wieder ein und schritt vorüber.

„Nepomuk!" rief jetzt der Portier heraus, „der gnädige Herr hat zweimal geklingelt!"

Nepomuk sprang die Treppe hinauf und fragte zur Thüre hinein: „Excellenz befehlen?"

„Da hier!" sagte Graf Joseph, „trag' dieses Billet

zum Hofrath von Gentz, und dieses an den Fürsten Iwan. Du mußt auf Antwort warten; aber komme schleunigst zurück!"

Nepomuk eilte mit seinen Aufträgen davon; Graf Joseph aber trat in seinem feinsten Festanzuge, welchen er bereits angelegt hatte, vor den Spiegel. „Ich habe heute," versetzte er mit Ironie über sich selbst, „eine recht interessante Blässe. Wie so ganz Recht hat Freund Gentz mit seiner Behauptung, welche man freilich anderswo auch hört: daß der wahre Genuß nur in der Zurüstung dazu liege; dieser selbst aber zuletzt, wie ein nothwendiges Uebel, hingenommen werden müsse."

Er sank jetzt nachlässig in den Armstuhl, kreuzte die Beine und besah die weißen Glaceehandschuhe, indem er die weitere Betrachtung anstellte:

„Was ich in frohem Uebermuthe erreichen wollte, die Demüthigung der stolzen Francesca, und zugleich die Myrthenkrone der schönsten jungen Dame, für welche meine Braut anerkannt ist, wird mir der nächste Abend gewähren. So reich und süß gefüllt ist mein Lebenskelch, und doch bin ich schon wieder satt davon, ehe ich meine Lippen damit benetzt habe.

„Doch nein! nur die fürchterlichen Auftritte mit meinem Nebenbuhler und dann mit dem sterbenden Chevalier haben meine Nerven angegriffen."

Ein Diener kam jetzt mit einer Flasche Porto herein, welche er auf den Schenktisch zu dem einfachen Frühstück stellte, welches dort zugerichtet war.

Joseph nahm ein Glas, trank es schnell aus und sagte bei sich: „Ein Surrogat zur Erwärmung des Herzens!"

Nach einer Weile fühlte er in seinen Wangen ein süßes Feuer; er trat wieder an den Spiegel hin und bemerkte mit Vergnügen, daß ein leichtes, flüchtiges Roth sich über seine Wangen verbreitet hatte.

Jetzt schlug er den Deckel vom Etui zurück, welches

der Juwelier vor einer Weile überbracht hatte, und sah den darin befindlichen Brautschmuck an.

Die großen, dunkeln Saphire blickten ihn an, wie die Augen Isabella's. „Sie hat wunderschöne Augen, das ist wahr, die schönsten, welche ich je erblickt habe; ich werde auf den Hofbällen mit ihnen brilliren können. Ja, gewiß, die ganze haute volée kann kein so feines Füßchen und kein niedlicheres, rosiges Händchen aufzeigen, wie Donna Isabella. Recht Schade, daß ihr der esprit fehlt! Daß man doch so selten eine geistreiche Schönheit findet! Doch werde ich genug um die Vorzüge, welche Isabella besitzt, beneidet werden. Ein wenig Phlegma ist in der Ehe wenigstens bequem. Da sie nicht der Liebe fähig zu sein scheint, so wird sie nicht meine Flammen vermissen. Die Clärchenzeit kann nicht wieder kommen!"

Eben trat Nepomuk ein und brachte ihm die Nachricht, daß die beiden Herren mit Vergnügen ihn zur Trauung begleiten würden und dankbar annähmen, daß er sie selbst in seiner Equipage abholen wolle.

„Ist Alles in meinem neuen Quartier bei meinem Schwiegervater eingerichtet?" fragte er.

„Alles so hübsch, als es in der kurzen Zeit geschehen konnte," versetzte Nepomuk.

„So mag der Staatswagen vorfahren," befahl Graf Joseph, „und du wirst die Schlüssel zu diesem Quartiere hier an dich nehmen."

Wie er nun dem getreuen Nepomuk die Geschenke, welche er für Isabella bestimmt hatte, einhändigte und ihm in das breite, servile Gesicht hineinblickte, fiel ihm ein, daß dieser bei Clärchen sein Nachfolger im Reiche sein werde! — Ein höhnisches Lächeln schwebte ihm leicht um den Mund, als er die Treppe hinunterging und der treue Livreeknecht immer, wie in besonderer Absicht, in seine Fußtapfen ihm nachtrat.

Seine Bedienten bildeten aus dem Hause heraus bis zum Wagen ein Spalier. Sie prangten in gelben, blau

aufgeschlagenen, reichbetreßten Röcken, kurzen, rothen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und schwarzen Schnallenschuhen.

Beim Einsteigen ließ er dem Kutscher wissen, daß er erst beim Hofrath von Gentz und dann beim Fürsten Iwan vorfahren solle.

Während der Wagen mit seiner Guirlande von gelben Bedienten fortrollte und nur Nepomuk zurückblieb, murrte dieser für sich hin:

„Als wenn der Aff' zu lachen hätte, als er mich vorhin sah! — Schau' du mich an, wie du willst; es ist lange noch nicht ausgemacht, ob ich oder du der Narr bist!“ —

Wie der Wagen um die Straßenecke verschwunden war, ging er in die Stube seines Herrn zurück, setzte sich auf das Sopha zum Frühstück und sagte zu sich: „Wohl bekomm's Euer Gnaden! Es ist doch recht wunderbar in der Welt eingerichtet, daß anderen Leuten, als den gnädigen Herrn, ein guter Tropfen Wein auch schmeckt, so gut und besser, als ihnen. Es ist doch eine wunderbare Einrichtung! und mir schmeckt's auch!

„Bin's, den jene Häscher suchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!
Bin's!“

Unterdessen hatte Graf Joseph seinen Oheim, den Hofmarschall, und seinen Freund, den Hofrath von Gentz, abgeholt.

„So wollen Sie, werther Graf,“ begann jetzt im rollenden Wagen der Hofrath Gentz die Unterhaltung, „wirklich heirathen? Ich hätte Ihnen in der That kaum einen solchen phantastischen Muth zugetraut. Ich bewundere Jeden, welcher sich zum Ehestande entschließt; Manche sollen auch darin glücklich geworden sein. Wäre ich noch jung, ich machte vielleicht aus Ennui und aus Ueberdruß an der Monotonie des Lebens einen ähnlichen Entrechat.“

„Ich glaube, Sie haben über die Ehe zu viel philosophirt!“ versetzte Graf Joseph.

„Ich habe eigentlich gar nie daran gedacht,“ entgegnete der Hofrath, „und spreche nur darüber, um Sie zu trösten.

„Doch, da fällt mir ein, daß unser Chef Ihnen für die Beibringung der russisch-griechischen Papiere dankt!“

„Ich bin entzückt darüber, daß es der Polizei gelungen ist, ihrer habhaft zu werden!“ versetzte Graf Joseph, „dafür hat sie sich noch nicht der Person des verdächtigen Griechen bemächtigen können.“

„Nichts, als Ennui, hat unser diplomatischer Kleinhandel;“ erwiederte der Hofrath; „mir kommt es vor, als trieben wir es, wie schlechte Hühnerhunde: wir schnappen nach den aufgescheuchten Vögeln und denken Wunder, was wir gethan, daß uns der Mund voll Federn hängt. Hier haben Sie wieder eine Probe unserer Klugheit: wir haben die Rockknöpfe des flinken Gesellen in den Händen, und er denkt in Sicherheit an uns mit unanständigen Gedanken. Wir haben Nichts, als Ennui, nach dem Sturze Bonaparte's.“

Jetzt hielt der Kutscher vor der Wohnung des Fürsten Iwan.

Der Fürst war beschäftigt mit der Anordnung zu der Abendunterhaltung, welche er seinem Souveraine verschaffen wollte.

Im Hintergrunde des Saales war eine Art Bühne errichtet, welche nur sehr geringe Tiefe hatte und von einem gemalten Rahmen von allen Seiten umgeben war, so daß, wenn Abends der Vorhang bei der Darstellung aufgezogen würde, das Ganze aussehen sollte, wie ein wirkliches, nur lebenglühendes Gemälde.

Malocchio war beschäftigt, die Beleuchtung so zu vertheilen, daß sie den gewünschten Effect mache.

Er hatte auf der linken Seite von der Bühne aus eine dreifache Reihe von Glaskugeln emporgereiht, auf der rechten aber zur Hervorbringung der Reflexlichter eine einfache Schnur Lampen in blauen Glaskugeln

Die Fenster waren mit rothen Vorhängen verhüllt und die Lampen zur Probe angezündet. Malocchio hatte verschiedene Coulissen gemalt, welche zu den Bildern gewechselt werden konnten. Jetzt sah man einen Felsen und wogendes Meer. Fürst Iwan hatte im Kunsteifer ein weißes Tafeltuch umgeworfen und sich als Sappho gestellt, um Malocchio, welcher vor der Scene stand, bemerklich zu machen, daß das Licht zu grell sei.

„Ich denke mir die schöne That," rief der Fürst herunter, „im Abenddämmerscheine, wo schon Licht und Schatten in einander verschwimmen. — Es muß in der Situation," fuhr er kühner fort, „eine Art Musik liegen."

„Hol' dich der —" brummte Malocchio vor sich hin und übersetzte ihm dann die unausgesprochene Redensart in die Worte: „Ew. Durchlaucht erlauben mir, dieses Fach, welches meine Kunst betrifft, ein wenig verstehen zu dürfen! Es mag wohl musikalisch sein, selbst in Dämmerung und Wehmuth in das Wasser springen zu wollen; — wenn wir aber den Moment sehen wollen, so müssen wir den Wasserspringer bitten, uns Licht dazu anzuzünden. Da wir nun überdieß ein Musikchor haben, welches die Musik dazu macht, so brauchen wir um den musikalischen Eindruck nicht verlegen zu sein!"

„Ihr müßt nur nicht aus den Augen verlieren," fuhr der Fürst fort, „daß Seine kaiserliche Majestät in der Mitte des Saales und gleich vornan sitzt."

„Seine kaiserliche Majestät," versetzte Malocchio, „würde mehr Genuß haben, wenn Allerhöchst dieselbe sich weiter zurücksetzte, damit das Bild in Ihren Augen eben zum Bilde würde; doch haben hier Euer Durchlaucht zu bestimmen."

„Da fällt mir eben ein," entgegnete wieder der Fürst, „daß es vielleicht besser ist, wenn Sappho in dem Augenblicke, wo der Vorhang in die Höhe geht, die Arme so über den Kopf gerade in die Höhe hielt, und dabei auf einem Fuße stände, wie ich jetzt, so daß man sich recht lebhaft denken könnte: jetzt springt sie!"

„Wollen Sie in dieser herrlichen Attitüde," versetzte boshaft Malocchio, „stehen bleiben, bis ich sie mir erst eingeprägt habe?"

„Ich kann nicht länger!" rief der Fürst.

„Nur so lange, bis ich Sie ordentlich gesehen!"

„Mir schlafen die Arme ein!"

„Sie zittern zu sehr mit dem rechten Fuße."

„Es geht nicht!" rief endlich resignirt der Fürst und stürzte jetzt fast wirklich in das gemalte Meer.

In diesem Augenblicke waren der Graf, der Hofmarschall und der Hofrath hereingetreten und riefen, als sie den Fürsten vom Felsen herumstolpern sahen, lachend ihm zu: „Bravo, Maestro!"

Der Fürst warf schnell das weiße Tuch von sich und eilte herunter. „Sie finden mich in großer Arbeit; doch ich bin glücklich zu Stande. Ich hatte nur dem werthen Malocchio noch einige Ideen anzudeuten; nun bin ich so glücklich, Sie, verehrtester Freund, zu begleiten auf dem rosigen Pfade zum Altar und Torus! Ihre gnädige Nachricht und Aufforderung hat mich fast erschreckt; denn so nahe hatte ich mir nicht die glückliche Stunde gedacht, welche Ihnen die schönste Dame des Congresses in die Arme führen wird."

„Durchlaucht," versetzte der Hofrath, „man muß das Glück und den Pudding heiß auftragen und essen, sonst werden beide unverdaulich."

„Immer eine geistreiche Bemerkung! immer genial!" rief lächelnd Fürst Iwan.

Unter diesen Worten waren sie vor der Thür bei dem Staatswagen des Grafen angelangt und eingestiegen.

„Und so werde ich wohl," fuhr Fürst Iwan hier fort, „darauf verzichten müssen, Sie mit Ihrer gnädigen Braut gegen Mitternacht bei der Darstellung in meinem Saale zu sehen?"

„Unser Freund," versetzte der Hofrath, „liebt, wie alte Bühnenfreunde, das Spiel hinter den Coulissen."

„Aber Sie, Herr Hofrath?" fragte der Fürst.

„Danke Ihnen," entgegnete der Hofrath, „daß Sie

mir eine schlaflose Nacht weniger machen wollen; — ich kann den Schlaf nur noch in den Morgenstunden erhaschen, wo er matt von den Krankenbetten zurückkommt."

Jetzt hielt der Wagen im Hofe vor der Wohnung des Ritters Malavilla, welcher in der Hausflur neben Santello an der Spitze seiner Dienerschaft die Gäste erwartete.

Als der Graf an der Hand seines Oheims mit dem Fürsten und dem Hofrath eintrat, ging der Ritter ihm drei Schritte entgegen und bot ihm die Hand, welche ihm Graf Joseph küßte und dabei sagte: „Mir fehlen die Worte, meine Rührung und meinen Dank auszudrücken; der Gedanke, daß ich das höchste Glück meines Lebens Ihrer Huld verdanken soll, welche Sie zu meinem Vater, mich zu Ihrem Sohne macht, überwältigt mich!"

„Ich vertraue Ihnen," entgegnete der Ritter, „den Juwel meines Hauses an, mit der Erwartung, daß er als Talisman unsere Häuser auf ewige Zeiten zum Glücke vereinigen wird!"

„Auch Sie, die Freunde meines Eidams," wandte sich der Ritter zum Fürsten Iwan und Hofrath von Gentz, „heiße ich willkommen, und bitte nur um Entschuldigung, daß bei dem Drange der Umstände, welche mich nöthigen, gleich nach der Hochzeit abzureisen, die Hochzeitsfeier nur einfach und prunklos sein kann. Doch in einer Zeit, wo mein allergnädigster König und Herr in harter Gefangenschaft nach Erlösung schmachtet, würde es mir auch wenig geziemen, geräuschvolle Feste zu feiern. Ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, wo wir das, was wir heute versäumen müssen, nachholen können. Daher meinen größten Dank, daß Sie mein Haus durch Ihre Gegenwart heute ehren wollen! Ich bitte Sie, uns zur Braut zu begleiten!"

Mit diesen Worten nahm er den Grafen bei der Hand und geleitete die Gäste durch die Reihe seiner Dienerschaft hinauf in den Saal.

Zweites Capitel.

Achilleus saß oben im Raritätencabinette in einem alten, niedrigen Armstuhle, verhüllt in eine wollene Decke; ein fieberhaftes Frosteln rieselte ihm durch alle Glieder. Antonio stand besorgt bei ihm und bat ihn, die Arznei zu nehmen, welche er ihm schicken würde; er war jedoch nicht zum Sprechen zu bringen und glich mehr einem marmornen Bilde, als einem lebendigen Menschen. Er starrte, wie besinnungslos, vor sich nieder auf den Boden, als erblickte dort sein Auge ein furchtbares Zeichen eines Zauberers, das ihn versteinere.

Thriaki, welcher die Livree eines der Diener aus dem Hause Antonio's trug, um in dieser Verkleidung keinen Verdacht auf sich zu lenken, wenn er sich auf die Straße wagen mußte, saß zu den Füßen seines Herrn und starrte ihm theilnehmend und traurig in das bleiche Gesicht.

Antonio strich Achilleus noch einmal theilnehmend über die kalte Stirn und entfernte sich dann mit Thriaki.

Arnold war unterdessen beschäftigt, seinen Reisesack zu packen. Er knieete auf dem Boden und ordnete die Papiere, welche er um sich verbreitet hatte. Jetzt fiel ihm das große Sendschreiben in die Hand, welches er in Jena mit seinen Freunden ausgearbeitet hatte, um es den in Verona versammelten deutschen Fürsten zu überreichen.

Es war sehr sauber auf Velinpapier geschrieben und in schwarz=roth=gelbgestreifte Seide eingebunden.

Es handelte von der Wiederherstellung des deutschen Reiches, welche die ritterliche Jugend Deutschlands von dem großen Fürstentage in Verona erwarte.

Es mahnte die Diplomaten mit Donnerworten an den Kaiser Rothbart im Kyffhäuser und an die Raben, welche um den Berg flögen. Arnold las es wieder Zeile für Zeile durch, und eine unendliche Wehmuth beschlich seine Seele. Er und seine Freunde hatten von diesem Schreiben eine welterschütternde Bewegung erwartet, als er damit seine Reise hierher antrat. Der Sprecher der Burschenschaft, die Ausschußmänner und zwanzig Andere hatten ihn zu Roß bis an die Orla begleitet; dort waren sie noch einmal in ein kleines Wirthshaus an der Straße eingekehrt und hatten mit einander commercirt. Im Grasgarten unter den mit Früchten schwer beladenen Pflaumenbäumen stand die lindenhölzerne, weiße Tafel, mit kleinen, tannenen, ausgepichten Krügen besetzt; rings-herum hatten sie sich gelagert bei dem Gesange:

„Brüder! lagert Euch im Kreise,
Singt nach uns'rer Väter Weise!“

Er hatte dort im schwarzen, altdeutschen Rocke das letzte Male präsidirt und mit dem schweren Schläger auf die Tafel gepocht und sein Smollis dem Fiducit zugerufen. Er besaß noch das rothe Barett und brauchte es freilich nur noch als Schlafmütze, welches damals zuerst vom Schläger durchstochen beim Landesvater den Rundgang mitgemacht. Damals hatte der große Mecklenburger das erste Mal die Gabe der Rede erhalten, mit welcher er gegen die Philister und die Hegeliter zu Felde zog. „Was ist die Idee, ein Denkendes oder Gedachtes? Gut, sie ist ein Gedachtes, also nicht Etwas, das absolut ist, und so strecke ich den Hegel und alle Antichristen in den Sand!“

Der Mecklenburger war kaum mit brüllendem „Silentium!“ zur Ruhe zu bringen. Er beschloß dennoch an diesem Tage die Ausrottung der Philosophen und die Wiederherstellung des Lutherthums.

Dort war der Vorturner Schwarz auf die Linde vor dem Hause gestiegen und hatte im Wipfel auf einer Bohnenstange seine rothe Schärpe befestigt, daß sie als Panier der Burschenfreiheit weithinaus flaggte und in das Land leuchtete.

Arnold gedachte mit besonderer Wehmuth dieses Tages; denn ihm fiel zugleich das Anzeichen ein, welches ihm dort das Schicksal als böse Vorbedeutung mit auf die Fahrt nach Verona gegeben hatte.

Um die Genehmigung des Sendschreibens an den Congreß von den anwesenden Burschen zu erhalten, hatte er damals beim Commers beschlossen, es vorzulesen. Als er kaum mit mächtiger Stimme begonnen: „Hohe Häupter, große Kaiser, Ihr glorreichen Könige!“ erschien plötzlich auf der Gartenmauer hinter ihm der ungeheure Ziegenbock des Wirthes mit einem so boshaften Meckern, daß, wie mit einem Wetterschlag, die Tafelgesellschaft mit erschütterndem Lachen sich im Grase umherwälzte.

Als sich Arnold verdrießlich nach dem Ruhestörer umsah und dieser das Genick steif machte und ihm einen Zweikampf auf Stoß anbot, brach auch er in ein unbezwingliches Gelächter aus. Der Ernst des Tages war dahin; zu seinem lachenden Herzeleid nahmen er und seine Freunde auch von einander endlich mit Meckern Abschied und weithin aus der Ferne hörte er noch den geistreichen Ausspruch des Bocks von den ritterlichen Burschen dem Echo der Berge zurufen.

Je weiter er sich von der Orla entfernt hatte, desto mehr war ihm das Vertrauen auf die welterschütternde Wirkung seines Sendschreibens entfallen. Als er aber hier in Verona gehört hatte, daß sogar der Zuruf des Altvaters Görres confiscirt worden war, und auch er mehr die große Welt kennen gelernt hatte, war er endlich zur Einsicht gekommen, daß weder das alte, noch das junge Deutschland hier Etwas erlangen werde.

Sein abenteuerlicher Sinn zog ihn jetzt von der verlorenen Sache des Gesammtvaterlandes hinüber zu dem

Freiheitskampfe der Hellenen. Achilleus hatte, so viel aus ihm herauszubringen war, beschlossen, mit ihm in der nächsten Nacht Verona zu verlassen.

„Lebe wohl, du mein grünes, lindenblühendes Vaterland!“ sagte er für sich, „träume noch länger, bis du endlich dennoch zum neuen Leben erwachst!“

Jetzt erschien Thriaki unter der Thür und winkte ihm. Er schob das schwarz-rothgelbe Schreiben in den Reisesack und ging zu ihm.

„Eben wird unten in der Capelle,“ flüsterte Thriaki, „Isabella mit dem Grafen Joseph getraut. Wollt Ihr die Ceronemie mit ansehen?“

Arnold war dazu bereit und ging mit hinunter, wo sie zur kleinen Thür hinein die heilige Handlung mit ansehen konnten.

Drittes Capitel.

Es war schon später Nachmittag geworden, und noch saßen die wenigen Hochzeitsgäste des Grafen bei der Tafel. Isabella war von ihrem entsetzlichen Entschlusse so bestrickt, daß an ihr Alles, wie ein wehmüthiger Traum, vorüberging. Fast war es ihr unmöglich, ein Wort zu sprechen; ein jedes war ihr schmerzlich. Ihr kam jedoch bei ihrem Schweigen die Etiquette zu Statten, welche einer Braut schweigsames Trauern bei dem Hochzeitsfeste nachsieht. Sie mochte keinen Bissen genießen, nur zuweilen befeuchtete sie ihre brennenden Lippen mit einem Tropfen Wein. Wenn ihr jedoch das Herz in die Höhe steigen wollte, drückte sie unter dem Tafeltuche Francesca, welche neben ihr saß, die Hand.

Jetzt erhob sich der Ritter mit dem Glase in der Hand und sagte: „Ich erlaube mir auf die Rettung meines allergnädigsten Königs und Herrn, Ferdinand des Siebenten, dieses Glas zu leeren; Gott stürze seine Feinde und erhebe ihn hoch!“

Alle standen auf und die Gläser klangen zusammen.

Dann erhob sich der Hofmarschall und sprach: „Das monarchische Princip in Europa, welches die heilige Allianz gegründet und auf dem Congreß zu Aachen befestigt hat, lebe hoch!“

„Vor Allen,“ schaltete Fürst Iwan, zu Francesca flüsternd, ein, „Kaiser Alexander, die Sonne und Wonne dieser Tage!

„Meine Schwester, die Marschallin,“ setzte Fürst Iwan

die Unterhaltung mit Francesca fort, „wird sich die Ehre geben, unsere gnädige Francesca Abends im Wagen abzuholen. Sie haben die verehrte Frau bei dem Balle neulich kennen gelernt, und sie freut sich, Sie in ihren Schutz nehmen zu können, wenn der Form wegen davon die Rede sein mag. Wie ich hoffe, wird der Kaiser gegen elf Uhr mit seinem Hofstaate bei uns absteigen. Sie können nicht glauben, mit welchem Enthusiasmus er von der Erwartung spricht, Sie, schöne Francesca, wiederzusehen, und dazu in den verklärtesten Momenten der Kunst und des Lebens! — Schon zu verschiedenen Malen habe ich ihn überrascht, wie er vor dem Bilde „Ariadne auf Naxos“ stand in tiefen Gedanken mit dem schönsten Ausdrucke der Schwärmerei in seinen himmlisch blauen Augen.“

Francesca's Herz wurde weit bei diesem Lobe ihres Helden. Ihre Phantasie schwelgte sich in dem Gedanken mächtig empor, den schönsten und mächtigsten Herrscher in Europa und Asien lieben zu können.

Wie ein Heliotrop, wendete sich ihre Seele seiner Sonne zu.

„Die beiden jungen Fürstinnen Sufieff,“ fuhr Fürst Iwan fort, „werden in der Amazonengruppe neben Ihnen Ihre beiden Dienerinnen vorstellen. Sie können nicht glauben, wie ich mich diesem Abend entgegensehne!“

„Mir ist so bange, Durchlaucht,“ entgegnete Francesca, „wie noch nie, vor dem nächsten Abende; gewiß wird Etwas bei der Vorstellung verunglücken. Wenn ich mir denke, daß die kaiserliche Majestät und der ganze Hofstaat die Blicke mir zuwenden, während ich oben ruhig die Musterung aushalten soll, ist es mir, als müßte ich vor Bangen vergehen.“

„Der Triumph, welchen Ihre Erscheinung im ersten Augenblicke feiern wird,“ versetzte der Fürst, „wo der Vorhang in die Höhe rollt, wird Ihnen den Muth zurückbringen. Sie sind um den Sieg, welchen Sie über uns Alle und selbst über die größten Schönheiten einer

fürstlichen Damenwelt davon tragen, zu beneiden. Ihr Bild hat sich schon jetzt unseren Hoheiten so unvergeßlich eingeprägt, daß es auf immer verschmolzen ist mit der Erinnerung an den Congreß. Doch — Herr Hofrath von Gentz bringt jetzt den Trinkspruch auf das Brautpaar aus!"

Dieser sprach jetzt mit anmuthigen Blicken:

„Wie die Blume in dem Wein,
Und der Schein
In dem hellen Edelstein,
Um die Ulme schlanke Rebe,
Hoch das schöne Brautpaar lebe!"

„Graf Joseph und Isabella!" riefen die Gäste durcheinander; Isabella's Blicke aber verschleierten sich und sie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Freundin.

Dieser Vorfall störte die Gesellschaft. Alle waren von ihren Sitzen aufgesprungen, um der Braut zu Hülfe zu eilen. Graf Joseph knieete zu ihren Füßen und drückte sein Gesicht auf ihre Hand, um seine verzerrte Miene zu verbergen, denn in seiner Brust zischten quälende Nattern durcheinander.

„Daß ich vielleicht auch noch beneidet werde!" dachte er bei sich; „sie wird mich, sie kann mich nicht lieben, und ich habe nur den Genuß, sie doch errungen zu haben Schöne Isabella, Sie werden auf mein einsames Jagdschloß ziehen und dort zu sich kommen!"

Doch jetzt that Isabella wieder einen frischen Odemzug. Sie öffnete ihre Augen, erschrak und verbarg ihr Gesicht an Francesca's Busen.

„Der schönen Braut," flüsterte Hofrath von Gentz zu dem Ritter und dem Grafen, „wird eine Viertelstunde Ruhe auf ihrem Zimmer wohlthun."

„Signora Francesca," versetzte Graf Joseph, „hätte wohl die Gnade, ihr auf kurze Zeit Gesellschaft zu leisten?"

Isabella warf dem Hofrath von Gentz einen dankbaren Blick zu und entfernte sich, geführt von ihrer Freundin und dem Grafen Joseph, in ihr Zimmer. Dort verließ

sie der Graf wieder und kehrte zu den Gästen zurück, welche eben im Begriffe waren, sich von dem Ritter zu verabschieden.

„Von uns," sagte Hofrath Gentz zu dem Ritter, „sollen Sie immer Nachricht in dem Courier und anderen Pariser Zeitungen unserer Farbe erhalten. Sorgen Sie dafür, daß auch Ihre Freunde von Ihnen das Nöthige erfahren."

„Wollen Sie Seiner Durchlaucht," versetzte der Ritter, „für das ungemeine Wohlwollen, welches mir hier in den diplomatischen Verhandlungen zu Theil geworden ist, nochmals meinen Dank sagen, so bin ich dafür Ihnen verbunden.

„Ich lasse Ihnen hier meinen Eidam zurück und empfehle mich und ihn der ferneren Gunst unserer Freunde."

In ähnlichen Redensarten verabschiedete sich der Ritter von den anderen Gästen.

Als er jetzt mit dem Grafen Joseph allein zurückgeblieben war, sagte er zu ihm: „Es bleiben mir nur noch wenige Minuten übrig, um die Familienangelegenheiten mit Ihnen, lieber Sohn, zu besprechen; folgen Sie mir in meine Stube!"

Auf diese Aufforderung ergriff Graf Joseph den dargebotenen Arm seines Schwiegervaters und zog sich mit ihm auf das Zimmer zurück, welches er von heute an selbst bewohnen sollte.

Unterdessen waren Francesca und die treue Ines bemüht, Isabella in ihren Leiden Trost einzusprechen. Sie lehnte jedoch jedes Hoffnungswort ab und sagte dabei: „Mich bekümmert nicht mehr meine unglückliche Lage, sondern nur meine eigene Schwäche, welche mich zuweilen bewältigt bei dem Gedanken an das Unvermeidliche und an den unglücklichen Achilleus. Ich würde gefaßter sein, wenn er schon abgereist wäre; denn er soll nicht in mein Unglück verwickelt werden. Francesca, schicke deinen Bruder zu ihm und laß' ihm sagen, daß ich bei unserer Liebe inständig ihn bitte, gewiß in nächster Nacht diese trost-

lose Stadt zu verlassen; die Angst um seine Sicherheit foltere mich mit ensetzlichen Leiden."

„Ich zweifle nicht," entgegnete Francesca, „daß er, so wie ich ihn kenne, seine Flucht antreten wird, sobald er irgend kann. Da er jede Hoffnung auf Eure Hand aufgeben muß, so wird es ihn hier nicht länger dulden, oder es ist von dem gewaltsamen Manne ein Unglück zu fürchten."

„Nein! nein!" entgegnete Isabella, „er wird größer sein, als der Schmerz, und sich für sein Vaterland retten!"

„Ich hatte mich seit Jahren," versetzte Ines, „auf den Tag gefreut, wo meine gnädige Donna den Brautkranz tragen würde; nun ist er da, und keiner ist so unglückselig, als dieser. Wo ich stehe und gehe, muß ich inwendig beten, daß er glücklich vorübergehe. Eins haben mir Gott und der Ritter schon gewährt, daß ich bei Euch bleiben und nicht wieder mit dem bösen Pfaffen zurückreisen muß. Wer mir einmal ein Leid gethan hat, wie er, der kann es mir alle Tage wieder zufügen."

Jetzt trat Graf Joseph herein, ging auf Isabella zu, küßte ihr die Hand und sagte: „Unser Vater und Santello sind eben im Begriffe, abzureisen; wenn sich meine Gebieterin so wohl fühlte, um eine kleine Fahrt zu überstehen, so wünschte ich, eine Strecke Weges den Unsrigen das Geleit zu geben; unsere Equipage fährt nach, um uns, wenn wir Abschied genommen haben, zur Illumination wieder zurückzubringen."

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr!" entgegnete Isabella; „denn ich sehne mich darnach, am Halse meines Vaters im Freien mich mit Ihrer Erlaubniß ausweinen zu dürfen."

„Ich werde in keiner Weise," versetzte der Graf, „Ihnen hinderlich sein, sich Ihrem kindlichen Gemüthe hinzugeben; es fällt mir selbst schwer, von dem edlen Greise mich trennen zu müssen. Er hat mir jedoch versprechen müssen, zum nächsten Frühjahr wieder zu kommen und auf unserm Jagdschlosse mit uns zu leben. In

einigen Minuten also darf ich hoffen, Sie zur Nachtfahrt vorbereitet zu finden?"

„Ich werde ihr den Pelz umgeben," versetzte Ines, „und das schöne Bräutchen so verwahren, daß der Herr Graf nicht einmal auf die Nachtluft eifersüchtig zu sein braucht."

Als sich der Graf entfernt hatte, sagte Francesca: „Ich verlasse Euch, aber mit schwerem Herzen; noch nie habe ich so zaghaft glückliches Wiedersehen gewünscht!"

Isabella drückte sie an ihr Herz und küßte sie ungestüm; dann wandte sie sich ab; Ines warf ihr den Pelzmantel um die Schulter, und Francesca eilte hinweg.

Kaum war sie verschwunden, als sich Isabella ermannte und heimlich zu Ines flüsterte: „Ich bitte dich, gehe hinauf zu Achilleus und sage ihm, daß ich bei unserer Liebe ihn bitte, diese Nacht noch Verona zu verlassen, und, wenn er an meiner Kammerthür, — er wird sie leicht finden, da sie gleich die letzte ist, ehe man auf die schwebende Brücke hinaustritt, vorübergeht, — dreimal und an verschiedenen Stellen zum Zeichen des Abschiedes anzupochen. Wenn wir wieder zurückkommen, wirst du mir Nachricht sagen können, ob er dir versprochen hat, mir diesen letzten Wunsch zu erfüllen."

„Um Gotteswillen, was habt Ihr vor?" fragte bestürzt Ines; „Ihr dürft jetzt Nichts thun ohne meinen Rath; denn dieser thut Euch jetzt gewiß Noth. Wer im Unglück ist und sich allein helfen will, der fängt es immer so an, daß er zu Grunde geht. Ich thue Alles für Euch, wenn Ihr versprecht, Nichts ohne mich zu thun, was es auch sein sollte. Ihr laßt mir hier eine schöne Angst zurück."

„Die Pferde sind angespannt!" meldete der eintretende Graf; „der Vater erwartet uns! In unserer Abwesenheit wird Ines mit Nepomuk die Wirthschaft und das Abendbrod besorgen!"

Mit diesen Worten reichte er Isabella den Arm und führte sie hinunter in den Reisewagen, wo der Ritter

noch umringt war von den Leuten des Hauses und ihnen Abschiedsaudienz gab.

„So können wir denn," sagte er zu Joseph und Isabella, „Verona mit freudiger Hoffnung verlassen, wohin wir doch so sorgenvoll gekommen sind. Wir haben hier viel Freunde gefunden. Doch, steigen wir ein!"

Der Ritter, Isabella und Graf Joseph nahmen allein das Innere des Reisewagens ein, die Diener des Ritters schwangen sich auf das Cabriolet und die äußeren Rücksitze.

Santello hatte sich in den Wagen des Grafen, in welchem das junge Paar wieder zurückkehren wollte, gesetzt, um dem Ritter und den Seinen ungestört das Zusammensein in der Abschiedsstunde zu gönnen.

Er war düster versenkt in die Erinnerung an seinen todten Vater, den Chevalier, welchen er heute, wo er auch den Grafen mit Isabella getraut, früh Morgens hatte begraben lassen.

Jetzt schwangen die Kutscher die Peitschen, und die Wagen rollten zu dem Hofthore hinaus auf die Straße und in die dämmernde Nacht hinein.

Viertes Capitel.

Die Nacht war angebrochen, und Verona flammte auf, wie ein feuriges Meer. Es schien, als wäre der Sternenhimmel aus der dunkeln Novembernacht herabgesunken auf diese Stadt zur Verklärung des Congresses.

Immer weiter verbreitete sich die Beleuchtung über die angrenzenden Hügel mit ihren einzelnen Gehöften und Villen und ringsum auf die Castelle, welche, wie feurige Burgen, emporflammten. Welchen Anblick hatte man auf die Stadt von den Etschbrücken, wo man am Besten die Symmetrie der Illumination, welche in ihrer Anordnung herrschte, übersehen und bewundern konnte!

Ein freudiges Brausen und Wogen erhob sich von allen Enden mit dem lustigen Rauschen des Stromes, welcher, wie ein Spiegel, in unendlichem Lichtglanze durch die Stadt vorüberwogte.

Aus dem Jubelgeschrei, welches bald hier, bald dort aus den Straßen erscholl, konnte man errathen, wo die kaiserlichen Majestäten, welche die Umfahrt machten, sich eben befanden.

Das verwunderte Auge konnte nicht müde werden, sich zu sättigen an dem Anblicke des Ganzen, wie der einzelnen Gebäude. Der geschmackvolle Rathsherr Da Persico hatte mit den Kunstfreunden und Künstlern der Stadt Rath gepflogen, und es war jetzt der ungewöhnliche Effect erreicht, da die Besitzer der Gebäude seinen Wünschen Gehör gegeben und die Architectur derselben durch die Lampenreihen bezeichnet hatten, so daß jetzt jedes in seinen besonderen Constructionen in ein Feenschloß verwandelt war.

So erhob sich auch in dieser Nacht, wie ein verklärter Geist, der schöne Arco di Gavi, welcher vorlängst in Ruinen zerfallen und abgebrochen war, auf seiner alten Stelle auf dem Corso mit allen Säulen und denselben Piedestalen, von Holz gebaut und so erleuchtet, daß die schöne Proportion dieses Denkmals in Flammenzügen in die Luft gezeichnet zu sein schien.

Vor Allem prangte in Lampen und Blumenguirlanden der Bra-Platz. Das auf allen Außenseiten beleuchtete Amphitheater, die Kirche der heiligen Agnes und der große Palast der Hauptwache hatten diesen Stadttheil in ein Zaubermärchen verwandelt, in welchem die Menschen im Traumjubel herumirrten.

„Kaiser Alexander, hoch!" erscholl es jetzt aus hunderttausend Kehlen, und im offenen Wagen, umdrängt von dem Volke, rollte er einher, schön und freundlich, mit vielen Verneigungen grüßend und dankend.

So ging der Zug fort bis auf den Platz delle Erbesti, welcher mit dem Palaste Maffei, der ihn beherrscht, und allen daran liegenden prächtigen Kaufgewölben durchgängig mit Wachskerzen erleuchtet war.

Wieder donnerte ein neues Jauchzen von der Porta nuova her; denn Kaiser Franz war dort ausgestiegen und wandelte zu Fuß durch die glänzenden Pyramiden, welche längs der Straße standen, um sich her ein fröhliches Volk, das sich in seinem Glücke kaum zu fassen wußte, bis Alles ausbrach in die Melodie des Liedes: „Heil dir im Siegeskranz!"

Dieser Gesang, welcher sich von Straße zu Straße verbreitete, schwoll endlich an zu einer großen, vieltausendstimmigen, gewaltigen Melodie, welche mit Donnertönen Achilleus aus seinem Starrsinn erweckte. Antonio und Arnold waren bei ihm.

„Mich hungert!" war sein erstes Wort, „gebt mir Brod und Wein!"

Arnold that bei diesem Ausrufe einen Freudenschrei und flog hinaus so heftig, daß er die Treppe mehr

hinunterfiel, als sprang, über die Brücke hinüber zu Francesca, welche eben hinuntergehen wollte zum Wagen, wo sie von der Fürstin, der Schwester Iwan's, erwartet wurde, um sie zum Feste abzuholen.

„Was wollt Ihr, Freund Arnold?" rief sie ihm zu, als er vor ihrer Schönheit erschrocken zurücktrat.

„Brod und Wein für Achilleus!"

„Bringe Beides hinüber!" rief Francesca zu ihrer alten Dienerin, welche auf diesen Befehl sie verließ.

„Arnold!" fuhr sie fort und legte dem blöden Jünglinge beide Hände auf die Schulter, „Ihr wart einst so verwegen, von mir ein reines Rosenblättchen für Euer Stammbuch zu begehren, als Ihr mir das Märchen von dem Vrenli im Walde erzähltet! — denkt Ihr noch daran?"

„Warum nicht?" versetzte er und sah ihr dabei freundlich in die Augen.

„Und Ihr liebt mich immer noch so wunderbar eigen?" fragte sie.

„Warum wollt Ihr an mir zweifeln?" entgegnete Arnold.

„Hier hast du deinen Lohn!" entgegnete sie, „den ersten Kuß, welchen ein Mann von mir erhält, zum Lohn für deine reine Liebe!"

Mit diesen Worten drückte sie einen feurigen Kuß auf seine Lippen, warf ihn dann lachend zurück und eilte hinab zu dem Wagen der Marschallin.

Fünftes Capitel.

Die hohe Gesellschaft war bei dem Fürsten Iwan versammelt. Als sich der Kaiser nieder gelassen hatte, nahmen alle Anwesenden ihre Plätze ein. Es war fast schon Mitternacht angebrochen, und der Lärm auf den Straßen hatte sich zu einem monotonen Meerrauschen abgedämpft. Der Vorhang war vor der Bühne noch heruntergelassen. Jetzt wurden dahinter die Lichterreihen angezündet, und nun begann eine kriegerische Marschmusik, welche endlich immer wilder und kampffreudiger wurde. Die Musik ging fort, als der Vorhang in die Höhe rollte und jetzt in wunderbar magischer Beleuchtung, fast wie ein colossales Götterbild, Hippolyte im Begriffe, vom gespannten Bogen den Pfeil zu schnellen, mit vorgebeugtem, helmfunkelnden Haupte, neben sich die beiden schwertzückenden Amazonen, vor den erstaunten Blicken erschien. Eine lautlose Stille trat ein.

Die Gesellschaft war, wir mit einem Zauberschlage, in die alte hellenische Sagenwelt versetzt, welche hier lebendig geworden zu sein schien.

Mit einer Fanfare fiel der Vorhang.

Noch war einige Minuten Alles still, so sehr hatte dieses Bild die Zuschauer in entzücktes Staunen versetzt.

Als aber jetzt der Kaiser in die Hände klatschte und „Bravo!“ rief, fand die Bewunderung ihren Ausdruck in den lautesten Beifallsbezeigungen.

„Da capo!“ rief man jetzt von allen Seiten.

Der Vorhang ging wieder in die Höhe und Hippolyte

stand da, mit dem einen Arme eine todtverwundete Amazone umschlungen, mit der rechten Hand das Schwert dem Feinde entgegenzückend, während sich die andere Amazone zur Flucht mit über dem Haupte gehaltenem Schilde hinwegzuwenden schien.

Hippolyte's ganze Gestalt schien Kampf, Angst, Zorn und Rache zu athmen. Ihr Antlitz und ihre Augen waren zum Erschrecken schön im gewaltigen Ausdruck.

Der Kaiser sprang vom Sitze auf, Alle folgten der Etiquette und dem Beispiele und standen hinter ihm, wie erbebend vor dem Zorne der Heldenjungfrau.

„Schöne Hippolyte!" rief der Kaiser, „wirf das Schwert hinweg, du besiegst ohnedies die Herzen der Männer!"

Der Vorhang rollte herunter.

„Wer nicht einen solchen Moment je erlebt hat, wie wir eben jetzt," sagte der Kaiser zu dem hinter ihm stehenden Hofrath von Gentz, „dem fehlt die schönste Note in der Melodie des Lebens."

„Und nur der," entgegnete mit anmuthiger Verneigung der Hofrath, „welcher nicht das Höchste und Feinste im Leben genossen und die Sehnsucht nach einem unaussprechlichen Ideale des Sinnenreizes empfunden hat, kann einen solchen Augenblick, wo Leben und Kunst sich vermählen, so recht eigen mit allen seinen süßen Schauern genießen, denn die Schönheit erreicht nur da ihren höchsten Gipfel, wo schon die Vernichtung die Hand nach ihr ausstreckt. Das eben ergriff und erschütterte uns so heftig in diesem Bilde, daß wir die gewaltige Königin in ihrer vollsten Jugendblüthe und Kraft mitten in der Schlacht und dem Untergange nahe geschaut haben. Solche Momente sind nicht für den Augenblick, sondern zur Ausfüllung der Erinnerung eines ganzen, schön verlebten Daseins, das nur noch des Schlußsteins bedurft hat."

„Wie schön, wahr und doch so traurig sind diese Gedanken!" versetzte der Kaiser und wandte sich wieder zur Bühne um.

Die Musik begann eben ein Adagio, unter welchem der Vorhang sich wieder hob.

Die Lampe auf der rechten Seite von der Bühne aus waren in rothe verwandelt, so daß ein flammendes Reflex-licht auf Ariadne fiel, welche jetzt in derselben Stellung und Gewandung, wie auf Malocchio's Bilde, vor den Zuschauern hier lebendig im Rosenschimmer des Morgens am wogenden Meere ruhte, leicht und natürlich den einen Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen und die rechte Hand auf den Busen gelegt, schlummerte sie hier, wie in Seligkeit und Liebe eingewiegt. Wie schwarze, zuckende Schlangen, rollten ihre Locken vom gesenkten Haupte ihr über Schulter, Arm und Busen, und ein leichter, wehmüthiger Zug spielte um ihren Mund.

Das Adagio der Musik ging über in noch sanftere Melodieen, als wollte sie die Schlummernde in noch tieferen Schlaf hineinlullen.

Der Kaiser war in Hinträumen versunken, seine Seele weilte bei dem Bilde in seinem Zimmer, dem er so oft seine innersten Gefühle als einem stummen Zeugen an-vertraut hatte.

Der Vorhang war schon längst gesunken, der Kaiser konnte sich mit seinen Gedanken immer noch nicht zur Gesellschaft zurückfinden. Endlich sagte er zum Fürsten Iwan, welcher auf seine Mienen gelauscht hatte: „Rufen Sie uns die schöne Francesca!“

Der Fürst eilte hinter die Scene und kehrte nach einer Weile mit Francesca zurück, welche vor dem Kaiser sich schweigsam auf die Kniee niederließ; der Kaiser jedoch erhob sie und steckte ihr den St Annenorden an. „Schöne Francesca,“ sagte er bewegt, „tragen Sie zu meinem Andenken dieses Zeichen der Ehre!“

Francesca küßte mit hervorbrechenden Thränen die Hand des geliebten Kaisers.

Die ganze Gesellschaft hatte sich jetzt huldigend um sie gedrängt.

Francesca war so bewegt, daß sie keine Silbe auf

die vielen schönen Worte, mit welchen sie von Herren und Damen überschüttet wurde, zu entgegnen wußte.

„Ich werde Sie wiederfinden!“ sagte endlich zu ihr mit freundlichen Blicken der Kaiser. Mit einer demüthigen Verneigung entfernte sie sich wieder an der Hand des Fürsten Iwan.

Es begann bald darauf eine Musik, welche die heftigste, leidenschaftliche Bewegung ausdrückte, jedoch bald in wehmüthige Molltöne hinüberspielte, unter welchen der Vorhang wieder aufging.

Auf dem Felsen am Meere stand die unglückselige Sappho. Ein langes, weites Gewand hatte sie über das Haupt geworfen, die Arme hineingewickelt und es um die Schulter festgezogen, während sie die Rechte darunter auf das Herz gedrückt, und in der linken, umwickelten Hand die Zither krampfhaft an die rechte Schulter gedrückt hielt, so daß das weite Gewand das Gesicht bis auf die Augen verhüllte und zugleich von allen Seiten herab in reichen, weiten Falten herunterrollte.

Ihre Gestalt ruhte auf dem rechten, gebogenen Knie, ihr Oberkörper war über den Felsen vorgedrängt, daß er über dem Meere zu schweben, und daß sie im Augenblicke halb zu sinken, halb hineinzustürzen schien.

Ein Schreckenslaut entfuhr der Brust des Kaisers; die Musik riß mitten im Tacte ab, und der Vorhang stürzte herunter.

Als sich der Kaiser zur Gesellschaft umwandte, standen Thränen in seinen Augen. Er sprach leise einige Worte zu dem Fürsten, welcher sich ehrerbietig ihm genaht hatte. Dieser gab dem an der Thür stehenden Kammerherrn einen Wink, die Thürflügel gingen auf, und mit einer huldvollen Bewegung des Hauptes verließ der Kaiser die Gesellschaft. Diese brach zugleich auf und folgte ihm.

In diesem Augenblicke trat die Schwester des Fürsten, die Marschallin Susieff, zu Francesca in das Ankleidezimmer mit einem Becher in der Hand.

„Es ist bei uns der Gebrauch,“ sagte sie, „daß um

Mitternacht ein Kelch auf das Wohl des Kaisers zuletzt geleert wird!"

Francesca nahm den Kelch, leerte ihn und sank, wie in süßer Ohnmacht, in die Arme der Marschallin.

Nach einer Weile trat Fürst Iwan mit seinem stereotypen, melancholischen Lächeln herein und sagte, wie er die Gruppe erblickte: „Hat sie getrunken?" —

„O, du schöner Kaiser!" flüsterte, wie im Traume, Francesca, Iwan aber und seine Schwester faßten sie unter den Armen an und führten sie mühsam hinunter zu dem Wagen.

„Ihr wollt mich morden! — Antonio, hilf!" — rief im Schlafe Francesca.

„Beruhigen Sie sich, holdes Kind!" sagte Fürst Iwan, hob sie in den Wagen hinein und setzte sich dann zu ihr.

Der Livreejäger schlug die Kutschenthür zu, und der Wagen rollte durch die lampenflammenden Straßen Verona's und zum Thore hinaus in die dunkle Nacht; endlich bog der Wagen von der Straße ab und ungefähr eine Stunde weiter bis zu einer Villa, welche dicht am Ufer der Etsch lag. —

Während dieser Nachtfahrt hatte sich Achilleus zur Reise gerüstet.

Eben kam Thriaki flüchtig und leise von der Straße zurück und brachte die Nachricht mit, daß ein Regenschauer durch die Straßen streife und alle Lampen auslösche.

„Ist der Fischer Biaggio bestellt," fragte Achilleus, „welcher uns sicher auf dem Strome aus der Stadt hinauspaschen will?"

„Er wartet oberhalb des ponte delle navi," versetzte Thriaki, „am Hinterhause unseres Landsmannes Krusii der mit türkischen Pfeifenröhren und Meerschaumköpfen handelt!"

„Finden wir sein Haus offen zum Durchgange?"

„Er erwartet uns!"

„Ist unten im Corridor die Thür, welche auf die

schwebende Brücke hinüber zu Antonio führt, geöffnet, und der Ausgang auf die Straße drüben sicher?"

„Es ist alles in Ordnung!"

„Heda!" rief jetzt Achilleus Arnold an, welcher seit dem Kusse, welchen Francesca ihm in heiterem Uebermuthe gegeben hatte, wie von Traumseligkeit betäubt war und schon die halbe Nacht lang auf seinem Reisefelleisen zum Aufbruche bereit gesessen hatte.

Arnold fuhr in die Höhe und fragte dann: „Ist der Weg sicher, daß wir fortkommen?"

„Alles sicher! Freund Arnold, geh' mit Thriaki voraus zum Nachen; ich folge Euch einige Augenblicke später nach."

„Ich weiß nicht, was mir für eine Schiffsladung voll Wehmuth und Sentimentalität in den Gliedern liegt," versetzte Arnold; „mir ist wieder gerade so, wie am Tage vorher, ehe mein Freund, der lange Egidi, erstochen wurde."

„Keine Unglücksprophezeihungen!" rief Achilleus und spuckte dabei aus, um den bösen Zauber der Worte zu zerstören.

„Thriaki!" fuhr er dann fort, „hier belade dich mit unseren wenigen Habseligkeiten, welche uns die Polizei noch gelassen hat, — und nun Gott befohlen!"

Arnold und Thriaki traten jetzt ihren Weg an und gingen geräuschlos die Treppe hinunter.

Achilleus war noch zurückgeblieben. Ihm war es, als wenn aus allen Winkeln Stimmen ihm flehend zuriefen: „Verweile!" — Fast war es ihm unmöglich, sich von der Stelle zu entfernen, wo er doch wenigstens in Isabella's Nähe war.

Wenn auch sein Herz im Unwillen sich gegen sie empörte, da sie doch ihrem Vater keinen festeren Widerstand geleistet und den Grafen Joseph ihre Hand gereicht hatte, so vertraute er doch wieder auf ihr Wort, mit welchem sie ihn versichert hatte, daß der Graf in keiner

Weise ihr nahen dürfe. „Und doch ist sie endlich ein Weib!“ sprach Achilleus bitter bei sich.

Nun erinnerte er sich wieder an den Wunsch Isabellens, welchen ihm gegen Abend ihre Duenna mitgetheilt hatte: daß er zum Zeichen seiner Abreise dreimal an die Thür ihrer Stube pochen solle. Vergebens suchte er bei sich zu erforschen, ob sie durch diesen Wunsch ihm zu erkennen gegeben, daß sie ihren Sinn geändert und mit ihm zu fliehen bereit sei, oder ob er sonst einen wichtigen Entschluß andeute, welchen sie gefaßt habe?

So irrten seine Gedanken schweifend herüber und hinüber. Es giebt solche Zustände im menschlichen Leben, wo der bedrängte Mensch durchaus rathlos und hülflos ist und nur auf das Einschreiten irgend einer himmlischen oder dämonischen Macht hoffen kann.

In solchen Augenblicken bleibt dem Menschen Nichts übrig, als betend sich hinzuwerfen und den überirdischen Gewalten sein Anliegen zur Entscheidung anheimzugeben.

Als Achilleus seinen zottigen Mantel umgeworfen und das Licht ausgelöscht hatte, um hinunter zu gehen, war es ihm, als ziehe es ihn unwiderstehlich auf die Kniee.

Er sank nieder, und seine Worte weckten die schlummernden, schlangenhaarigen Eumeniden.

Sechstes Capitel.

Francesca ruhte noch betäubt von dem bösen Tranke im Divan auf der Villa, wohin sie der Fürst Iwan gebracht hatte. Im Traume hatte sie die Stellung der schlummernden Ariadne angenommen, die eine Hand über das Haupt und die andere auf das Herz gelegt; doch trug sie jetzt ein wunderbar reiches, flammendes Diamantendiadem auf dem Haupte, einen gleich reichen Schmuck um den Hals und eben solche Armspangen.

Ihr gegenüber stand ein großer, runder Spiegel auf einem Gestelle, welcher ihre Gestalt prächtig zurückspiegelte.

Sie schien unruhig zu schlafen, denn ihre Finger zuckten fieberhaft, bald als wollte sie Etwas fassen, bald als stieße sie es wieder von sich; ihre Augenlider zitterten in Einem fort, und ihr Busen wogte heftig auf und nieder. Sie sprach dann und wann ein abgerissenes, unverständliches Wort im Schlafe. Jetzt machte sie die Bewegung der pfeilsendenden Amazone im Schlafe. „Er stürzt! Er ist todt!" rief sie, schrak heftig empor und erwachte.

Sie rieb sich die Augen, über ihr brannte, von der Decke herabhängend, eine Lampe. Sie war allein, und Alles ihr so fremd. Die Hände vor die Stirn gelegt, rief sie: „Wo bin ich denn?" Nun fuhr sie mit der einen Hand über die andere, als wollte sie davon Etwas herunterstreifen; — auf einmal war es ihr, als besänne sie sich auf Etwas, was sie in sich selbst schaudern machte. Jetzt starrte sie gerade vor sich aus, und ihre Blicke

fielen in den Spiegel vor ihr. Sie schrak zurück vor dem Lichte der Juwelen, welche ihr entgegenglitzerten, und vor sich selbst.

Jetzt hörte sie draußen vor der Villa einen Wagen fortfahren.

Sie war in die Höhe gesprungen und riß das Diadem von der Stirn, den Schmuck vom Halse und den Armgelenken und schleuderte die funkelnden Steine in das Spiegelglas, daß es in tausend Scherben klirrend herunterfiel.

Doch nun hörte sie Jemand kommen; schnell verriegelte sie die eine, dann die andere Thür; als sie auch die dritte verschließen wollte, hörte sie den Strom draußen vorüberbrausen. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte sie. Sie riß die Thür auf und stand auf dem Altane, unter sich die reißende, tosende Etsch, sie drehte jetzt den Schlüssel im Thürschlosse um und war jetzt abgeschieden vom Hause und seinen Bewohnern, allein, entsetzt und grübelnd in Zweifeln über ihre Erinnerungen. —

Während dieser Vorfälle auf der Villa verlebte Graf Joseph eine böse Nacht. Schon das zweite Mal an der verschlossenen Thür zur Brautkammer abgewiesen, fühlte er sich so infamirt, daß er jetzt in seinem Zimmer umher wandelte, wie ein Tiger im eisernen Menagerie-Käfige. Manchmal stand er still und stampfte unwillig mit dem Fuße auf das Estrich, dann lachte er in Selbstverspottung laut auf; nun schauderte er wieder in der Erinnerung an die Sterbescene bei dem Chevalier. Fast begann er sich zu fürchten und hätte gern seinen Nepomuk zur Gesellschaft gerufen, wenn er sich nicht über die Einsamkeit der Brautnacht geschämt hätte.

Als wenn alle Schleusen seines Gedächtnisses in dieser Nacht geöffnet wären, so strömten alle bösen Erinnerungen seines Lebens aus der Tiefe seiner Seele hervor.

„Sie hatten doch Alle den Tod verdient, diese italienischen Rebellen!“ grollte er für sich. „Wer giebt jetzt ihren Gespenstern ein Recht, mir Schauer über den

Rücken zu jagen? — Was geht mich Griechenland und der junge Grieche an? — Und wieder das Bild Francesca's? als ob sie zu gut gewesen wäre für das Schicksal von so vielen Tausenden!"

Jetzt hörte er von der Decke herunter einen schweren, fallenden Tropfen; er stutzte, ging aber dann wieder heftiger im Zimmer auf und ab. „Ich sollte nicht im Stande sein," fragte er sich selbst, „den Eigensinn meiner Frau zu brechen? — Sie kann sich unterstehen, mir das zu bieten? — Wohl, hat sie sich in dieser Nacht eingeschlossen, so soll sie es ferner bleiben; sie soll Niemand sehen, als mich, ihren Kerkermeister, und ich will verflucht sein, wenn sie vorher einen freundlichen Blick von mir erhält, bis sie nicht zerknirscht und in Reue vor mir niederknieet. Ist mir es, wie ich hoffe, gelungen, Francesca der Schmach zu überliefern, weil sie mich in meiner Leidenschaft zu ihr verhöhnt hat, so kann ich dich, Isabella, auch zu Tode quälen. Ich kenne das ganze Arsenal tödtlicher Seelenqualen."

Jetzt hörte er wieder den fallenden, tönenden Tropfen, welchen er vorher vernommen hatte.

Er warf sich auf die Ottomane und wickelte sich in einen Teppich, um sich vor dem Froste zu schützen, der seine Glieder überrieselte.

Nachdem er eine Weile gesessen hatte, umstrickte ein unruhiger Schlummer seine müden Sinne.

Jetzt kam es ihm im Traume vor, als wenn wieder ein Tropfen von der Decke herunterfiele, aber auf dem Boden nicht zerplätscherte, sondern sich als ein Kügelchen um sich selbst herumwickelte und immer größer würde; seine Augen verfolgten das ruhelose Spiel; — die Kugel dehnte sich jetzt in die Länge und ward zu einer Nebelsäule, welche die Gestalt eines menschlichen Wesens annahm; — jetzt erkannte er das erdfahle Todtengesicht des Chevaliers Bartolo.

„Fürchten Sie sich nicht vor mir, Herr Graf!" sagte dieser endlich, „denn wir sind, wie Sie sich besinnen, schon

auf dem Congresse von Verona gestorben; es ist doch wehmüthig, daran zu denken, wie wir damals an dem Uhrzeiger der Zeit rückwärts geschoben haben, ohne es zu merken, daß wir nur dazu da waren, Alles vorwärts zu bringen. Freude hatten wir ohnedies nicht davon."

„In welchem Jahre leben wir denn?" stöhnte jetzt Graf Joseph, da das Gespenst des Chevaliers von der Zeit des Congresses, wie von einer längst vergangenen, sprach.

„Ganz genau," versetzte er, „weiß ich es selbst nicht; denn die Hähne krähen so heiser; — zweimal Zehn darnach!"

„Wissen Sie," fragte der Graf im Schlafe, „was aus Spanien geworden ist?"

„Das nenne ich einen Todtenschlaf," versetzte kopfschüttelnd der Chevalier; „nicht zu wissen, daß dort immer noch Revolution und Constitution, vor wie nach, an der Tagesordnung ist? — Wir haben freilich gedacht, mit ein paar Kanonenschüssen die Welt wieder in den Schlaf zu lullen! Haha! mit Kanonenschüssen!"

„Und was ist aus Griechenland geworden?"

„Ein unabhängiges Reich!"

„Und aus Frankreich?"

„Seit der neuen Revolution —"

„Neue Revolution?" fragte Joseph.

„Es ist nicht richtig hier im Hause," flüsterte geheimnißvoll der Chevalier, „es gehen Gespenster um; horch!" — Mit diesen flüsternden Worten wankte das Gespenst auf die Thür zu und bückte sich nieder zum Schlüsselloch.

Graf Joseph spitzte im Schlafe die Ohren, als müßte er selbst mit aufhorchen. Er hörte jetzt in der That im Corridor vor seiner Stubenthür vorbei leichte Schritte; der Geist des Chevaliers winkte ihm, und halb wach, halb schlafend erhob sich der Graf von der Ottomane und ging auf die Thür zu. Wie er sich dem Schemen des Chevaliers genähert hatte, richtete sich dieser in die Höhe und blies ihn eiskalt an, daß es ihm durch Mark und Gebein schauerte und er zugleich völlig erwachte.

Er blickte scheu um sich, im ganzen Zimmer war Nichts

zu sehen und zu hören, doch draußen im Corridor hörte er jetzt das Geräusch von Tritten.

Es täuschte sein Ohr nicht, denn Achilleus war eben im Begriffe, seine Flucht anzutreten.

Nun war es wieder still. Achilleus stand jetzt vor der Thür der Brautkammer still und zögerte noch, das verabredete Zeichen zu geben.

Im Augenblicke, wo er den Finger krümmte, um dreimal anzupochen, überstürzte ihn der Gedanke, daß er vielleicht damit das Zeichen zum Tode der Geliebten geben solle! —

Isabella hatte ihn bemerkt und knieete, d'rin auf einem Teppich, mit erhobener Hand, in welcher ein Dolch funkelte, welchen sie unter die linke, entblößte, jungfräuliche Brust in das verzweifelte Herz stoßen wollte, sobald von draußen dreimal an verschiedenen Stellen angepocht worden.

Sie hatte die Schritte von Oben herunter sich nähern gehört und wähnte jetzt den Odem des Geliebten von draußen herein zu vernehmen, doch zögerte sie, eher die Hand gegen sich zu wenden, als sie das Zeichen erhalten.

Wie Achilleus noch immer zögerte, das Signal zum Abschiede zu geben, überkam sie der Zweifel: ob sich ihr Ohr vielleicht getäuscht, oder auch das verabredete Zeichen nicht gehört habe? — Sie näherte sich der Thür und fragte leise durch das Schlüsselloch: „Wer da?“

Der Graf war in den Corridor hinausgeschlichen und hielt das Ohr vor sich hineingeneigt. Er hörte jetzt Isabella's Stimme flüstern. Eine namenlose Eifersucht ging plötzlich, wie ein Pesthauch, über seine Seele.

Wie? wenn Achilleus noch in Verona, noch hier wäre, und nicht, wie er, die Thür der Brautkammer verschlossen gefunden hätte?

Doch jetzt hatte auch Achilleus die schleichenden Fußzehen eines Menschen längs der Wand her vernommen.

Er öffnete schnell die Thür zur schwebenden Brücke und war im Begriff, hinüber zu eilen, als mit entsetzlichen Sprüngen der Graf ihn erreicht hatte, an ihm hing, mit

stöhnender Stimme: „Halt!“ rief und ihn zurück- und niederzuzerren suchte.

Achilleus schüttelte sich grimmig, wie ein Löwe, an welchem ein Hund sich eingebissen, und riß sich so plötzlich los, daß der Graf zurücktaumelte, an das hölzerne Brückengeländer schlug und es, wie ein dürres Rohr, mit der Wucht seines Körpers zerknickte, durchbrach und hinunterstürzte auf die Pflastersteine des Hofes.

Ein dumpfes Stöhnen erscholl von Unten, nun war Alles wieder still.

Achilleus wandte sich schaudernd ab und verfolgte den Weg, ohne zurückzublicken.

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Der Hofrath von Gentz saß schon seit zehn Uhr Morgens an seinem Arbeitstische, um die Circularnote zu stilisiren, welche die Allerhöchsten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen über die Resultate der Zusammenkunft in Verona an ihre bei den verschiedenen Höfen accreditirten Gesandten erlassen und als eine Art von Rechenschaftsbericht veröffentlichen wollten.

Ein lustiges Feuer im Kamine verbreitete im Zimmer eine behagliche Wärme, welche es um so traulicher machte, je ungestümer und schauerlicher der Regen in Güssen draußen unaufhörlich herunterströmte. Um den unangenehmen, düstern Morgen gänzlich ignoriren zu können, hatte der Hofrath die Jalousieen vor den Fenstern zu gemacht, die Vorhänge vorziehen und die Wachslichter auf den silbernen Armleuchtern anzünden lassen, so daß sich um ihn die Nacht gemüthlich verlängerte.

Er war erst vor Kurzem aufgestanden, und nur der Wunsch des Fürsten, welcher ihm Befehl war, hatte ihn vermocht an die Arbeit zu gehen.

Er lehnte sich jetzt in die Eiderdunenkissen seines Armstuhles zurück, hüllte sich tiefer in den grünseidenen, mit Katzenfellen gefütterten Schlafrock und schien zu schlafen, während er nur mit Behaglichkeit seine, wie Ameisen, unter einander herumkribbelnden Gedanken belauschte, welche sich endlich ordneten und an die Circularnote, welche er in sauberer Handschrift niederschrieb, willfährig in den Worten anschmiegten:

„So verschwinden die falschen Schrecknisse, die feindseligen Auslegungen, die finsteren Prophezeiungen, welche Unwissenheit oder Treulosigkeit in Europa verbreitete, um die Meinung der Völker über die reinen und edlen Absichten der Monarchen irre zu leiten. Kein geheimer Plan, kein Ehrgeiz, keine Berechnung des eigenen Vortheils gesellte sich zu dem Entschlusse, den eine gebieterische Nothwendigkeit allein Ihnen im Jahre 1821 vorgeschrieben hatte.“

Jetzt rieselten die Worte ihm aus der Feder, als drängte ein Zauberspruch sie unaufhaltsam hervor auf das feine, goldgeränderte Papier, auf welchem sich die weiße Hand des Hofraths, wie das naschende Köpfchen eines Kaninchens, emsig bewegte. Ein süßes Lächeln spielte um seine Lippen, als er die Worte hingoß:

„Die vereinigten Souverains und Cabinete konnten nicht umhin, Ihre Blicke auf zwei schwere Verwickelungen zu wenden, deren Fortschritte Sie seit der Zusammenkunft in Laibach anhaltend beschäftigt hatten. Eine Begebenheit von großem Gewicht hatte sich vor dem Schlusse jener Zusammenkunft zugetragen. Das, was der Geist der Revolution in der westlichen Halbinsel begonnen, was er in Italien versucht hatte, gelang ihm am östlichen Ende von Europa. In eben dem Augenblicke, wo die militärischen Aufstände zu Neapel und Turin vor der Annäherung einer regelmäßigen Macht zurückwichen, wurde ein Feuerbrand der Empörung in das ottomanische Reich geworfen. Das Zusammentreffen der Ereignisse konnte keinem Zweifel über die Gleichheit ihres Ursprungs Raum lassen. Der Ausbruch des nämlichen Uebels auf so vielen verschiedenen Punkten und allenthalben, wenn gleich unter wechselnden Vorwänden, jedoch von denselben Formen und derselben Sprache begleitet, verrieth zu unverkennbar den gemeinschaftlichen Brennpunkt, aus welchem es hervorging.“

Während so der Hofrath von Gentz vergnüglich be-

schäftigt war, ein Blatt der neuesten Geschichte zu schreiben, hatte Todesschreck und entsetzliche Angst das Haus Antonio's erfüllt.

Die Leiche des Grafen Joseph lag noch in der Capelle vor dem Altare, wohin sie am Morgen gebracht worden war, nachdem Antonio erklärt hatte, daß das Hinterhaupt vom Sturze zerschmettert und jeder Lebensfunken entflohen sei.

Das Polizeipersonal kam jetzt, um diesen traurigen Vorfall zu Protokoll zu nehmen. Eben trat der Polizeiwachtmeister mit zwei Gehülfen oben aus dem alten Gebäude heraus und besichtigte das zerbrochene Geländer der Brücke.

„'s ist halt ganz natürlich," sagte er, „daß ein Mensch, der mit dem Geländer hier durchbricht, auch das Genick bricht; 's ist gar kein Wunder!"

„Aber wie ist denn der selige Herr Graf," fragte argwöhnisch der Polizeidirector, welcher jetzt unter die Thür getreten war, „auf die Brücke herausgekommen?"

„'s ist halt ganz natürlich," versetzte der Wachtmeister, „daß man bei einer Hochzeit einen Schluck über Durst trinkt; nun schau'n Euer Gnaden, da verfehlt man den Weg. Als ich vor'm Jahr noch mit in Neapel stand, ist es meinem Nebenmann, dem Hannseph, auch so gegangen. Er hatte auch in den scharzen Wein zu lange hineingeschaut, bis ihm der Schwefel in den Kopf, und er, statt er in das Bett hinein, zum Fenster hinausstieg und hinunterplumpte, ohne wieder aufzustehen. Freilich war er nur ein Füsilier und keine Excellenz."

Jetzt zog sich die Polizei wieder zurück, um die Aussage Isabellens aufzunehmen.

Ines stand jedoch an der Kammerthür und versicherte dem Polizeidirector, daß ihre gnädige Frau ein Mal um das andere in Ohnmacht falle, und daß der Schreck ihr die Besinnung und die Sprache geraubt haben müsse.

Jetzt kam auch der alte Hofmarschall aus ihrer Stube heraus und betheuerte dasselbe, indem er hinzu-

fügte: „daß die gnädige Gräfin auch keinen weiteren Aufschluß geben könne, da der selige Graf in der Nacht nicht bei ihr gewesen sei, vielmehr auf dem Wege zu ihr die Thür verfehlt haben und so auf die Brücke und dort zu seinem Unglücke gekommen sein müsse!"

Der Polizeidirector ließ sich bedeuten und verfügte sich mit seinen Leuten zur Todtenschau in die Capelle.

Noch waren alle Blumen und Blätter in den Kränzen und Guirlanden frisch und duftend, nur der Jüngling, dessen Hochzeitsfest sie geschmückt hatten, lag bleich und todt auf derselben Stelle, wo er gestern noch in ein weites, reiches Leben keck hinausgeblickt hatte.

Wie sie Tags vorher fröhlich auf ihn herabgeschienen hatten, so lächelten sie auch wieder jetzt gleichmüthig auf seine Leiche herunter, und mit demselben schmerzlichen Blicke, mit welchem die Mater dolorosa gestern ihren Lampenschein in seine brennenden Augen, goß sie auch heute wieder die spielenden Lampenstrahlen über sein todesstarres Gesicht.

Da Antonio die Polizei überzeugte, daß keine Verletzungen am Leichname vorhanden, als diejenigen, welche die nothwendige Folge des Aufschlagens auf das Steinpflaster des Hofes waren, gab der Director die Erlaubniß zur Beerdigung.

Er folgte jetzt Antonio hinüber in dessen Arbeitszimmer, wo der Polizeischreiber sein Protokoll aufnehmen sollte.

Während dieser das Ergebniß der Besichtigung an Ort und Stelle zu Papier brachte, zog Antonio den Polizeidirector in das Nebenzimmer.

Da sein ganzes Aussehen nicht die Angst verbarg, welche ihn aufregte, so fragte der Polizeidirector argwöhnisch: „Wie kommt Ihr mir vor, Signor Antonio? Kennt Ihr irgend eine Ursache von dem Tode des Grafen, welche außerhalb eines Zufalls liegt, so wagt nicht das Geringste zu verschweigen, denn früher oder später kommt

es doch an den Tag. Betrachtet mich jetzt als Euren Freund und Rathgeber."

„Ihr rathet falsch," entgegnete Antonio, „wenn Ihr wähnt, daß mich dieser schreckliche Vorfall in meinem Hause in diese Unruhe versetzt, denn Niemand hat den Grafen nöthigen können, zur Nacht auf die Brücke zu kommen und mit dem Geländer durchzubrechen. Mich erschüttert sein Tod, aber er macht mir keine Unruhe. Meine Angst hat eine mir näher liegende Ursache; meine Schwester ist seit gestern Nacht, wo sie zu einer Gesellschaft bei dem russischen Fürsten Iwan fuhr, noch nich wieder zurückgekommen. Vergeblich habe ich schon zu verschiedenen Malen in das Quartier des Fürsten geschickt, jedoch keine Auskunft erhalten können. — Auch fürchte ich mich, voreilig Lärm zu machen, da die Ehre meines Hauses dadurch gefährdet werden könnte. Ihr seht, in welche furchtbare Lage ich versetzt bin. Rathet mir, was ich thun soll?"

„Wie?" fragte der Polizeidirector, „war nicht früher der Graf mit Eurer Schwester bekannt?"

„Was wollt Ihr damit meinen?" entgegnete Antonio.

„Nichts, als daß Ihr hier sehr vorsichtig sein müßt," erwiederte der Polizeidirector, „wenn Ihr nicht ihr Verschwinden mit dem Tode des Grafen in Verbindung und Euch in unabsehbare Verlegenheit bringen wollt. Wenn es nicht den Allerhöchsten Gästen unserer Stadt und dieser im Besonderen daran liegen müßte, diesen Unglücksfall, was er auch sein mag, dem Zufalle zuzuschreiben, so würde ich auf Eure Mittheilung hin die strengste Untersuchung eintreten lassen. Sobald jedoch Eure Schwester wieder zum Vorschein kommt, bitte ich mich persönlich davon in Kenntniß zu setzen, damit sie mir die gehörige Auskunft über ihr Außenbleiben in der Nacht giebt."

„Ihr gebt mir den Trost," versetzte Antonio gereizt, „welchen ich von der Polizei erwarten konnte. Ich

werde meine Sache selbst in die Hände nehmen. Getraut Ihr Euch nicht, den Fürsten Iwan zu fragen, was die Heimkehr meiner Schwester, welche er in seiner Equipage zum Feste abgeholt hat, behindert hat, da er doch verbunden gewesen ist, sie auch sicher heim an Ort und Stelle zu bringen, so werde ich selbst nach meiner Sache sehen, und so wahr Gott lebt, ich werde ohne Polizei den Weg finden, der mich zur Gerechtigkeit führt."

„Wie Ihr beliebt!" versetzte kurz der Polizeidirector, „nur vergeßt nicht, daß wir eine städtische und keine adelige Polizei sind; wir können bloß unter uns, nicht über uns greifen."

Jetzt war der Polizeischreiber mit seinem Protokoll fertig. Der Polizeidirector las es durch und vollzog es. Dann verabschiedete er sich mit gelindem Hohnlächeln von Antonio und entfernte sich mit seinen Leuten.

Antonio jedoch ließ seinen Wagen vorfahren. Mit pochendem Herzen warf er sich hinein und fuhr zum Quartier des Fürsten Iwan.

Der Portier, welcher ihn kannte, ließ ihn ungehindert passiren, und so gelangte er an die Vorsaalthür zum fürstlichen Quartier. Er zog die Klingel, ein russischer Bedienter erschien und fragte in gebrochenem Französisch nach seinem Begehren. Da ihn Antonio bedeutete, daß er der Arzt Antonio sei, glaubte der Bediente, ihn zu seinem Herrn, welcher diesen Morgen über Kopfschmerzen geklagt hatte, passiren lassen zu müssen, indem er voranging, um ihn zu melden, und Antonio nachfolgte.

In demselben Augenblicke aber, wo der Bediente die Stubenthür öffnete, schlüpfte Antonio hinein und stand vor dem Fürsten, welcher im Negligee schmachtend auf dem Sopha lag und in den Werken Casanova's las.

„Wo ist meine Schwester Francesca?" fragte mit fester, mahnender Stimme Antonio.

Der Fürst, welcher ihn bis jetzt noch nicht bemerkt und im Buche geblättert hatte, fuhr entsetzt empor, mur-

melte einige unverständliche Worte vor sich hin und flog dann, wie vom Schrecken Gottes gepeitscht, hinweg in das Nebenzimmer, wo er sich einschloß, noch ehe ihm Antonio folgen konnte.

Antonio hielt sich mit beiden Händen an der Platte des Tisches, welcher vor dem Sopha stand, fest, denn seine Sinne wollten ihm vergehen in der Ahnung, daß mit seiner Schwester etwas Entsetzliches vorgefallen sein müsse, da der Fürst auf eine so befremdende Weise sich ihm entzogen hatte und die Antwort schuldig geblieben war.

Der russische Bediente stand hinter ihm und zerrte ihn am Aermel, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Jetzt aber fuhr Antonio heftig empor, packte ihn bei der Brust und rief: „Gieb Antwort! wo ist meine Schwester Francesca geblieben, welche gestern zur Nacht hier auf dem Privattheater dem Kaiser Darstellungen gegeben hat?"

„Nix versteh!" erwiederte der Bediente und machte ein unendlich dummes Gesicht.

Antonio schleuderte ihn von sich, daß er weit in das Zimmer hineintaumelte, eilte hinunter und fuhr zum Hofrath von Gentz, von welchem er wußte, daß er in der verwichenen Nacht mit seiner Schwester zusammen in der Gesellschaft bei dem Fürsten gewesen war. —

Unterdessen stieg Nepomuk die dunkle Treppe zum Logis Clärchens hinauf.

Als bei anbrechendem Tage die Leiche des Grafen im Hofe gefunden wurde, hatte er aus treuer Fürsorge für die Verlassenschaft des Verunglückten sich in das frühere Logis desselben begeben, wozu ihm Graf Joseph Tags zuvor die Schlüssel gegeben hatte. Er hatte dort eine schnelle Durchsicht der Kostbarkeiten vorgenommen und die werthvollsten und fügbarsten davon für so angreifbar erachtet, daß er sie, in einen kleinen Reisekoffer verpackt, in sichere Verwahrung zu bringen suchte.

Mit scheuen Blicken trat er in das Zimmer, wo nur Clärchens Mutter anwesend war.

„Sind Eure Gnaden," fragte er leise, „ganz allein und können wir ungestört sein?"

„Mein Clärchen schläft noch," versetzte die kluge Alte, „und wer sollte zu uns kommen, seitdem der Chevalier nicht mehr lebt?"

„Ach, ist das ein Schicksal auf dieser Welt!" fuhr Nepomuk fort; dabei brachte er den kleinen Reisekoffer unter dem Mantel hervor und legte ihn auf seinen Schooß, während er sich auf den einen Rohrstuhl an den Tisch seiner künftigen Schwiegermutter gegenübersetzte.

„Fehlt Ihnen denn Etwas, Herr Nepomuk," fragte die Alte „da Sie so traurig, ja so recht niedergeschlagen sind, als wäre Ihnen Ihr Herr Vetter gestorben?"

„Sie haben einen recht klugen Ausspruch gethan, Euer Gnaden," versetzte Nepomuk, „denn mir ist allerdings Jemand gestorben, ein Jemand, den wir Beide kennen."

Bei diesen Worten begann er so zu weinen und zu schluchzen, daß er nicht zu Worten kommen konnte. Lange war Clärchens Mutter bemüht, ihn zu sich zu bringen. Sie wischte ihm mit ihrer Schürze die Thränen aus den Augen und pochte ihm mit der flachen Hand in den Nacken, bis er endlich rief:

„Er ist todt, der letzte Borotin! der gnädige Graf Joseph von Rankenstein, und mit ihm der Josephinische Zweig!"

„O du heilige, gebenedeite Mutter Gottes!" rief die Alte; „der gute, liebe, brave Herr! Habe ich denn recht gehört, der Herr Graf?"

„Es ist eine schauerliche That!" versetzte Nepomuk geheimnißvoll.

„Eine That?" fragte erschrocken die Alte.

„Ja freilich, eine That! Eine fürchterliche That! Eine Schauergeschichte für das Burgtheater! O, es giebt gräßliche Räthsel in der Natur!"

„Hat er denn nicht," fuhr die Alte fort, „die spanische Prinzessin geheirathet? Und ist gestern nicht die

Hochzeit gewesen? Herr Nepomuk, mir geht Alles im Kopfe um und um."

„Das ist ja eben das ungeheure Schicksal!" flüsterte Nepomuk; „in der Liebesverblendung tappt er den Corridor hinter, verfehlt die Thür zur Brautkammer und drückt dafür die Thür auf, die hinaus in das Freie auf die Brücke geht; dort erschrickt er über seinen Irrthum, stürzt mit dem Brückengeländer in den Hof und liegt unten — starr — kalt — todt in der heulenden Stunde der Mitternacht."

„Hört auf! Hört auf! Herr Nepomuk, oder ich falle in Ohnmacht; meine armen Nerven sind für so eine adelige Begebenheit nicht stark genug; erlaubt, daß ich meinen Bisamapfel suche!

„Wenn ich daran denke," fuhr sie nach einer Weile fort, indem sie an dem Bisam roch, „wie der selige, nunmehr in Gott zu Tod' gefallene, Herr Graf manchmal Abends bei uns Knödeln und gebackene Hähnerl gespeiset hat, so muß ich weinen!"

„Ja weinen!" versetzte Nepomuk, „denn er hat es um uns verdient. Noch ehe er gestern zur Hochzeit fuhr, nahm er mich bei Seite, drehte mir, wie er es zu thun gewohnt war, da den obern Knopf an der Livree und sagte: „Du bist doch ein kreuzehrlicher Kerl, Nepomuk! Zeit meines Lebens bist du mir treu gewesen. Ich will gewiß für dich nach meinem Tode sorgen. Sollt' mir was Menschliches begegnen, Nepomuk, so tröste mein Clärchen! — Hinter meinem Secretair wirst du dann ein Felleisen finden; was darin ist, soll dein sein! Verkaufe die Kostbarkeiten an sichere Juden, damit du nicht in Verdacht kommst, als hättest du das Legat nicht auf rechte Weise von mir bekommen; denn es giebt fürchterliche Advocatenkniffe, welche dich chikaniren könnten; verzehre lieber heimlich in der Stille auf mein Wohl diese irdischen Güter, über deren Besitz ich dann dort jenseits erhaben sein werde! Aber denke an mein Clärchen, Nepomuk!"

„Hat er das gesagt, der grundgute, höchstselige Herr Graf?" fragte mit thränenerstickter Stimme die Alte; „ach,

wenn das Clärchen hört, wie wird sie Ihnen diese Botschaft belohnen!"

„Unermeßlich!" rief Nepomuk; „denn wenn Sie das Ihrige zu dem Meinigen thun, und wir Alles zusammen amalgamiren, so sind wir auch Leute, welche Sonntags nach Schönbrunn im eigenen Planwägelchen fahren können. In diesem geringen Felleisen, — sollte man es meinen? — sind — aber werdet Ihr auch schweigen können?"

„Schwöre mir bei allen Heil'gen,
Bei der Sonne hellem Licht,
Bei des Aetna's Gluthenflammen,
Beim Orkan der schwülen Nacht
Einen ungeheuern Eid,
Daß Ihr still, verschwiegen seid!"

„Bei der heiligen Elisabeth und der unbefleckten Empfängniß und allen Nothhelfern!" rief Clärchens Mutter.

„Ich vertraue Ihnen!" versetzte Nepomuk, öffnete das Felleisen und brachte daraus goldene Dosen, brillantene Schuhschnallen, Fingerringe mit den kostbarsten Edelsteinen, eine schwere, goldene Tasse, Busennadeln mit Sapphiren und Smaragden und einen großen, grünseidenen Beutel voll Chremnitzer Ducaten heraus.

„Ist das nicht eine Gnade?" fragte Nepomuk, „und welch' eine seltene Erkenntlichkeit für den treuen Diener seines Herrn! Denn Sie wissen wohl nicht, daß ich in Wien seit Jahren der Verwalter seines Palais bin? Und mir hat er immer sein Vertrauen geschenkt!"

Die Alte konnte sich an dem Glanze der Edelsteine nicht satt sehen. Vorzüglich gefiel ihr ein großer Brillantenring.

Nepomuk knieete nieder und überreichte ihr denselben mit den Worten: „Madame, es liegt Ihr Sohn zu Ihren Füßen und fleht um Clärchens unschuldsvolle Hand!"

„Stehen Sie auf, Herr Nepomuk!"

„Madame! sagen Sie lieber: mein Sohn!"

„Mein geliebter Sohn!"

Nepomuk sprang in die Höhe und umarmte seine gerührte Frau Schwiegermutter.

Zweites Capitel.

Hofrath von Gentz machte eben seine Toilette, um später zu seinem Chef und Gönner zu fahren. Er stand vor dem Spiegel und probirte sich die neuen Perrücken auf, welche er eben aus Paris erhalten hatte. „Welche schreckliche Coiffure," rief er jetzt, „mit den tragisch emporsträubenden Wirrlocken! Mein Gott, man müßte mich für einen Wahnsinnigen halten, wenn ich damit in der Gesellschaft erschiene."

„Jean!" rief er jetzt seinem französischen Diener, „welche Nummer habe ich auf?"

„Nummer fünf, Euer Excellenz!" entgegnete Jean.

„Sieh' einmal nach, wie sie der Friseur in seinem Conto beschreibt."

„Heroische Riego-Tour!"

Der Hofrath warf die Perrücke hin und rief: „Ist der Coiffeur bei Sinnen, uns hierher eine spanische Revolutionsperrücke zu schicken?"

„Es ist aber die neueste Pariser Mode!" entgegnete Jean.

„Streife mir einmal die blonde Tour über!" befahl der Hofrath und betrachtete sich wieder, nachdem es geschehen war, im Spiegel.

„Nimm mir sie wieder ab!" sprach er wehmüthig zu Jean, „die blonde Jugend steht mir nur noch bei Abendbeleuchtung zu Gesicht, wenn wir mit ein wenig Schminke nachhelfen können.

„Was hast du da für eine kurzgeschnittene, rabenschwarze Tour?"

„Die Imperialtour, welche dringend empfohlen wird wegen des mühsamen Naturellwirbels.“

„Ich werde sie heute tragen,“ versetzte der Hofrath, als er fühlte, wie knapp sie sich um die Schläfe anschloß. „Bringe mir dazu die blaßgelbe Weste und den schwarzen Frack.“

Jean brachte die Kleider; aber kaum kamen sie in die Nähe des Hofraths, so rief er: „Welch' ein abenteuerlicher Tabaksgeruch verbreitet sich im Zimmer? Schnell spritze Alles mit Eau de Levante an; es ist zum Sterben!“

„Ich dachte mir es gleich, daß Eure Excellenz,“ versetzte Jean, „den Cigarrengeruch, welcher bei dem Ritter Malavilla alle Zimmer verpestet, mit heimbringen würden.“

„Schnell, trage den schwarzen Frack hinaus und bringe mir dafür den braunen!“

Jean flog hinaus und kam mit dem befohlenen Kleide zurück, welches sich der Hofrath am Kamine wärmen und dann anziehen ließ.

„Kannst du mir nicht die Cravatte etwas nachlässiger binden?“ fragte er seinen Jean, welcher bemüht war, die Schleife zu machen.

„Herr Hofrath,“ versetzte Jean, „die Jahreszeit, in welcher wir leben, verlangt Alles anliegend und knapp.“

„Gut denn!“ entgegnete der Hofrath; „stecke mir nun die Orden an.“

Jean eilte zu der Chiffoniere und nahm daraus die verschiedenen Etuis von rothem Saffian, in welchen sich die Ehrenzeichen befanden.

Nach kurzer Mühe war der Hofrath so weit decorirt, als es geschehen konnte.

Nachdem ihm Jean noch die Ringe an die Finger, die Busennadel vorgesteckt und den Hut, Handschuhe und Mantel zurechtgelegt hatte, befahl er, in einer halben Stunde den Wagen vorfahren zu lassen.

Jean verließ ihn jetzt, während er sich wieder zu seinem Arbeitstische setzte, um noch einmal die Circularnote zu lesen. Er versank dabei in wehmüthige Betrachtungen

und sprach bei sich: „Was ist Wahrheit, was nicht? Was ein Verbrechen, was eine Heldenthat? Alles kann liebenswürdig oder abscheulich erscheinen, je nachdem die Beleuchtung darauf fällt. Was die Welt heute bis in den Himmel erheben muß, tritt sie morgen in den Koth, und in Beidem hat sie Recht. Schön nennt man, was Mode ist, und die Mode ist nur die angemessene Form, in welcher Menschen und Begebenheiten sich nach einem stillschweigenden Uebereinkommen geltend machen mögen. Alles, was dagegen ist, ist ebendeshalb schlecht, weil es rebellisch ist. So ist der Schein zugleich das Wesen im Leben, und der Schein selbst ist das unbegreifbare, in reizenden Moden veränderliche Etwas."

Jean meldete jetzt den Arzt Antonio an. Der Hofrath nahm ihn an, und der Kammerdiener ließ ihn herein.

„Was bringt Ihr mir, Signore Dottore, zum guten Morgen?" fragte der Hofrath.

„Leider nur Trauriges!" versetzte Antonio: „Eure Excellenz war gestern noch heiter mit dem Grafen Joseph bei seinem Hochzeitsmahle und noch später mit meiner Schwester Francesca in der Abendgesellschaft bei dem russischen Fürsten Iwan zusammen, und gewiß hätte gestern Niemand geahnet, daß das furchtbare Geschick Allen so nahe stehen könnte."

„Was ist geschehen?" rief der Hofrath entsetzt; „ist Eurer schönen Schwester ein Unglück zugestoßen? Mein Gott, sie stand gestern Nachts noch so schön und herrlich vor uns; und als wir die Gesellschaft verließen, mußten wir uns sagen, daß die Erinnerung an sie ein ganzes Leben lang uns erfreuen müsse. Ich sehe sie noch immer als die zum tödtlichen Sprunge verhüllte Sappho auf dem Felsen stehen, vorgebeugt, schon über dem Meere schwebend, das sehnsüchtig zu ihr die Arme emporzustrecken schien; — unmöglich kann ihr nachher noch Etwas widerfahren sein. Die Gesellschaft trennte sich nach der Darstellung dieses Bildes."

„Sie ist nicht wieder heimgekehrt," versetzte Antonio,

„und vergebens habe ich mich selbst bei dem Fürsten Iwan erkundigt; er blieb mir die Auskunft schuldig und entfloh vor mir.“

„Das ist ja eine ganz entsetzliche Geschichte; — vielleicht ist die schöne Francesca doch wieder zur Nacht heimgekommen und hat erst am Morgen irgend eine Freundin besucht. Vielleicht ist sie in diesem Augenblicke, wo Ihr mich beunruhigt, wieder heimgekehrt. Ihr seid zu ängstlich und werdet dem Rufe der schönen Signora schaden. Ich kann Euch nur sagen, daß sie sich äußerst wohl in der Gesellschaft bei dem Fürsten befand, als ich sie verließ.“

„Herr Rath, verzeiht mir,“ entgegnete Antonio, „wenn ich Euch irgend beschwerlich falle; aber erwägt, in welche fürchterliche Lage ich versetzt bin. Als heute früh die Leiche des Grafen im Hofe gefunden worden —

„Leiche?“ rief der Hofrath mit Entsetzen; „Graf Joseph ermordet?“

„Verunglückt —“

Der Hofrath sprang auf und in den Winkel zurück, als wäre ein Bandit vor ihm erschienen. „Verlaßt mich im Augenblicke! Ich rufe um Hülfe! Mörder! Mörder! Demagogen!“ schrie er, und Jean trat herein.

„Seine Excellenz,“ versetzte mit Bestürzung Antonio, „irrt sich in mir; ich bin nur ein zum Tode bekümmerter Mann.“

„Entfernt Euch! Dann mag Alles sich verhalten, wie es will; ich wünsche von gar Nichts weiter zu wissen.“

„Wenn Euch nur mein Anblick ängstigt,“ entgegnete Antonio, „so könnt Ihr ruhig leben und sterben!“

Mit diesen Worten verließ er den Hofrath.

„Jean!“ sagte jetzt dieser mit matter Stimme; „hast du die fürchterliche Drohung gehört? Was er wohl mit dem ruhig Sterben gemeint hat? Reibe mir doch die Schläfe mit etwas Naphta; ich fühle eine Schwäche in allen Nerven bis zur Ohnmacht. Stelle dir nur vor, Graf Joseph ist todt, oder vielleicht ermordet, wenn ich recht gehört habe! Ist der Wagen vorgefahren?“

„Zu Befehl!“ versetzte Jean.

„Da wirf mir den Pelz um! Nun noch den Mantel! — Nimm den Fußsack mit hinunter, daß ich mich nicht erkälte; denn auch die Herbstluft scheint sich hier gegen uns verschworen zu haben. — Fast kann sich kein Mitglied des Congresses rühmen, in diesem Herbste von der Grippe verschont geblieben zu sein.“

So wohl verwahrt gegen die rauhe Witterung, verfügte sich der Hofrath hinunter und stieg unter dem Regenschirme, welchen Jean über ihn hielt, in den Wagen.

Tief in Pelz und Mantel verhüllt, die Circularnote in der Mappe neben sich, fuhr Hofrath von Gentz zu seinem Fürsten.

Heiter empfangen, legte er ihm zuvörderst das Concept der Circularnote vor.

„Ich setze meinen Namen,“ sagte freundlich der Fürst, „unbedingt darunter, ohne die Schrift vorher gelesen zu haben. Sie haben die eigene Gabe, meine Ansichten aus mir herauszufühlen. Lese ich sie von Ihnen niedergeschrieben, so kommt es mir vor, als würde ich mir erst ihres guten Rechtes bewußt. Doch Sie sehen, erlauben Sie mir die Bemerkung, so bestürzt aus? Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?“

„Euer Durchlaucht kann ich nicht verschweigen, daß ich auf das Aeußerste bestürzt bin. Eben war der Arzt Antonio bei mir und erkundigte sich nach seiner Schwester, welche gestern einige Darstellungen lebender Bilder in der Gesellschaft bei dem Fürsten Iwan gegeben hat und nicht nach Hause zurückgekehrt ist. Dabei erwähnte er beiläufig, daß Graf Joseph im Hofe vor dem Quartier des spanischen Gesandten todt gefunden worden sei.“

„Die Polizei hat mir den unglücklichen Vorfall melden lassen,“ versetzte ruhig der Fürst. „So sehr sein Tod auch zu beklagen ist, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß er anfing, sich unsicher zu machen. Zur Erreichung seiner Privatabsichten scheute er sich nicht, jeden Einfluß, welchen er hatte, zu mißbrauchen. Sein

ausgezeichnetes Talent hatte durchaus eine zweckwidrige Richtung genommen. Er hatte den innern Halt verloren und mußte früher oder später zu Grunde gehen. Des Menschen Gemüth ist sein Schicksal."

„Wenn man aber an so viele öffentliche und heimliche Tödtungen diplomatischer Männer denkt," erwiederte der Hofrath, „und wieder hier und dort und überall bald mehr, bald weniger gefährliche Volksaufstände uns gegenübertreten sieht, so möchte man doch eine über Europa verzweigte Verschwörung eingestehen müssen. Ich bewundere den Muth Eurer Durchlaucht, mit welchem Sie mitten unter den herumschwirrenden Banditen ruhig stehen und sie der Gerechtigkeit überliefern oder wenigstens einschüchtern, nur besitze ich ihn nicht."

„Sie nehmen das Alles zu schwierig," entgegnete der Fürst, „und sehen die Tagesbegebenheiten in zu düsterem Lichte. So lange es Staaten, hat es auch Parteien, Verschwörungen und Revolutionen gegeben. Die Klügsten und Muthigsten werden immer Herrscher, die Geistesbeschränkten und Zagen Diener. Daß sich gegen die herrschende Partei immer eine andere bildet, ist der natürliche Lauf der Dinge, welchen man weder ganz aus den Augen setzen, noch auch überschätzen darf; denn man darf nicht vergessen, daß der Diplomat ein Feldherr ist im großen geschichtlichen Kampfe, in welchem denn freilich auch von beiden Seiten die Kühnsten fallen."

„Und leider habe ich das Unglück seit dem Befreiungskriege zu diesen Kühnen zu gehören," versetzte der Hofrath, „und doch erlaube ich mir, zu versichern, daß ich die rechte Begeisterung, durch Meuchelmord zu fallen, noch nicht in mir spüre."

„Zu Ihrem Troste," versetzte der Fürst, „nehmen Sie das Protokoll, welches die Polizei über den traurigen Vorfall an Ort und Stelle aufgenommen hat, mit nach Hause, und Sie werden finden, daß hier nur ein Zufall zu beklagen ist."

Der Fürst übergab ihm das Protokoll und entließ ihn.

Drittes Capitel.

Der russische Bischof ging betend in seinem Zimmer auf und ab, als Antonio zu ihm eintrat.

„Worin kann ich Euch dienen?" fragte der Bischof; „Euer Haus ist mir nicht unbekannt; habt Ihr nicht auch eine schöne Schwester, welche Francesca heißt und deren Bild ein hiesiger Maler als schlummernde Ariadne gemalt hat? Seine kaiserliche Majestät hat es für seinen Winterpalast in St. Petersburg angekauft."

„Meine Schwester," entgegnete Antonio, „hat von den verschiedensten hohen russischen Herrschaften vielfache Auszeichnungen genossen.

„Selbst Seine kaiserliche Majestät hat ihr noch gestern Abend in der Gesellschaft bei dem Fürsten Iwan, wie ich vernommen habe, große Ehre erzeigt. Das Alles ermuthigt mich, Eure Heiligkeit zu bitten, mir den Aufenthalt oder das Schicksal meiner Schwester, welche Fürst Iwan bis jetzt noch nicht wieder heimgebracht hat, ausmitteln zu helfen. Ich bin genöthigt, mich deshalb unmittelbar an den Kaiser zu wenden, wenn im Laufe dieses Tages meine Nachforschungen noch kein beruhigendes Resultat geliefert haben sollten."

Der Bischof war von dieser Erzählung betroffen. Er fragte nach den kleinsten Details des Hergangs vor der Abendgesellschaft bei dem Fürsten Iwan und der Zusammenkunft Antonio's mit ihm an diesem Vormittage.

„Das ist Alles seltsam, was Ihr mir hier sagt," versetzte er endlich, „und ich theile allerdings Eure

Meinung, daß ein Unglück ihr widerfahren sein muß. Wenn Ihr diese Angelegenheit, deren Wichtigkeit für Euch und uns am Tage liegt, nicht durch voreilige Schritte verwirren wollt, so biete ich gern meine Hand zur Aufklärung.

„Kehrt zunächst ruhig heim; morgen früh werde ich Euch wieder zu mir bestellen lassen, um das, was ich herausbringen werde, Euch mitzutheilen und mit Euch das, was nothwendig sein sollte, zu überlegen."

Antonio dankte Seiner Heiligkeit mit den verbindlichsten Worten und entfernte sich.

Der Bischof jedoch ließ einen Wagen kommen und fuhr zum Fürsten Iwan. Er wurde angenommen, wie er erwartet hatte. Der Bediente führte ihn zum Fürsten in die Stube, wo dieser, wie ein Verzweifelnder, stöhnend auf dem Teppich lag.

„Stehen Sie auf, Fürst Iwan!" rief der Bischof, „gebraucht Ihr Gewissen den Zuspruch der Religion, so will ich Ihnen ihre Hülfe bringen!"

Der Fürst schien ihn aber immer noch nicht zu erkennen; er starrte ihn mit gläsernen Augen eine Zeitlang an, dann fing er bitterlich zu weinen und zu klagen an: „Herr Bischof, Sie sehen hier den unglücklichsten Menschen von der Welt! Ich bin krank, sehr krank, und kann nicht die Stube verlassen; ich habe mich schon bei Seiner Majestät dem Kaiser entschuldigen lassen; der Tod meines Freundes, des Grafen Joseph, hat mich so erschüttert. Er wohnte zuletzt im Hause eines hiesigen Arztes; Antonio heißt er, wie ich glaube. Ja, ja, so ist es! Was wohl seine junge Frau beginnen wird? Es ist viel Unglück dort zusammen gekommen!"

So schwatzte der Fürst, wie in Todesangst, Alles durcheinander, bald im Begriffe, sich dem Bischofe zu entdecken, bald wieder, Alles zu verschweigen.

„So schnell," versetzte der Bischof, „kann sich das Leid in unsere Freude drängen, um uns zu zeigen, daß

wir über das Irdische nie das Jenseits aus den Augen verlieren sollen."

„Ihre Worte," entgegnete der Fürst, „sind himmlische Accorde für meine sündige Seele; wo wäre auch hienieden ein Mensch, der sagen könnte: ich bin ganz rein von aller Sünde? Nicht wahr, Eure Heiligkeit? Sie freilich sind ein Priester und stehen von selbst über der Welt und ihrem Dichten und Trachten. Wie glücklich ist der Mensch, welcher in seinem Rapport zur Gottheit von der Nichtigkeit der Dinge nicht gestört wird! In der Welt giebt es so unberechenbare Zufälle, welche man uns in das Gewissen schiebt, Dinge, welche gar nicht verantwortet werden können, und doch verantwortet werden müssen. Eure Heiligkeit werden wissen, was ich meine."

„Der plötzliche Tod des Grafen," versetzte der Bischof, „hat auf Sie, wie ich vermuthe, einen um so heftigeren Eindruck gemacht, je fröhlichere Bilder noch Ihre Seele von der verflossenen Nacht her umgaukeln mochten?"

„Haben Sie schon gehört? Weiß man davon? Ja freilich, der Tod ist ein entsetzlicher Mahner an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Wissen Sie etwas Genaueres von dem Tode des Grafen?"

„Noch ist die Nachricht davon in der Stadt nicht so verbreitet, wie die Erzählung von dem Feste, welche Sie Seiner kaiserlichen Majestät gegeben haben. Es wird überall von den lebenden Bildern gesprochen, welche bewundernswerth schön gewesen sein sollen."

„O, es war ein ausgezeichneter Genuß!" rief hastig der Fürst, „Seine Majestät, ja wir Alle waren davon entzückt. Wirklich spricht man davon in anderen Zirkeln?"

Der Bischof ließ ihn jedoch nicht entrinnen. Er fesselte ihn immer wieder an die Thatsache, zu deren Erzählung er ihn hinzudrängen bemüht war.

„Darf ich fragen," versetzte er, „welche Darstellungen beliebt worden sind?"

„Nur einige Gruppen," erwiederte der Fürst, „brachten wir zur Darstellung: die Amazonenkönigin Hippolyte mit ihren Schwertjungfrauen in die Schlacht sich stürzend, — die schlafende Ariadne und Sappho, wie — sie — auf dem Felsen steht."

„Die schlafende Ariadne?" fragte wieder der Bischof; „vielleicht nach dem Bilde, welches Seine Majestät hier angekauft hat?"

„Ganz und gar das nämliche Bild und von derselben Person dargestellt, welche dem Maler gesessen hat. Eben dieses schöne Zusammentreffen erfreute vorzüglich Seine kaiserliche Majestät, welche noch bei dem Einsteigen in den Wagen mir Ihre allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen gab. Wer möchte auch einem so liebenswürdigen Kaiser nicht gern eine vergnügte Stunde bereiten? Ich darf es gestehen, daß ich kein anderes Studium habe, als ihm zuweilen eine trübe Wolke von seiner erhabenen Stirne zu verscheuchen; wie glücklich bin ich, wenn es mir gelingt!"

„Es hat also," fuhr der Bischof fort, „das lebendige Bild Ariadne's Seiner Majestät gefallen?"

„Ganz ungemein!" entgegnete der Fürst.

„Ich selbst," versicherte der Bischof, „bin neugierig, die Darstellerin kennen zu lernen; es muß eine außerordentliche Schönheit sein, soviel ich vernommen habe."

„Glauben Sie," versetzte der Fürst, „daß die Schönheit nicht auch Geschmacksache ist? Da hatte ich einen Freund, welchen rothes Haar entzückte; dann habe ich einen Andern gekannt, welcher kurze und dicke Personen für schön hielt."

„Ich werde Ihnen," entgegnete der Bischof, wieder zum Ziele einlenkend, „meine Meinung über die schöne Veroneser Ariadne unumwunden sagen. Ich hoffe, Ihren Geschmack bewundern zu können. Francesca heißt sie, wie Sie sagten?"

Der Fürst zuckte bei Nennung dieses Namens zusammen; der Bischof aber fuhr fort:

„Durch den Maler Malocchio haben Sie ihre Bekanntschaft gemacht?“

„Da das Gemälde Seiner Majestät so ungemein gefiel,“ antwortete der Fürst, „so war es mir allerdings angenehm, ihm die Bekanntschaft dieses lebenden Originals zu verschaffen.“

„Wenn ich nicht irre,“ versetzte der Bischof, „begegnete ich ihr gestern Nachts bei der Illumination; sie fuhr in Ihrer Equipage, wenigstens saß Ihre Schwester, die Frau Marschallin, mit einer mir unbekannten jungen Dame darin.“

„Eure Heiligkeit hat ein scharfes Auge!“ versetzte der Fürst. „Ich ließ sie zur Gesellschaft holen, wo sie uns die Bilder darstellen wollte.“

„Sie sind, wie es mir scheint,“ fuhr der Bischof fort, „Signora Francesca ungemein gefällig gewesen. Es muß ihre Familie schmeicheln, daß ihre Frau Schwester sie in ihren mütterlichen Schutz genommen, zum Feste abgeholt und ebenso wieder heimgebracht hat.“

„Wieder heimgebracht?“ — wiederholte fragend Fürst Iwan.

„Sie fragen mich?“ entgegnete der Bischof.

Fürst Iwan zwinkerte mit den Augen, in welchen die Pupille unruhig hin und herfuhr.

„Also ich darf Seiner kaiserlichen Majestät,“ fuhr der Bischof fort, „die Versicherung geben, daß Ihre Frau Schwester, die Marschallin, Signora Francesca wieder in ihre Wohnung gebracht hat? Sie wissen, daß bei dem Kaiser eine galante Nachfrage zuweilen erwartet werden kann. Ich hoffe noch heute zu ihm gerufen zu werden. Also so sehr hat sich Seine kaiserliche Majestät für die reizende Veroneserin interessirt?“

Bei dieser Frage stürzte sich Fürst Iwan nieder auf die Kniee und rief: „Ich bin verloren!“

„Vertrauen Sie mir!“ entgegnete der Bischof; „erzählen Sie mir, was geschehen ist!“

Der Fürst ging an die Thür und verriegelte sie, um

ungestört und unbelauscht dem Bischofe sich entdecken zu können.

Der Bischof hörte mit kaum verhaltenem Unwillen seine Erzählung an. Als der Fürst beendigt hatte, fragte er: „Und nun entscheiden Eure Heiligkeit, was ich zu thun oder zu unterlassen habe, um aus diesen traurigen Verwickelungen herauszukommen?“

„Sie haben,“ versetzte der Bischof, „ein verwegenes Spiel getrieben, und es ist nicht zu verhüten, daß es Seiner kaiserlichen Majestät bekannt werde. Francesca's Bruder, der Arzt Antonio, bietet Alles auf, um eine Audienz bei dem Kaiser zu erlangen.“

„Und kann denn,“ fragte der Fürst, „dieser verwegene Mensch nicht unschädlich gemacht werden?“

„Zu Ihrem Unglücke,“ versetzte der Bischof, „ist Graf Joseph gestorben; er war der Einzige, der Ihnen hier vielleicht helfen konnte, da ihm ein großer Einfluß auf die hiesige Polizei vergönnt war. Wie die Sache liegt, scheint es mir gerathen, daß Sie sich Seiner Majestät zu Füßen werfen, und Alles entdecken. Sie haben dann wenigstens das voraus, daß die Darstellung des Hergangs von Ihnen selbst auf geeignete Weise geschehen kann.“

„Ich Unglücklicher!“ rief der Fürst, „da ich mich als krank dort habe entschuldigen lassen, so kann ich unmöglich heute bei Seiner Majestät erscheinen. Morgen früh! ja, morgen früh muß ich zum Lever fahren! Morgen früh! Welche lange Nacht ist noch dazwischen!“

„Darf ich fragen,“ entgegnete der Bischof, „ob Sie irgend Etwas in Bezug auf den jungen Griechen und die Papiere, welche er in den Händen hatte, gethan haben?“

„Ich habe,“ versetzte der Fürst, „davon dem Grafen Joseph Mittheilungen gemacht, worauf dieser polizeilich einschritt, die Papiere an sich brachte und den jungen Griechen, so viel ich weiß, von hier fortwies.“

„Erlauben Sie mir, Her Fürst, Ihnen zu bemerken,

daß Sie unbesonnen gehandelt haben. Wissen Sie, daß Sie damit hochwichtige diplomatische Geheimnisse verrathen haben? Herr Fürst, ich muß bemerken, daß Sie hochverrätherisch an Ihrem Herrn und Kaiser gehandelt haben. Wie waren Sie befugt, den Absichten des jungen Griechen in den Weg zu treten? Wissen Sie, welche Plane wir in Bezug auf Griechenland haben? Meinen Sie wirklich, daß wir unsere Glaubensbrüder ruhig von den Türken werden abschlachten und ausrotten lassen? Wenn ich vorsichtig die Wege prüfte, welche ich mit dem Griechen Achilleus einzuschlagen hätte, waren Sie berechtigt, sie mir durch Verrätherei zu kreuzen?"

Der Fürst warf sich wieder nieder auf die Erde, umschlang die Kniee des Bischofs und rief:

„Heiliger Vater, erbarmen Sie sich eines sinnlosen Menschen! Machen Sie mich nicht unglücklich!"

Der Bischof bückte sich jedoch und stieß die Hände des Fürsten von sich zurück, indem er in seinen Bart hineinmurmelte: „Schuft!"

Er wandte sich jetzt ab, ließ den Fürsten liegen und eilte hinunter zu seinem Wagen.

Kaum war er fort, so sprang der Fürst in die Höhe. Seine ganze Gestalt belebte sich in Zorn und Wuth. Seine großen, grauen Augen standen weit offen, die Lippen und das Kinn zogen sich, wie in Todesangst, zurück, daß die Zähne im Munde unbedeckt blieben, und die Ellbogen stemmten sich in die Hüften, während ihm in den Händen die Daumen zwischen den Fingern herumfuhren.

„Ich muß fort von hier! Gleich! Gleich! Nach Frankreich, nach England! In die Arme des freien englischen Volks! — Meine Güter in Rußland? Freilich! Freilich! Meine Kinder? Ihre Mutter ist Ehrendame der Kaiserin. Sie muß für die Kinder Fußfall thun. Die hiesigen Banquier's respectiren meinen Namen; ich gebe Anweisungen an Stieglitz in Petersburg!"

Jetzt klingelte er. Der Leibeigene trat ein.

„Den Wagen vor, den Wagen, gleich!“ befahl der Fürst. „Während meines Außenbleibens packt Ihr hier Alles; denn — ja, jeden Augenblick müssen wir erwarten, daß Seine kaiserliche Majestät von hier abreist. Wir müssen uns dazu halten. Schnell, den Wagen vor!“

Der Leibeigene eilte fort, der Fürst aber zu seinem Bureau, nahm daraus sein Portefeuille und durchblätterte seine Creditbriefe. Sie schienen ihn zu trösten. Hastig nahm er daraus einige Papiere, legte sie in seine Brieftasche und verschloß wieder die anderen.

Jetzt meldete der Leibeigene an, daß der Wagen vor der Thür halte.

Der Fürst ließ sich den Mantel umwerfen und eilte hinunter.

Viertes Capitel.

Antonio hatte sich vom Bischof nicht beschwichtigen lassen, er war nach der Unterredung mit ihm zwar nach Hause geeilt, da jedoch dort keine Meldung über Francesca's Schicksal eingegangen war, fuhr er zum Podesta da Persico, bei welchem er Hausarzt war.

Da Persico war eben im Begriff sein Arbeitszimmer zu verlassen und zur Familie zu gehen, als Antonio zu ihm eintrat und ihm sein Anliegen vortrug.

„Nun gebt mir Rath, Freund meines Hauses!" rief er. — „Ich beschwöre Euch bei Eurer Freundschaft und bei der Ehre unserer Stadt, schafft mir hier Hülfe! Es gilt vielleicht das Leben meiner Schwester. In Todesnoth streckt sie vielleicht die Arme nach uns aus und vergeblich sucht uns ihr irrendes Auge!"

Da Persico gerieth in die äußerste Verlegenheit, er ging rathlos im Zimmer auf und nieder.

„Wenn mitten aus der Stadt," fuhr Antonio fort, „mitten aus dem Schooße einer alten, vornehmen Familie unter Eurer Amtsführung eine unbescholtene Jungfrau geraubt oder gar entehrt oder gemordet werden kann, ohne daß Ihr alle Mittel aufgeboten habt, gegen eine solche Frevelthat die Gewalt der Justiz geltend zu machen, so wird auf Euren Namen der Makel fallen, welcher uns und der Stadt angethan worden ist."

„Aber bedenkt, Freund Antonio," versetzte da Persico, „mit welchen mächtigen Personen wir hier zu thun haben! Wir müssen immer erwägen, daß unsere städtischen Be-

hörden nur so viel Gewalt und Ansehen haben, als ihnen das Gouvernement gestattet. Setzt kein Mißtrauen in meinen Eifer, Euch zu dienen, wenn ich nachdenke, ob wir Etwas thun können, was uns zum Ziele zu führen vermag. Die geraden Wege sind nicht immer die sichersten, sonst würde ich Euch rathen, Euch sogleich an den Erzherzog Vice-König zu wenden. Dort werdet Ihr selbst einsehen, daß wir Seine kaiserliche Hoheit nur dann mit dieser Privatangelegenheit behelligen dürfen, wenn sonst kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt."

Jetzt war der Rathsdiener in das Zimmer getreten, welcher heute die Meldungen bei dem Podesta zu machen hatte. —

Da Persico hatte im Geheimen die Hauswirthe in Verona auffordern lassen, ihm es sogleich anzumelden, wenn eine hohe Herrschaft im Begriffe sei, abzureisen, um entweder etwaige Ansprüche, welche ein Bürger an einen ihrer Untergebenen zu machen hätte, ermitteln oder noch seine Aufwartung machen zu können.

Als da Persico den Rathsdiener erblickte, ließ er ihn vortreten.

„Der Particulier Serluzzi läßt anzeigen," rapportirte der Rathsdiener, „daß der russische Fürst Iwan seine Rechnungen im Hause berichtigen und einpacken läßt, um noch in der Nacht mit Extrapostpferden abzureisen."

„Bei allen Heiligen!" rief Antonio, „greift Ihr jetzt nicht ein und schafft uns Recht, so geschieht das Unerhörte! Signore Podesta, laßt mich nicht alle Rücksicht vergessen, die ich der Stadt schuldig bin! Muß ich allein meinen Weg gehen, so nehme ich das Messer zum Wegweiser und das Schaffot zum Ziel. Ich will Gerechtigkeit, und ich habe Muth dazu, und wenn das ganze italienische Volk knieend die Fuchtel küßte, so oft ein Ausländer sie ihm um die Ohren schwippen läßt!"

„Ihr vergeßt Euch, Signore Antonio, Ihr vergeßt wahrlich, mit wem Ihr sprecht!"

„Weil es mir scheint, als könnte unsere oberste

Magistratsperson vergessen, daß sie uns Gerechtigkeit schuldig ist."

„Nun, wenn Ihr meint," versetzte beleidigt der Podesta, „daß Euch mit Befehlen geholfen ist, so gebe ich Euch Vollmacht, sie zu dictiren."

„Jesus Maria!" rief Antonio, „wie elend ist ein Italiener daran!" —

„Schicken wir uns ein wenig in die Zeit," entgegnete der Podesta, „und benutzen wir für den nächsten Augenblick das Nächste. Der russische Fürst will, wie es scheint, entfliehen. Nun kann der Commandant allein Befehl an die Wachen an den Thoren geben, den Fürsten zurückzuhalten, bis die Meldung an den russischen Kaiser über Eure Beschwerde gemacht ist. Wollt ihr aber den strengen Weg der Gerechtigkeit einschlagen, so laßt Euch von einem Advokaten eine schriftliche Klage fertigen und gebt sie zur Registrande, damit ich resolviren und Bericht darüber nach Wien erstatten kann mit der Anfrage: ob eine der hohen, fremden Herrschaften hier zur Verantwortung gezogen werden könne oder nicht? Ihr sollt Gerechtigkeit haben, so viel ich nur zu verschaffen im Stande bin! Es soll mich kein Bürger beschuldigen können, daß ich ihm die Justiz verweigert hätte."

„Verzeiht, edler Freund!" versetzte Antonio, „wenn ich Euch in der Heftigkeit meiner Leiden beleidigt haben sollte! Ich weiß, daß Ihr mir gewiß den besten Rath gebt, und nie werde ich vergessen, meine Dankbarkeit für die Hülfe in der Noth Euch zu beweisen; aber, Signore Podesta, in jedem Augenblicke kann der Fürst abreisen!"

„Freilich! Freilich!" entgegnete der Podesta. „Laßt uns daher beeilen, daß wir mit dem Commandanten sprechen, welcher mir sonst in manchen Angelegenheiten freundlich zu Willen gewesen ist und gewiß auch jetzt uns seine Hülfe nicht versagen wird."

Unter diesen Worten gingen Beide die Treppe hinunter, um dem Fürsten Iwan den Rückzug abzuschneiden.

Unterdessen war der russische Bischof vom Fürsten

Iwan heimgekommen. Hier erwartete ihn ein kaiserlicher Adjutant, welcher ihm meldete, daß Kaiser Alexander ihn sobald, als irgend möglich zu sprechen wünsche.

Der Bischof bat, Seiner Majestät Seinen Gehorsam zu bezeigen, indem er in der nächsten Minute nachfolgen werde.

Als sich der Adjutant entfernt hatte, warf sich der Bischof in seinen Armstuhl und schnippte mit den Fingern, bis der Kater kam und ihm schnurrend auf den Schoß sprang.

„Bist du mir heute böse, mein kleiner Bonaparte?“ begann er zum Kater zu plaudern, „pfui, mußt du denn die Handschuhe gleich ausziehen und mir das ganze Fäustchen voll Krallen zeigen? — Nicht zu trotzig auf meine Gunst, nicht zu trotzig; denn sieh', Herrengunst ist manchmal ein Adler, welcher eine Schildkröte in die Höhe trägt, bis er sie fallen und auf dem Felsen zerschmettern läßt; manchmal ist aber auch der Günstling ein Igel, welcher seine Pflegemutter, die alte, gute Schlange, so lange herumstachelt, bis sie ihm doch den tödtlichen Stich geben muß. So schlimm war nun der gute Iwan nicht, nur naschhaft und bornirt. Pfui, Bonaparte, hinter dem Rücken des Herrn von seinem Teller zu naschen! — Nun geh', geh'! Ich bin zum Kaiser bestellt, — dort wird heute Jemand den Hals brechen! — ich nicht, mein Bonaparte, ich nicht! — Wir bleiben zusammen.“

Mit diesen Worten begab sich der Bischof auf den Weg zu dem Kaiser, welcher ihn mit Ungeduld erwartete; denn wieder fühlte er sich vielfach verletzt und zwar an der empfindlichsten Stelle seines Gemüthes.

Er hatte sich in sein Cabinet zurückgezogen. Da die Abenddämmerung bereits begann, so war das Gemach von Wachskerzen erleuchtet. Er saß im Fauteuil, vor ihm auf einem schmalen Mahagonitisch, welcher an beiden Enden zwei Klappen zum Aufschlagen, wie Ohren, herunterhängen hatte, lagen viele Schriften durcheinander, zwischen drin stand ein niedlicher, silberner Adler, welcher

in den Krallen Tinte= und Streusandfäßchen und Stahlfedern zum Schreiben hielt. Ihm gegenüber, hell von Kerzenlicht beleuchtet, hing Malocchio's Gemälde: Ariadne.

Eben kam der Mond über die Giebel der Häuser herüber und sah traulich=mild zu dem nordischen Kaiser herunter, wie ein vielvertrauter Freund.

„Bringst du mir Grüße aus dem Heimathland, du mein Gedankenfreund?“ fragte schwermüthig der Kaiser; „kannst du mir sagen, ob ein Mensch von den vielen Millionen, die du hier unten siehst, glücklich ist? Nicht wahr, es giebt nicht so viel Unglück, nicht so viel Bosheit, Verrath und Undankbarkeit in der Welt, als man mir vorsagt? — Du und mein guter Engel, Ihr wißt es, wie so gern ich die Völker glücklich gemacht hätte, die Gott meinem Regimente anvertraut hat. Ich hätte sie nicht so lieben sollen, vielleicht wäre es besser für mich und für sie gewesen. Mein großer Ahn, Peter mit der eisernen Faust, war mehr für sie geschaffen; ich wäre in einer Hütte glücklicher gewesen, als auf der Höhe, von wo nicht die Stimme der Liebe und nur der rollende, verderbliche Stein zu den Armen und Bedrängten hinunter gelangt.

„Nicht wahr, mein guter Gott, du verzeihst mir, daß ich nicht Alle, ach vielleicht nur Wenige beglückt habe? Es war noch nicht Zeit für mich, dort zu herrschen, oder sie war vielleicht schon längst vorbei. Ich wäre für ein frommes Volk in alter Zeit ein guter Hirt gewesen, für die entarteten, böswilligen Enkel, welche sich meine Untergebenen nennen, bin ich zu weich. O wie oft denke ich an dich, großer Friedrich von Preußen, und deinen Ausspruch: „Ich bin es müde, über Sclaven zu herrschen!“ —

„Nach mir wird ein Anderer kommen. Tröstet Euch!“ —

Jetzt trat er wieder an den Tisch zurück und blätterte in einem aufgerissenen Paquet von Briefen und Zetteln verschiedenen Formates herum. Es waren die Papiere, welche Achilleus entwendet worden waren. Sie enthielten die Zuschriften, welche die Agenten Rußlands mit ver=

schiedenen griechischen Bischöfen, den Häuptern der Phanarioten, den Capitain's und andern einflußreichen Hellenen gewechselt hatten. In einigen dieser Briefe waren die entsetzlichen Verfolgungen geschildert, welche die Hellenen von den Türken zu erdulden hatten, die fürchterlichen Schlächtereien und Schandthaten der Barbaren bei der Entdeckung der Unterhandlungen der Hellenen mit Rußland in Constantinopel, auf Scios und Morea. Eine jede Zeile war ein Wehe- und Hülferuf der gequälten Christenheit. Jetzt las der Kaiser immer weiter, in füchterlichen Bildern drängte sich Hellas vor seine Phantasie, bis es ihm vorkam, als hätten die bösen Geister in einer entsetzlichen Stunde die Gottheit vom Throne gestürzt und die Schaaren der Engel gebunden und geknebelt und schleppten sie triumphirend und höhnend in die Hölle. Und wie sie an ihm vorüberzogen, wandten sich alle Augen der Engel flehend zu ihm, und ihm war es, als könnte er sie mit einem Worte retten, das er doch nicht auszusprechen im Stande war.

Kalter Schweiß rieselte ihm über seine Stirn herunter, sein Herz pochte so gewaltig, daß der Stern vor seiner Brust davon zitterte. Als er aber jetzt die scheußliche Ermordung des Patriarchen in Constantinopel gelesen hatte, sprang er entsetzt empor und rief: „Alles dieses Blut, alle diese Thränen auf deine Seele; — ich bin unschuldig daran!“ — ohne den zu nennen, den er meinte.

Der Kaiser ging jetzt mit großen Schritten auf und nieder, endlich blieb er vor dem Gemälde an der Wand stehen. Wie aus Gewohnheit betrachtete er es, es dauerte jedoch eine Weile, bis er es wirklich erblickte, so zerstreut, oder so sehr war seine Seele noch auf die griechischen Zustände gerichtet.

„Ja, es ist ein wunderthätiger Zauber in diesem Bilde,“ versetzte er endlich, „es ist wie eine ferne, milde, herzerquickende Musik. Werde ich dich wohl wiedersehen, schöne Francesca?“

In diesem Augenblicke stürzte eine Wachskerze vom Leuchter, welcher neben dem Goldrahmen des Gemäldes befestigt war. Der Kaiser trat, leicht erschrocken, einen Schritt zurück, die Kerze brannte zu seinen Füßen noch ein wenig, dann verlöschte sie.

Des Kaisers alter Diener meldete jetzt den Bischof an, welcher sogleich angenommen wurde.

Der Bischof trat ein, verbeugte sich tief und sprach: „Der Friede Gottes sei mit Czar Alexander!“

„Es geschehe! Heiliger Vater,“ versetzte mild und freundlich der Kaiser, „seid uns willkommen zu dieser Stunde, wie immer. Ich bedarf Eures Trostes, selbst Eures christlichen Rathes. Setzt Euch mir gegenüber.“

„Kaiserliche Majestät, mein Herr und Gebieter,“ entgegnete der Bischof, „häuft auf mein Haupt so sehr Allerhöchst Ihre Gnade, daß ich sie, wie eine schwere, und doch so schöne und heilige Schuld, mit hinunter in das Grab nehmen werde.“

„Laßt Euch nieder, heiliger Vater,“ fuhr der Kaiser fort, „und leiht mir Euer Ohr. Ihr seid der fromme Bewahrer meiner eigensten Seelengeheimnisse, und Ihr habt nie mein Vertrauen getäuscht. Es ist ein erhebender Gedanke, zu wissen, daß ein Mensch seinem Freunde treu ist.“

Der Bischof verneigte sich wieder und der Kaiser fuhr fort: „Ihr erinnert Euch gewiß noch der gräßlichen Nacht, wo in mein einsames Gemach der Mörder meines Vaters trat und mich zuerst als Kaiser begrüßte, dieser schreckliche Bote!“

„Es ist nicht gut,“ versetzte der Bischof, „in die Todtengrüfte zu steigen und das Leichentuch von den in dem Herrn Schlafenden hinwegzuziehen. Eure kaiserliche Majestät lasse die Gedanken daran mit verhülltem Antlitze vorüberwandeln.“

„Ihr sprecht fromm und weise! Ich trug die kaiserliche Krone und auf meinen Knieen gelobte ich meinem Gotte ein menschlich-milder Herrscher zu sein. Ich suchte Sitte, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, die armen Leibeigenen von der Scholle zu befreien, ich wähnte, wie

ein Heiland, den Segen Gottes über eine halbe Welt zu verbreiten. Da trat mir der gewaltige Mensch, Bonaparte, gegenüber; mit ihm war der Sieg in jeder Schlacht, und Herrscher und Völker fielen vor ihm nieder. Ist mit ihm auch Gott, oder ist er nur eine Gottesgeißel, wie Attila und andere, die ihm gleichen in der Geschichte? fragte ich mich. Dieser Mann stand in Erfurt vor mir und sprach: „Sei mein Bruder, wir wollen miteinander die Welt beherrschen, um sie zu bilden und glücklich zu machen!" — Er war doch der erste Mensch, der mich verstand, ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ihm mein Herz entgegenflog."

„Er soll," versetzte der Bischof behutsam hierauf, „die Kunst zu täuschen verstanden haben, wie Keiner vor ihm. Die Kinder dieser Welt sind schlauer, als die des Lichts!"

„Er war wohl nicht immer schlecht," entgegnete der Kaiser; „ihn hat die Macht verführt. Ein großer Mensch hat große Anfechtungen. Als er aber nicht mehr gut und edel war, und mit Menschen, wie mit Zahlen, rechnete, welche man wegwischt, wenn man sie nicht mehr braucht, verließ ihn Gott. Was halfen ihm sein Genie, seine Garderegimenter, die Hülfsheere der europäischen Nationen und alle seine Kanonen und Bajonnete, als er über Rußland's Grenze zog, um uns zu unterjochen? Gott war mit mir, und heulende Wölfe verfolgten den einsamen Schlitten des fliehenden Welteroberers über die russische Grenze."

„Der Name meines allerhöchsten Herrn," versetzte der Bischof, „wird mit einem Sternenkranze ewig an dem Himmel prangen, und die spätesten Völker zu ihm emporblicken mit dankbaren Gebeten."

„Gott allein die Ehre!" entgegnete der Kaiser, „ich bin ein Mensch, wie alle meine Brüder sind! Doch hatte ich gehofft, daß ich mir in den Herzen der Meinen eine treue Stätte erobert hätte, da doch selbst Bonaparte, welcher Niemand liebte, als sich, so viele Treue gefunden hatte. Ich habe nicht einmal so viel Anhänglich-

keit errungen, daß mich Irgendwer vor den Verschwörern, welche in Petersburg mir nach Reich und Leben trachteten, hätte warnen mögen.

„Die Welt ist bös, und die Revolution schleicht um Mitternacht umher und findet wohl offene Thüren und Herzen; — und doch verkannte ich das Uebel lange Zeit. Wir wurden verleitet, die Insurrection der Griechen für die heilige Nothwehr eines christlichen Volkes gegen den Erbfeind der Christenheit zu halten.

„Wir verdanken es erst dem klugen Staatsmanne des Hauses Oesterreich, daß uns der Zusammenhang aller dieser Revolutionen gegen Gott und Obrigkeit offenbar geworden ist. Wir haben einen Blick in die Werkstätte des bösen Geistes dieses Jahrhunderts gethan. Gott behüte uns davor, daß wir Theilnehmer an dem Werke der Zerstörung sein sollten!"

„Gott hält die Herzen der Herrscher in seiner gnädigen Hand," versetzte der Bischof, um Etwas zu sagen, ohne die Mittheilungen, welche ihm hier gemacht wurden, durch eigene Ansichten, wenn er solche haben mochte, zu stören.

„Und so dankbar wir dem klugen Freunde sind, daß er uns das Höllengespinnst in unsrer eig'nen Armee entdeckt und uns vor Unglück bewahrt hat, so werde ich doch nie die bittre Erfahrung vergessen, daß der Diener eines fremden Herrschers mir das Alles in Laibach entdecken mußte. Das hatte ich nicht um die Meinen verdient."

„Mein Herz blutet bei den Worten meines allergnädigsten Kaisers," versetzte der Bischof, „und doch dürfte bei Prüfung der Verhältnisse es sich ergeben, daß nur wenige Verworfene —"

„Ja, das möchte ich auch glauben!" unterbrach ihn der Kaiser, „aber wenn immer von Neuem ähnliche Kränkungen sich wiederholen —"

„Bei Gott und dem heiligen Andreas," rief bestürzt der Bischof, „ich will nicht fürchten?"

„Es ist von keiner Verschwörung gegen mich und

meine Regierung die Rede," entgegnete der Kaiser, „aber seht, hier wird mir soeben die Correspondenz, welche theilweise mit Mißbrauch unseres Namens mit der hohen Geistlichkeit und den Häuptern der Hellenen gewechselt worden ist, zugesendet!

„Mir ist es unbegreiflich, wie diese Schriften, welche nicht hätten geschrieben werden mögen, in diese Hände gekommen sind. Wir müssen einen heimlichen, gefährlichen, verschmitzten Feind in unsrer Nähe haben! Ich möchte darüber Eure Meinung hören."

„Wunderbar sind die Wege Gottes!" versetzte der Bischof, „geheiligt sei sein Name! Vor wenigen Minuten hat der unglückselige, leichtfertige Mensch sich vor mir entlarvt. Ach, welche Schuld ruht auf seinem Haupte! Mich wird nur der strengste Befehl meines Gebieters vermögen, Allerhöchstdemselben doppelt, ja zehnfach wehe thun zu müssen.

„Sehe ich hier diese Papiere vor mir liegen, so entsetzt sich meine Seele vor dem Blödsinne des Mannes, der sie in fremde Hände bringen könnte, erblicke ich aber dort das schöne Bild vor mir, so stürzt sie mir in Thränen aus meinen Augen."

Wirklich standen dem Bischof jetzt Thränen zu Gebote, sie rollten reichlich über seine Wangen herab.

„Ich beschwöre Euch bei dem allbarmherzigen Gott," rief der Kaiser, „steht meine Frage im Zusammenhange mit diesem Gemälde?"

„Nicht das!" entgegnete der Bischof, „entschuldigen Eure kaiserliche Majestät, sollte ich in meinem Kummer mich unrichtig ausgedrückt haben; nur der ungetreue Diener meines allergnädigsten Herrn und Kaisers, welchen ich nennen muß, steht zu Beiden in entsetzlicher Beziehung. Unendliches Mitleid überkommt meine Seele bei dem Gedanken an den Verlorenen!"

„Es beängstigt mich," erwiederte der Kaiser, „was Ihr zu erzählen Anstand nehmt, und wünscht Ihr es so, so befiehlt Euch hier Euer Kaiser, ihm Alles zu entdecken, was Ihr wißt."

„Wird der Befehl meines allergnädigsten Gebieters,“ fragte mit einem leichten, klugen Augenblinzeln der Bischof, „auch die Verzeihung mit enthalten, wenn meine Worte mit meinen schlimmen Erfahrungen das Gemüth der kaiserlichen Majestät kränken müßten?“

„Ich bin gefaßt,“ versetzte der Kaiser, „und meine Gnade für Euch ist unwandelbar.“

Der Bischof begann seine Erzählung. Er mußte zu verschiedenen Malen inne halten, solch einen großen Eindruck machte sie auf den Kaiser, so behutsam sie auch vorgetragen wurde. Fast hätte der kluge Bischof noch ein mildes Urtheil für den Fürsten ausgewirkt; denn schon entfielen dem Kaiser die Worte: „Wir sind alle schwache Menschen!“ aber jetzt heftete der Bischof seine Blicke auf das Bild mit der Frage: „Ist nicht dieses Bild das Portrait einer lebenden Dame?“

Der Kaiser sah ihn eine kurze Weile forschend an, dann entgegnete er: „Sie stammt aus einem edlen Veronesischen Geschlechte; wir haben die Freude gehabt, sie persönlich kennen zu lernen.“

„Eure Majestät,“ fragte wieder der Bischof, „haben sie noch gestern Nachts in der Gesellschaft bei dem Fürsten gesehen?“

„Ist ihr etwas Widriges begegnet?“ rief der Kaiser, „ich will nicht fürchten —“

„Sie ist seitdem nicht nach Hause gekommen,“ fuhr der Bischof fort, „und ihr Bruder, der Arzt Antonio, sucht mit bewundernswürdiger Energie die Ursache davon zu erforschen. Er war selbst bei mir und bat mich flehend, ihm eine Audienz bei Eurer Majestät auszuwirken.“

„Mein Gott und Herr, was ist ihr widerfahren!“ fragte bestürzt der Kaiser.

Der Bischof erzählte nun ruhig den Hergang, wie ihn der Fürst selbst erzählt hatte, ohne ein Wort hinzuzuthun oder davon zu nehmen.

Welchen Erfolg die Erzählung hatte, werden wir später erfahren.

Fünftes Capitel.

Es war eine sternhelle Herbstnacht, ein kalter, scharfer, trockener Wind fegte den Sand durch die Straßen. Vor der Wohnung des Fürsten hielt der wohl aufgepackte Reisewagen. Die Pferde waren angespannt, und der Postillon saß schon nachlässig auf dem Kutschenbocke und hatte über die Schulter zurück das Gesicht auf die Hausthür zugedreht, denn eben erschien die Herrschaft, welche er fortfahren sollte. Er zog das Posthorn hervor, um es zur Hand zu haben, als eben jetzt der Fürst, geführt von seinem Leibeigenen, herunter auf die letzte Stufe trat und die Bewegung des Postillons bemerkte.

„Nicht blasen, guter Mann!" bedeutete er ihn.

„Mir auch recht!" entgegnete der Postillon.

„Pawlowski, komm' herein zu mir!" sagte der Fürst jetzt zum Kutschenfenster heraus, und der gehorsame Diener schwang sich hinein zu seinem Herrn.

Nun rollte der Wagen fort, und Fürst Iwan schöpfte Luft; dann sagte er zu sich kleinlaut: „Wäre doch diese Nacht vorbei!"

Jetzt lenkte der Wagen auf den Corso ein, und heller Lichtschein fiel plötzlich in die Kutschenfenster.

„Was ist das?" rief der Fürst, als der Wagen anhielt.

Jetzt ging vorn das Fensterchen auf, vor welchem der Postillon saß, und dieser sprach herein: „Wir müssen halten, bis die Leichenprocession vorüber ist!"

Der Fürst blickte zum Kutschenfenster hinaus; eben kam der Zug heran.

„Es ist ein schauerlicher Anblick!“ murmelte der Fürst vor sich hin, als er die Todesbrüderschaft, verhüllt vom Kopf bis auf den Fuß, daß nur die Augen gespenstig durch runde Löcher aus den spitzen Kapuzen herausstarrten, mit brennenden Fackeln vorüberziehen sah.

Jetzt kam auch der Sarg, welcher nach Landesgewohnheit offen getragen wurde, so daß die Leiche sichtbar war.

Mit Mühe konnte der Postillon die schaudernden Pferde halten; der Fürst versuchte es, den Mantel vor das Gesicht zu schlagen, um den traurigen Anblick zu vermeiden, und doch konnte er es sich nicht entschlagen, wieder hinauszusehen.

Entsetzt, mit einem Schrei fuhr er zurück, denn eben zog der Sarg am Fenster vorüber, und darin lag in weißem Todtenkleide die Leiche seines Freundes, des Grafen Joseph.

Der Fürst zitterte an allen Glieder. „Joseph, ade! Joseph!“ stöhnte er in sich hinein. „Nur nicht sterben!“ rief er dann wieder, „nur nicht sterben!“

„Mein Herr wird nicht sterben!“ tröstete der Leibeigene, „Pawlowski für ihn sterben, wenn er sterben muß. Es ist aber auch in dem Italien Alles verkehrt, und leuchten sie die Todten nach Hause, die doch nicht mehr sehen können.“

Da sein Herr noch immer sein Gesicht verhüllt hatte, fuhr der Leibeigene fort: „Die Leiche des Grafen ist nun vorüber, es ziehen nur noch die Gespenster mit den Kapuzen heran. Da ist es doch lustiger bei uns, wenn ein großer Herr stirbt. Als Ihr hochseliger Vater begraben wurde, — ja, Sie waren da noch ein kleiner Herr und werden Nichts davon mehr wissen, — bekamen wir Alle grüne Röcke und Handschuhe und Abends war Ball, und so ist das ja überall bei uns.“

Jetzt brachte Pawlowski eine Flasche Rum hervor, öffnete sie leise und that einen langen, seligen Schluck, bis der Leichenzug vorüber war und der Wagen wieder fortrollte.

„Es ging schrecklich mit dir zu Ende!“ sprach für sich Fürst Iwan, „wie eine Violinenpassage, wenn plötzlich eine Saite springt. Ich wollte, daß ich schon diese Stadt hinter mir hätte!“

Jetzt kam der Wagen an das Thor von St. Giorgio. Es war verschlossen. Der Postillon stieß in das Horn. Der wachthabende Officier trat an den Wagen und fragte: „Wer passirt?“

„Fürst Iwan!“

„Herr Fürst wird verzeihen,“ versetzte der Officier, „es ist halt Befehl von dem Commandanten da, daß Sie für heute nicht passiren sollen.“

Erschrocken fuhr der Fürst mit dem Kopfe zum Fenster hinaus und versetzte: „Ich will nicht fürchten, daß man sich unterstehen mag, in mir Seine Majestät, den Kaiser von Rußland, meinen allergnädigsten Herrn, zu beleidigen.“

„Herr Fürst,“ entgegnete der Officier, „es kommt mir da hier weiter gar Nichts zu, als dem Befehl meines Commandanten zu gehorchen.“

„Soll ich umkehren?“ fragte der Postillon vorn zum Fensterchen herein.

Der Fürst war aber in die Ecke des Wagens zurückgesunken und schwieg.

Da der Postillon keine Antwort erhielt, so schnalzte er mit der Zunge und kehrte lachend wieder um.

Antonio, welcher am Thore den Wagen des Fürsten erwartet hatte, war ein heimlicher Zeuge dieses Auftritts.

„Entkommen sollst du nicht,“ sprach er für sich, „bevor du mir nicht Rede gestanden hast; und finde ich kein Recht, so erwürge ich dich eigenhändig! — Warum nicht?“

Mit diesen Gedanken kehrte er in seine Wohnung zurück. Keiner seiner Diener getraute sich, ihn anzureden, so unheimlich, wild und düster war sein Gesicht.

Er ging jetzt im Zimmer auf und ab, er fühlte zum ersten Male die Lust der Rache. Es war ihm doch gelungen, die offenbare Flucht des Fürsten zu verhindern.

„Er soll büßen! Die zahme Sitte fällt in Lappen

von meinen Gliedern, die angekränkelte Feigheit weicht aus meinen Gliedern, und ich, Francesca, bin dein Bruder und ein Lombarde!"

Er hatte bei diesen Worten aus einem Etui einen kleinen, feinen Dolch genommen und prüfte die Spitze auf dem Fingernagel.

Unterdessen war der russische Bischof vorgefahren. Er trat unangemeldet in das Zimmer und begrüßte Antonio, dann fragte er: „Sind wir hier ganz ungestört? Ich bitte Euch, schließt die Thüren ab."

Mit zitternder Hand schob Antonio den Riegel an den Thürschlössern vor und kehrte zu dem Bischof zurück.

„Kommt, setzt Euch zu mir," sagte der Bischof, nachdem er in einem Armstuhle Platz genommen hatte, und erzählte nun Antonio das Schicksal seiner Schwester bis zu dem Momente, wo Fürst Iwan plötzlich aus dem Zimmer, wohin er sie gebracht, und wo er sie auf einige Augenblicke verlassen hatte, das Klirren des von ihr zerschmetterten Spiegels vernahm.

„Fürst Iwan war sogleich," fuhr der Bischof fort, „nach dem Zimmer geeilt, hatte jedoch die Thür dazu verriegelt gefunden. Er rief seinen Leibeigenen Pawlowski, welcher mit einem Beile gewaltsam die Thür öffnete. Als sie eintraten, fanden sie das Zimmer leer und die Splitter des Spiegels, vermengt mit dem Brillantenschmuck, welchen Francesca von sich geworfen hatte, auf dem Boden. Sie eilten zur zweiten Ausgangsthür, welche gleichfalls von Innen verriegelt war, so daß Francesca auf gewöhnlichem Wege das Zimmer nicht verlassen haben konnte. Auf jeden Fall glaubte der Fürst sie auf dem Altane zu finden, welcher nach dem Strome zu hinausging. Die Thür dazu war von Außen verriegelt. Fürst Iwan glaubte nun mit vielen besänftigenden Schmeichelworten sie versöhnen und zum Oeffnen der Thür bewegen zu können; als er aber nach einiger Zeit immer noch keine Antwort erhielt, auch mit dem lauschenden Ohr nicht einmal ein Geräusch draußen ver-

nahm, welches auf ihre Anwesenheit schließen ließ, so befahl er seinem Pawlowski, auch diese Thür aufzusprengen. Kaum flog sie aus dem Schlosse, so eilte Fürst Iwan in Todesangst hinaus, aber Nichts war zu sehen oder zu hören, als der vorüberrauschende Strom mit seinen im Mondenscheine flammenden Wellen. Sie hatte den Todessprung hinunter in die Tiefe gethan.

„So räthselhaft," setzte der Bischof hinzu, „wie ich Euch diese entsetzliche Begebenheit erzählt habe, so unenthüllt laßt sie bleiben und Euch die Strafe des Unwürdigen genügen."

Antonio konnte vor dem Aufruhr seines Innern nicht zu sich kommen. Er war wie von einem Blitzstrahl gerührt, alles Leben schien in ihm erstarrt zu sein, nur ein leises Zucken in seinen Mundwinkeln und die weiten Augen, mit welchen er starr am Gesicht des Erzählers hing, verriethen, was in ihm vorging.

„Kaum wart Ihr," fuhr der Bischof fort, „heute von mir gegangen, so war ich unablässig bemüht, den Thatbestand zu ermitteln und den Niederträchtigen zur verdienten Strafe zu bringen. Folgt mir jetzt und seht mit eigenen Augen das Urtheil an ihm vollziehen!"

Jetzt kehrten Antonio die ersten warmen Blutschläge in die Pulse zurück; der Bischof schritt voran, und Antonio folgte ihm schweigend nach.

Unten in der Hausflur wurden sie von dem Generaladjutanten des Kaisers und vor dem Hause von vier bewaffneten Kosaken erwartet.

Der Bischof flüsterte noch einige Worte dem Generaladjutanten zu und verabschiedete sich von Antonio, welcher sich jetzt in dieser Gesellschaft zu dem Fürsten begab.

Dort angelangt, ließ der Generaladjutant zwei Kosaken unten an der Thür halten, zwei nahm er mit, welche er an der Saalthür auf seinen Befehl harren ließ.

Pawlowski wollte zu seinem Herrn hineineilen, um ihm den Besuch anzumelden, der Generaladjutant hielt

ihn jedoch am Kragen zurück und überließ ihn der Aufsicht der Kosaken.

Jetzt trat er mit Antonio in das Zimmer zum Fürsten Iwan, welcher hier noch in Reisekleidern im dumpfen Hinbrüten auf dem Sopha lag.

Als er jetzt die Eintretenden bemerkte, sprang er entsetzt empor, doch zwang er sich, freundlich und zuvorkommend ihnen zuzulächeln und harmlos zu erscheinen, aber die Muskeln des Gesichts versagten ihm so den Dienst, daß er es nur zu einem ängstlichen Grinsen brachte.

„Kennen Sie die Unterschrift des Kaisers?“ fragte der Generaladjutant und hielt ihm eine Schrift vor.

Die Augen des Fürsten flunkerten darüber hin, ohne daß sie einen Buchstaben sahen.

„Geben Sie Ihre Orden ab!“

Der Fürst öffnete auf diesen Befehl mit Mühe das vor ihm stehende Reiseetui und überreichte die Ehrenzeichen.

„Seine kaiserliche Majestät, zur Strafe deiner Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit und deines Hochverrathes, streicht dich aus allen Classen des Adels und der Ehren, und verbannt dich, Iwan, von seinem Angesicht in die ewige Nacht der Bergwerke — nach Sibirien!“

Bei diesen Worten sank Iwan weinend nieder auf den Teppich, umschlang mit zitternden Händen den Fuß des Sopha's und schrie: „Gnade! Gnade!“

Der Generaladjutant öffnete jetzt die Thür und ließ die Kosaken eintreten.

„Schleppt ihn hinunter in den Wagen, und wehe Euch, wenn Ihr ihn nicht todt oder lebendig an den Gouverneur von Tobelsk abliefert!“

„Hä!“ meinte tückisch der eine Kosak, „es ist nicht der Erste, den ich nach Sibirien transportirt! es wird auch nicht der Letzte sein, Herr Generaladjutant!“

„Macht es kurz!“

Jetzt traten die Kosaken zu Iwan, der noch am Boden lag. Nachdem sie vergeblich versucht, seine Hände von dem Fuße des Sopha's loszumachen, griff der Eine

nach seinem Stiefel, zog eine Knute heraus, schwang sie mit einer wilden Lache in die Höhe, und, wie ein Wurm, krümmte sich stöhnend der Verbannte, auf den zweiten Hieb sprang er heulend empor.

In diesem Augenblicke knebelten ihm die Kosaken die Hände auf den Rücken, und schluchzend und zähneklappernd folgte er dem vorausschreitenden Kosaken, während der Andere hinterdrein ging.

„Und nun, Signore Antonio," wandte sich der Generaladjutant zu ihm, „bescheinigt mir hier Eure Gegenwart bei der Execution!"

Mit diesen Worten legte er den kaiserlichen Befehl auf den Tisch, nahm eine Feder von dem Schreibzeug, welches darauf stand, tauchte sie ein und überreichte sie ihm.

Antonio, welchem es war, als quäle ihn nur ein furchtbarer Traum, der ihm die Zunge und alle seine Sinne binde, schrieb darunter: Vidi Antonio!

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Wo kein naturwüchsiger Staat besteht, welcher sich so zu dem Geiste der Nation verhält, wie der menschliche Leib zu seiner Seele, welche ihn belebt, da vertritt seine Stelle der mechanische Polizeistaat, welcher keine Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränke, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemessen wird.

In diesen Polizeistaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er sich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder Einzelne auf den Standpunkt des Egoismus versetzt.

Ist der Mensch so von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches allein ihn aus der Engherzigkeit erheben kann, so bleibt ihm Nichts, als der gemeine, sinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann.

In die größere Menge eines solchen Volkes, welches sich seine Seele hat stehlen lassen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem sich die niederträchtigste Gesinnung von selbst verbindet, wenn auch innerhalb der Schranken der Polizei.

Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habsucht. Liebe und Freundschaft werden Mittel zum materiellen Zwecke, und wo sie aufhören, dienstbar zu sein, treten der grimmigste Haß, Verläumdung und Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit schamlos an das Licht.

Solche Krankheitszustände der Staatsgesellschaft charakterisiren sich durch Selbstverachtung und Zerrissenheit der Gemüther, woran sich als nächstfolgendes Glied der Kette — die allgemeine Feigheit schlingt.

Die Heilung dieser Völkerkrankheiten erfolgt in babylonischen Gefangenschaften oder in Revolutionen.

Griechenland und Italien gebrauchten die erstere, Frankreich und Spanien die letztere Cur.

Will man die Symptome des nervösen Faulfiebers ganzer Nationen jedoch schnell auf einen Blick erkennen, so muß man Gelegenheit suchen, irgendwie eine sogenannte vornehme Familie bei der Erbschaft eines reichen, kinderlosen Seitenverwandten zu belauschen.

Wirf unter eine Meute Hunde einen Knochen, so sieht dein Auge noch eine friedliche, brüderliche Theilung gegen das Bild, welches dir die Erben eines solchen unglücklichen Erblassers bieten werden.

Diese innere Verworfenheit der allgemeinen Zustände tritt jedoch bei den Familien am Schönsten in die Blüthe, welche es über sich gewonnen haben, um jede Art von Demüthigung im Leben emporzukommen und sich in ihrer Errungenschaft zu befestigen suchen.

Zu diesen Familien gehörte das Haus von Rankenstein, dessen Ahnherr im siebenjährigen Kriege die Apothekerwaaren für die kaiserlichen Lazarethe zu liefern und die Geschicklichkeit hatte, für jeden kostbaren Arzneistoff ein Surrogat zu erfinden, z. B. Weidenrinde für China. Der Apotheker verdankte es seiner Industrie, daß er innerhalb weniger Jahre ein reicher Mann geworden war. Da jedoch unverhältnißmäßig viele Patienten bei dem Gebrauche der von ihm gelieferten Medicamente starben, so war es nahe daran, daß man ihn zur Untersuchung und Verantwortung nach Wien beschied.

Der Apotheker lächelte dazu, reiste von seinem damaligen Aufenthalsorte, von Brünn nach Wien mit einer schweren Cassette voll Chremnitzer Ducaten und kehrte nach einigen Wochen mit einer leichten Cassette, worin

sich dafür ein Adelsdiplom für ihn und sein Geschlecht und ein Zeugniß seines guten Verhaltens bei der Lazarethlieferung befand, in seine Apotheke zurück.

Der nunmehrige Herr von Rankenstein hatte einen Sohn, der Jura studirte und mit dem Wahlspruche: „Den Hut in der einen Hand vor dem hohen Adel und Beamten und den Fuß auf den Köpfen der Bürger!“ immer mehr in die Höhe stieg, bis er kaiserlicher Rath geworden war und den Grafentitel erlangt hatte.

Der kaiserliche Rath und Herr Graf hatte drei junge Grafen, der ältere von ihnen war Graf Joseph, welcher für die diplomatische Carriere bestimmt wurde, der andere Karlmann, welcher sein Glück, wie sein Vater, als Jurist machen sollte, und der dritte Franciscus, welcher nach dem Tode seiner ersten Gemahlin das Freifräulein Eulalia von Storchbein geheirathet hatte.

Sein Vater hatte die neue Familie zu sich in das Haus genommen, um die weibliche Pflege seiner Schwiegertochter in seinen alten Tagen zu genießen. Die Frau Gräfin, geborene von Storchbein, jedoch bedurfte der Pflege selbst genug, da sie trotz der Schwindsucht des Grafen Franciscus nicht aus dem Wochenbette herauskam, so daß sie ihrem Gatten, als er im neunten Jahre seiner Verheirathung mit ihr verstarb, zu den vier Kindern erster Ehe noch sechs scrophulöse Grafen und hoffnungsreich emporschießende Gräfinnen geschenkt hatte, und jetzt mit allen zehn hochgräflichen Sprossen ihrem Schwiegervater in die Arme fiel und rief: „O, Sie nur allein sind jetzt unser Vater und unser Schiff auf dem Meere des Lebens!“

Der alte Herr Graf folgte jedoch seinem Sohne Franciscus bald nach. In seinem Testamente hatte er seinem ältesten Sohne Joseph die böhmische Herrschaft, den Kindern seines verstorbenen Sohnes Franciscus das große Rittergut Eulenburg und seinem lieben Karlmann seine Baarschaft vermacht.

Der Respect vor dem Herrn Bruder und Schwager,

dem Diplomaten, hatte bei dem Tode des alten Herrn Grafen den Familienfrieden aufrecht erhalten, obschon Eulalia und Karlmann sich für hintangesetzt hielten.

Es war in der Ordnung, daß der Rechtspraktikant der Vormund der kleinen Neffen und Nichten von der Franciscanischen Linie wurde.

Die Frau Gräfin Eulalia war um so zufriedener damit, als auch Karlmann Wittwer war und zarten Hoffnungen Raum gab.

Karlmann war zwar nicht ganz abgeneigt, sich an den Busen seiner Freundin zu flüchten, wenn er aber die Neffen und Nichten, welche Geschwister werden sollten, zusammenaddirte, so brachte er immer wieder funfzehn heraus, welche sich auf die Waagschale des wohlverstandenen Interesse legten und die Schale der Zuneigung zu seiner Schwägerin und Freundin in die Höhe schnellten.

So stand die Lage der Sache, als der k. k. öffentliche Notar Alippi der gräflich Rankenstein'schen Familie den Heimgang des Grafen Joseph meldete, mit Beifügung des Protocolls über die Obsignation und Consignation seines Nachlasses in Verona und der Anfrage über sein Immobiliarbesitzthum, auf welches die Ehepacten seiner jungen Wittwe bestimmte Rechte einräumten.

Diese Nachricht war für die Familie ein Donnerschlag.

Karlmann war jetzt das Haupt der gräflich Rankenstein'schen Familie. Da er als solches jetzt in ein gewisses Verhältniß zu Isabella kommen mußte, so dürfte eine Schilderung seines Charakters und Wesens nicht überflüssig sein.

Von seinem Vater hatte er die Ansprüche auf eine bevorzugte Stellung in der vornehmen Welt geerbt. Da ihm jedoch besondere Verstandeskräfte versagt waren, so schlug der Familienstolz in ihm zu Dünkel und Hochmuth aus, welchen er dadurch zur Geltung zu bringen suchte, daß er seine angeborne Bornirtheit in Bösartigkeit umsetzte. Er war ungemein glücklich, als sich ihm

die Bemerkung aufdrängte, daß man ihn für einen verschlagenen und gefährlichen Charakter ansehe.

Es machte sich an ihm das Gesetz geltend, daß die Seele eines von den Idealen abgefallenen Menschen allmälig zu thierischen Atomen sich zersetzt, oder, wie man in früherer Zeit sagte, dem Teufel verfällt.

Karlmann konnte ein schlichter und braver Mensch werden; er wollte mehr sein und seine Seele unterschied sich kaum mehr von der eines Kameels, welches uns als ein großes, bösartiges Schaf der Wüste geschildert wird.

Kaum hatte sich Karlmann von dieser Nachricht erholt, als in ihm der pfiffige Gedanke aufstieg, wenigstens nachzuspüren, ob vielleicht mit der Hand der Wittwe seines Bruders auch dessen Nachlaß zu erobern sei.

„Ich muß hier klug sein,“ sprach er zu sich, „und hinterher sein, die Chancen zu benutzen.“

Er schickte jetzt seinen Schreiber auf die Post, ließ sich nach dem Postenlauf nach Verona erkundigen und schrieb an seine Schwägerin, welche mit dem Franciscanischen Geschlechte den Winter über in der Stadt wohnte, folgende Zeilen:

„Gnädige Freundin!

„Die großen Pflichten, welche ich, da ich nicht nur Ihr Schwager, sondern auch Vormund der lieben Kleinen meines hochseligen Bruders Franciscus bin, auf mich genommen zu haben, mir bewußt zu sein schmeicheln darf, nöthigen mich, obschon ich ihnen mich pflichtschuldigst unterziehe, sofort zur Ermittelung der Ansprüche, welche uns an die Verlassenheit unsers hochseligen resp. Herrn Bruders und Schwagers Joseph zustehen möchten, oder zustehen müssen, wenn die Ehepacten anzugreifen sein sollten, nach Verona abzureisen, zu welchem Behufe ich morgen früh abreisen und Hochdieselben mich entschuldigen werden in der Behinderung persönlichen Empfehlens.

Karlmann von Rankenstein.“

Karlmann hatte jedoch nicht darauf gerechnet, daß

Eifersucht scharfe Augen hat, und Gräfin Eulalia hatte kaum an die junge Wittwe des hochseligen Schwagers Joseph gedacht, als sie mit einem Satze mitten im Zimmer stand und nach ihrer Kammerzofe rief: „Schnell Gustel, sag' dem Johann, daß er unsern großen Reisewagen packen soll; — nein! er soll erst Extrapostpferde bestellen; oder nein, die kleinen Herren Grafen soll er aus der Lection holen; — wir verreisen noch Alle heute Mittag."

„Und die kleinen Herren Grafen und Gräfinnen?" fragte das Mädchen.

„Haben Alle im Wagen Platz!" entgegnete die Gräfin.

Die Zofe eilte hinunter in die Bedientenstube zu Johann, dem sie Alles Wort für Wort bestellte.

„Ja, Jungfer!" entgegnete träg der Bediente, „ich kann das Alles auf ein Mal nicht im Kopfe behalten, wie soll es da in die Hände und Füße kommen?"

„Lauf' er nur erst auf die Post!"

„Ich laufe schon," entgegnete der Bediente und schlenderte langsam zur Thür hinaus.

Die Zofe eilte wieder zu ihrer Gebieterin zurück, welche am Wäschschrank stand und einige Wäsche herauslegte.

„Wir brauchen, da es Winter ist," meinte sie zum Mädchen, „für die Kinder nur die nothwendigste Wäsche, denn neue Wäsche ist in der Kälte ungesund.

„Was brauchen wir viele Kleider, wir müssen ja trauern! In die Kutschkästen geht Alles! Gustel, du und der Leopold, Ihr fahrt zu unsrer Bedienung mit."

„Aber dreizehn Personen?"

„Ich will die Kinder nicht von mir lassen," versetzte die Gräfin, „ich werde mir vorwerfen lassen, daß ich keine gute Mutter wäre! Da bin ich zu klug dazu. Ich liebe gewiß meine Stiefkinder, wie meine eigenen! Nicht wahr Gustel?"

Mit diesen und ähnlichen Gesprächen packte die Gräfin aus und ein, dann kam der Bediente zurück und schob den Wagen aus dem Hofe. In einer Stunde war er

hinten und vorn vollgepackt, hinten darauf im Dienersitze, von einem einzigen Pelzmantel umschlungen, saßen Leopold und Gustel, und in der Kutsche selbst die Gräfin Eulalia mit ihren zehn Kindern auf der Fahrt nach Verona. —

Als Karlmann in Verona ankam und im Hotel d'Europe abstieg, ließ ihn eine fremde Dame zu sich auf Nr. 7 bestellen, ohne ihren Namen nennen lassen.

Karlmann beeilte sich, Toilette zu machen und eilte dann den Corridor entlang, indem ihm der Marqueur vorleuchtete zur geheimnißvollen Dame.

Als er in das Zimmer eintrat, flog ihm Eulalia mit ihren zehn Kindern in die Arme. --

---

Zweites Capitel.

Antonio hatte der fürchterliche Strafact am Fürsten Iwan, welchem er beiwohnen mußte, wie ein Wetterschlag erschüttert und ihn wieder zu sich selbst gebracht. Er konnte nun den Tod seiner unglücklichen Schwester menschlich mild betrauern; wollte sich ja in ihm das Herz gegen den Menschen empören, welchem ihr Verderben zur Last fiel, so brauchte er nur an den Augenblick zu denken, wo dieser, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, wie ein Wurm, sich unter den Hieben der Knute auf dem Boden krümmte, um wieder an Gerechtigkeit zu glauben. Doch waren ihm nunmehr das väterliche Erbhaus und die Vaterstadt und alle seine Umgebungen und Verhältnisse so sehr verdüstert, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, ihn von allen heimathlichen Beziehungen abzulösen. Wer je so recht eigen in sich die Sehnsucht gefühlt hat, die tausend Bänder und Binden, mit welchen das herkömmliche Leben Einen umwickelt hat, plötzlich zu zerreißen und von sich zu streifen und einem neuen, fremden Leben zuzujauchzen, der allein versteht, was im Herzen Antonio's vorging. Noch fühlte er aber nicht die Kraft, die süße Knechtschaft des Herkommens gegen das Neue und Fremde unbesehen umzutauschen. Er war in der Lage eines Jünglings, welchem seine Geliebte einen Absagebrief geschrieben hat.

Der Verschmähte hatte alle die Pfänder und Briefe von ihr vor sich ausgebreitet in dem Vorsatze, Alles

ihr zurückzuschicken. Er klagt nicht, weil er die Geliebte verliert, nicht über die Pfänder, welche er ihr zurückschickt, er weint aber bitter darüber, daß er einst eine Närrin oder Treulose geliebt hat, während er doch um keinen Preis die Erinnerung an die wunderseligen Stunden seines Wahnes schwinden lassen möchte und dennoch in seinem Herzen entschlossen sein muß, sie auszutilgen.

„Verona, du schöne Vaterstadt!“ sagte er dann zu sich zuweilen, „und doch wollte ich, daß ich dich längst geflohen hätte!“

In dieser Stimmung war es recht heilsam für ihn, daß ihn der Notar Alippi zur Uebernahme der Vormundschaft über Isabella bewog; denn Nichts kann schneller von Melancholie heilen, als die Nothwendigkeit, mit dem gemeinen Leben wieder anbinden zu müssen.

An Antonio wurde jetzt ein Brief abgegeben. Kaum hatte er ihn flüchtig durchgelesen, so eilte er hinüber zu Isabella.

Sie hatte sich in diesen Tagen in der seelenquälendsten Lage befunden. Vergeblich suchte Ines sie heiter zu plaudern, aber bis jetzt war es ihr nicht gelungen, sie aus sich selbst herauszulocken.

Stundenlang konnte sie an dem Schreibtische sitzen, die Stirn schwermuthsvoll in die Hand gelegt, ohne ein Wort zu schreiben oder zu sprechen.

Während sie so theilnahmlos und in sich erstarrt zu sein schien, würde man ihr doch Unrecht gethan haben, wenn man diesen Zustand für ein Kennzeichen geistiger und leiblicher Abspannung gehalten hätte.

Noch nie war ihre gesunde Seele so thätig gewesen, als jetzt, alle die Schlacken und Erdschollen, welche das Schicksal in sie hineingeworfen hatte, wieder hinauszuarbeiten und klar zu werden.

Die zwei Mächte, welche in ihrer Seele stritten, waren zunächst Achilleus und ihr Vater. Zuerst suchte sie Herr zu werden über die Vorwürfe, welche gegen ihren Vater aufstiegen, der sie hartherzig gezwungen,

dem Grafen Joseph zu dem Altare zu folgen, und sie so bis zum Entschlusse, freiwillig zu sterben, unbarmherzig getrieben hatte, so daß sie nur einem fürchterlichen Zufalle ihr Leben noch verdankte. Sie ging bis in ihre früheste Kindheit zurück und sammelte alle die Bilder ihrer Erinnerung, welche ihr das Wesen ihres Vaters vor die Seele stellten. Sie läugnete sich es nicht, daß sein ganzes Gemüth aufgegangen war in eine wunderbare Anhänglichkeit an die königliche Majestät, welche wieder zur Folie einen phantastischen Familienstolz hatte. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß er Alles, auch seine Seligkeit, dieser Idee geopfert haben würde, wie vielmehr seine einzige Tochter. Ihre Seele stand in dieser Betrachtung vor ihm, wie vor einer ehernen Statue, welcher sie in tiefer Verehrung die Füße küßt, ohne vorauszusetzen, daß das Metall Etwas davon empfinden werde.

Jetzt war es ihr aber, als lege Achilleus die Hand auf ihre Schulter und sage ihr freundlich: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne anhangen!“ Sie küßte den Ring, welchen sie von ihm am Finger trug und fragte in sich dann wieder besorgt: „Wirst du wirklich noch so zu mir sagen? Du gingst von hier hinweg, ohne zu wissen, was ich über mich beschlossen hatte, als ich die gezwungene Braut des ungeliebten und doch so unglückseligen Mannes war. Bin ich nicht seine Wittwe?“ fragte sie dann wieder schaudernd in sich. „Ja, vor der Welt gewiß!“ antwortete sie; „aber er war nie mein Herr und Gemahl; ich wäre ihm doch entronnen! Aber ob Achilleus, der stolze Mann, mich noch für seine Braut halten wird? — Ich bin verloren!“ seufzte sie dann wieder.

An die Rechte, welche sich an ihre jungfräuliche Wittwenschaft durch den Ehevertrag auf den Nachlaß des Grafen Joseph knüpften, hatte sie noch nicht eigentlich gedacht, obschon ihr, auf Antrieb des Notars Alippi, Antonio zum Vormund bestätigt worden war. Hätte sie geahnt, welche

Hölle ihr aus diesen Verhältnissen entgegenbrodelte, sie würde schneller, als geschehen mochte, ihnen entronnen sein.

Doch jetzt trat Antonio zu ihr in das Zimmer.

Isabella streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit weicher Stimme: „Willkommen, Freund und Bruder! — Ach, und Francesca?“ — Ein Strom von Thränen rollte bei dieser Erinnerung aus ihren Augen. Antonio hatte ihr zwar nur im Allgemeinen erzählt, daß sie in der Etsch verunglückt sei, doch ahnte ihr Herz, daß ihr Tod doch noch eine andere Ursache, als den Zufall, habe. Ueberall, wo noch irgend eine menschliche Hülfe denkbar war, ragte ihr Muth, wie ein grüner Baum aus einer Ueberschwemmung, fröhlich empor, nur da, wo gar Nichts übrig blieb, als der Schmerz, brachen ihre Klagen und Thränen unaufhaltsam hervor.

Doch erinnerte sie sich jetzt bald, daß sie dem tieftrauernden Antonio, welcher vor ihr stand, jede Rücksicht schuldig sei; sie drückte entschlossen das Taschentuch tief in die Augen und suchte Schmerz und Thränen zu stillen.

Nach einer kurzen Weile sah sie Antonio mit freiem, mildem Antlitze, wenn auch mit röthlichen, thränenschimmernden Augen, wieder an.

„Vielleicht macht Euch dieser Brief Freude, welchen mir Achilleus bei seiner Abreise von Genf nach Marseille schreibt.“

„Achilleus!“ rief Isabella und streckte die Hand freudezitternd nach dem Briefe aus, welchen ihr Antonio überreichte.

„Bist du gerettet, Achilleus?“ fragte sie wieder; „nun ist Alles gut, da du deinen Verfolgern entgangen bist!“

Sie entfaltete den Brief, aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie einen Buchstaben vor Freude erkennen konnte. Sie sah nur immer auf die Schriftzüge der geliebten Hand, welche ihr ungelesen sagten, daß der Geliebte lebe und nach Verona zurückdenke.

Endlich wurde es ihr klar vor der Stirn und in den Augen, und sie las:

„Ich bin gerettet, denn bald sehe ich wieder das lebendige Meer, die gewaltige Mutter der Freiheit, und die schwimmenden Häuser ihrer wilden Söhne, der Matrosen. Ein Engel Gottes hat mich geleitet; ich bin entkommen den Fallstricken der Feinde, und mein Kerker ist jetzt so hoch, wie der blaue Himmel über mir, und so weit, als der frische Wind weht. Wie Diebe und Mörder, stahlen wir uns über die sardinische Grenze herüber in die freie Schweiz und hierher nach Genf. Hier hat mich die Nachricht von der Ankunft meines Vaters und meiner Schwester Zizina in Marseille erwartet, welche mich dort empfangen werden. Morgen werde ich mit Arnold und dem waffenrüstigen Corps der Philhellenen dorthin abgehen. — Wenn ich an den entsetzlichen Tag vor meiner Flucht von Verona und an die Nacht denke, in der ich dein Haus verließ, so erzittert noch feig meine innerste Seele, wie eine Löwin vor dem Zischen der Nattern. Immer deutlicher wird es mir, daß sich in diesen Stunden der Nacht Gräßliches erfüllt hat. Es ging ein Todesschauder durch deine Häuser. Wer war der Unglückselige, welcher mich auf der schwebenden Brücke über den Hof in das Vorderhaus packen und zu Boden ringen wollte, und zurücktaumelte gegen das Geländer und hinunter stürzte auf die Steine? Ich konnte mich nicht um ihn bekümmern. Sollte es der Todfeind gewesen sein, welchen mein Engel in den Abgrund stieß? Und mitten aus diesen Schrecknissen tritt das Bild Isabellens hervor, wie ein milder Mond aus den Wolken der Sturmnacht. Wer doch allwissend sein könnte! Ich werde nicht eher ruhig, bis ich weiß, wie es bei Euch, wie es mit ihr steht. Muß ich mir sagen, daß sie jene Nacht nicht überlebt hat, doch sagt mir wieder mein Herz: „Sie lebt!“ Es ist unmöglich, daß sie den

heiligen Eid, welchen wir uns vor dem Altare in der Capelle geschworen haben, gebrochen hätte! — Ihr Sinn ist zu hoch und edel, als daß ich an ihr zweifeln könnte. Und doch, welche tödtliche Ungewißheit, in welcher ich schwebe! Ach, sie kann nicht mehr leben! — So flattern meine Gedanken hin und her, wie die Wimpel der Schiffe, weit hinauslechzend in die Luft und doch gebannt in den engen Raum. Es brennt mein Herz nach einem freien Tode in der Schlacht. Antonio, ich beschwöre dich, gieb mir schnell Nachricht, verhehle mir Nichts, und wenn es tödtlich sein sollte! Sollte Isabella noch leben, sollte ich sie noch mein nennen können, dann grüß' sie mit den wärmsten Worten meiner Liebe, und sag' ihr, daß ich meine Arme nach ihr ausbreite, und meine Seele mit weiten Adlerflügeln ihr zustürzt, wie der hellenischen Freiheit. Wenn sie noch mit mir wandelt im Lichte des Tages, dann bitte sie, dem Flüchtling nur ein Wort zu schreiben, damit ich daraus sehe, daß sie an mich denkt! Die Briefe treffen mich in Marseille im Hôtel de deux Lions. Achilleus."

„Ja, ich lebe! ich bin noch dein!" jauchzte Isabella empor, „und alles Trauern und jeder Kummer zerrinnt, wie eine Wolkenwand, vor dir, meine Sonne, mein Heiland, mein Gott!"

„Ihr werdet glücklich sein!" versetzte Antonio, „da Eure Liebe so stark und ein guter Gott mit ihr ist!"

Drittes Capitel.

Als Antonio seine Pflegebefohlene verlassen hatte, erschien der Notar Alippi.

„Heute muß ich willkommen sein, Signora,“ rief Alippi heiter; „denn ich komme, wie ein guter Hausarzt, fast schneller zu Hülfe, als die Krankheit da ist. Die Krankheiten, welche wir heilen, sind Processe.“

„Seid lieber allein willkommen,“ versetzte Isabella, „ohne Krankheit und ohne Proceß.“

„Beide helfen oft zur wahren Gesundheit, wenn sie glücklich überstanden sind,“ entgegnete Alippi; „sie reinigen zuweilen von überflüssigen Säften und Geld. Eine reiche Erbin muß durchaus einen Proceß über ihre Erbschaft zu führen haben, sonst begreift sie nicht den Werth des Geldes und die Welt, welche oft lange Finger macht. Doch ohne Scherz, meine Gnädige, Ihr müßt Euch nicht scheuen, Lebenserfahrungen zu machen. Keine Wissenschaft ist nützlicher für die poetischen Gemüther, welche im blauen Idealhimmel wandeln, als Weltkenntniß.

„Die Sippschaft des verstorbenen Grafen Joseph will so gnädig sein, Euch diesen Unterricht zu ertheilen. Damit er nicht zu praktisch wird, will ich Euch ein wenig zur Seite stehen. Sonst geht es Euch, wie dem armen Junker, welcher so lange Lection im Reiten nahm, bis er sein Pferd verkaufen mußte, um den Rittmeister für den ertheilten Unterricht zu honoriren.“

„Herr Notar,“ entgegnete Isabella, „ich verstehe Euch in der That nicht.“

„Ihr werdet mich bald verstehen,“ versetzte der Notar, „wenn ich Euch melde, daß die Verwandten des seligen Herrn Grafen Joseph angekommen sind, um zu sondiren, was von der Erbschaft, welche Euch nach den Ehepacten gehört, Euch abzugewinnen ist.“

„Da sei Gott für,“ erwiederte Isabella, „daß ich sie im Geringsten stören sollte! Ich will von ihnen Allen Nichts.“

„Sie wollen aber Alles von Euch!“ entgegnete der Notar.

„Ihr könnt doch in der That nicht meinen,“ fuhr Isabella fort, „daß ich irgendwie auf die Verlassenschaft des Grafen Anspruch mache?“

„Warum nicht?“

„Weil er mich nie Etwas anging oder angehen soll! Nicht lebendig, nicht todt! Gott hat zwischen uns entschieden. In demselben Augenblicke, als das Klagegeschrei über den Verunglückten sich erhob, war ich im Begriff, mir den freiwilligen Tod zu geben.“

Der Notar sah sie mit verwunderten Augen an; er verstand sie nicht und ging über diese Äußerung hin, indem er mit gedehnter Stimme fortfuhr: „Signora will also die Erbschaft aus hoher, edelherziger Gesinnung ausschlagen? Was wollt Ihr damit bezwecken?“

„Nichts, in der That Nichts!“ entgegnete Isabella; „was nicht mein gehört, will ich nicht haben.“

„Diese Erbschaft,“ fuhr etwas hitziger der Notar fort, „gehört Euch aber laut des Documentes, was ich gültig mit Zeugen errichtet habe, auf ausdrückliches Verlangen des Verschiedenen.“

„Schont mich, verehrter Freund,“ erwiederte Isabella, „ich habe Euch schon gesagt, daß ich, gezwungen von meinem Vater, dem Grafen Joseph zum Altare folgte, mit dem Entschlusse, mich von ihm in der Brautnacht dadurch zu befreien, daß ich mir ein Messer in das Herz stieße. Nun hat Gott anders entschieden. Ich bin seine Wittwe nur vor der Welt, doch nicht vor Gott. Ich

stoße sein Gedächtniß mit dem, was ihm je gehört hat, von mir."

„So müßt Ihr zugeben," versetzte der Notar, „daß sein Nachlaß jetzt ein Gut ist, welches das Geschick in Eure Hand gelegt hat, um darüber nach bestem Gewissen zu verfügen. Freilich ist es bequemer, sich einer unangenehmen Pflicht zu entziehen, als sie auf sich zu nehmen."

„Wie versteht Ihr das?" fragte nach einigem Besinnen Isabella.

„Das bürgerliche Dasein, welches uns Alle zusammenhält," versetzte der Notar, „ist eine Kette von Rechten und Pflichten, welche uns fortwährend umschlingt, schützt und hält. Wer sich seiner Rechte entäußert, ist ebenso im Unrechte, wie der, welcher sich seinen Pflichten entzieht. Es giebt aber kein Recht ohne die damit verbundene Pflicht. Euer Vater hat in der Ausübung seiner väterlichen Gewalt Euch wieder neue Rechte und Pflichten zugleich gegeben. So habt Ihr auch das Recht, über den Euch zustehenden Nachlaß des Grafen zu verfügen, jedoch nicht ohne die Pflicht, daß diese Verfügung eine verständige sei; denn die scheinbar edelste That ohne Verstand ist nur ein Unsinn, der sich am Unsinnigen von selbst rächen muß."

„Ihr seid streng," entgegnete Isabella, „und Ihr verwirrt mich!"

„Ich verlange weiter Nichts von Euch," erwiederte der Notar, „als ein wenig Euern Entschluß aufzuschieben. Wollen wir die Leute, welchen wir ein so ungemeines Geschenk machen könnten, erst kennen lernen?"

„Es sei!" versetzte Isabella.

„Ich eile nun zurück zu meinen Geschäften," fuhr der Notar fort, „auch hat sich der Bruder des Grafen Joseph, welcher mit seiner Schwägerin hier angekommen ist, bei mir anmelden lassen. Es scheint, als wolle er mich sondiren. Ade, meine Gnädige!"

Der dienstfertige Freund begab sich hinweg. Isabella war bei diesem Gespräche nur mit halber Seele, denn

ihre Gedanken eilten immer hin zu Achilleus; es war ihr, als müsse sie ihn fragen, was zu thun sei? —

Sie setzte sich zum Schreibtisch, um an ihn zu schreiben; nach kurzem Besinnen warf sie die Worte auf das Papier:

Achilleus!

„Darf ich mein Achilleus sagen? Warum gabst du mir bei deinem Auszuge nicht das Zeichen an der Thüre? Ich knieete vergebens dort und hielt die Hand fest mit dem seidenen Taschentuche um den Dolchgriff geschlungen, um dir meine Seele in die Ferne mitzugeben. Nun lebe ich noch im warmen Blute, und meine Seele plätschert, wie ein Fisch, darin; so wohl ist ihr im schönen Leben, das sie mit dem geliebten Manne theilt. Antonio hat mich deinen Brief an ihn lesen lassen. Du liebst mich noch! Sage, wie sehr ich dich lieben soll, und ich will deine Befehle mit Gedankenschnelle überfliegen! Du fragst, wer der Unglückselige war, der in jener Nacht hinter dir mit dem durchbrechenden Geländer in den Hof hinunter gestürzt ist? Du ahnest recht! — Er ist es, vor dessen Andenken mir graut. — Wenn ich mich von hier erlöst habe, so soll die Erinnerung an ihm tief hinunterrollen in die Vergangenheit, an die Niemand mehr denkt. Er soll verschwinden vor mir, wie ein böser Traum vor der hellen Sonne des Tages. Du liebst mich noch, Achilleus? — Liebst du mich ewig, wie ich dich? Darf ich dir angehören? Ganz und gar? Darf ich zu dir stürzen, dich mit beiden Armen umschlingen und nie von dir lassen? Ich habe gelesen, daß die Frauen der Sulioten sich in die Schaaren der Streiter gemischt und die fürchterliche Schlacht bis zum Siege mit durchgekämpft haben; sollte die Spanierin der Suliotin nachstehen? Ich will deines Volkes und deiner werth sein, du sollst mich prüfen, streng ohne Mitleid, aber wenn ich die Probe bestehe, nicht wahr, dann sagst du zu mir: „Isabella, ich bin zufrieden." Du wirst mir doch nicht zürnen, du geliebter Mann, daß ich im Gehorsam zu meinem Vater so

lange verharrt bin, bis dorthin, wo ich im freiwilligen Tode keine Sünde mehr sah? Ich konnte dir doch mein Wort nicht anders halten. Und ich bin ganz dein geblieben, und ich bin selig, daß ich mir sagen kann: ich bin deiner in keinem Augenblicke unwerth geworden! Könnte ich doch an deiner Seite in der Schlacht stehen, siegen und fallen. Sie sollen uns begraben im freien Hellas und einen Lorbeerbaum und einen Rosenstrauch auf das Grab pflanzen, daß wir wieder an die Sonne emporwachsen und uns umschlingen können in süßem Wechseltausch der Blätter und Blüthen. Du sollst den Helden Kränze zum Triumph, ich will den Bräuten rothe Rosen zur Hochzeit schenken! Ich habe kein anderes Wort, als: ich liebe dich! Schreibe mir noch einmal von Marseille. Sprichst du: „Komme zu mir, Isabella!“ so bin ich bei dir. Sei mir nicht böse um die Frage: darf ich die gräfliche Erbschaft von mir werfen? Erlaubst du es mir? Schreibe mir deinen Befehl! Antonio soll auch an dich schreiben. Seine Schwester, die schöne, hochherzige Francesca — ist verschwunden. Ich möchte dir immer noch ein Wort zurufen; aber alle sind enthalten in dem Wunsche: behalte lieb deine

Isabella.“

Viertes Capitel.

Während Isabella an Achilleus schrieb, hatte es zu verschiedenen Malen an die Zimmerthür geklopft, Isabella aber es nicht vernommen.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür, und Karlmann von Rankenstein steckte sein hageres, lauerndes Gesicht herein.

Als er Isabella mit Schreiben beschäftigt sah, begann er zu hüsteln, um sich bemerklich zu machen.

Nun schob Karlmann seine hungrige Gestalt, schwarz vom Frackkragen bis zum Stiefelabsatz, den schwarzumflorten Hut unter dem Arm, durch die Thürspalte ganz herein.

Karlmann war nicht blöde; er lächelte dummdreist, blieb stehen und nießte.

Isabella fuhr empor. Als sie aber den Grafen Karlmann erblickte, schauderte sie vor der abscheulichen Aehnlichkeit, welche dieser mit dem Verstorbenen hatte, und seinem verbissenen Zuchthausgesicht mit den lauernden Augen, welche die Blicke zum leichten Schielen verkniffen, heftig zurück.

Die Worte erstarrten ihr auf der Zunge, ihr war es zu Muthe, wie einem Vogel, welchen eine Klapperschlange anstarrt.

Als aber jetzt Karlmann sich mit einer Verbeugung ihr nähern wollte, schrie sie laut auf.

„Gnädige Frau Gräfin!“ begann Karlmann, „verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe; ich traf Nie-

mand von Ihrer Dienerschaft im Vorsaale, doch wagte ich es, hier einzutreten, — und welche Ueberraschung! ich kann nicht zweifeln, daß ich vor mir meine verwittwete Frau Schwägerin, Isabella, geborne von Malavilla, sehe!"

„Sie kennen mich?" fragte scheu Isabella.

„Mein verstorbener Bruder," versetzte Karlmann, „hatte das Talent, das Signalement einer Person so aufnehmen zu können, daß man bei einiger Phantasie sie wieder erkennen mußte, wenn man sie zum ersten Male erblickte. Als er uns seine Verlobung mit Ihnen, meine Gnädige, anzeigte, schilderte er Sie so genau, daß ich jetzt einen Eid darauf ablegen wollte, daß Sie meine gnädige Frau Schwägerin sind."

Isabella fragte jetzt kurz: „Sie sind also ein Bruder des verstorbenen Grafen?"

„Eure Gnaden," entgegnete Karlmann, „werden doch nicht daran zweifeln? Freilich besitze ich im Augenblicke zum Beweise, daß ich der bin, für welchen ich mich ausgebe, nur meine Aufenthaltskarte."

„Ich zweifle nicht im Geringsten daran!" versetzte Isabella.

„Ja, ich gehöre der gräflichen Familie von Rankenstein an," fuhr hochmüthig und doch mit dem Bestreben, angenehm erscheinen zu wollen, Karlmann fort, „und wir dürfen uns schmeicheln, zu unserer Familie Mitglieder zu zählen, welche die höchsten Hofchargen bekleidet haben. Unser verstorbener Vater war kaiserlicher Rath, unser mütterlicher Oheim — Hofmarschall, unser verstorbener Bruder —

„Mein Vater," unterbrach ihn Isabella, „hat mir davon gesagt."

„Und ich," fuhr Karlmann fort, „habe schon verschiedene Aemter verwaltet, sie jedoch wieder aufgegeben, da ich leider zu großes Ehrgefühl habe. Meine Gnädige! Sie können nicht glauben, was es für ein Unglück ist, zu viel Ehre zu besitzen! Denken Sie, durch unsere Mutter sind wir mit den Bourbonen, den größten Kaiserlichen

und Königlichen Majestäten Europa's verwandt. Unsere Großmutter war eine natürliche Tochter Louis XIV. Aber wollen wir uns nicht setzen, meine Gnädige?"

„Wie Sie belieben!" entgegnete Isabella.

Karlmann warf sich auf das Sopha und forderte Isabella auf, neben ihm Platz zu nehmen; Isabella aber zog vor, stehen zu bleiben.

„O wie glücklich wäre unser Haus gewesen, Sie die Unsrige nennen zu können! Sie sind eine Spanierin?"

„Ja!"

„Eine Spanierin; und darf ich fragen, gewiß von sehr altem Adel? Ja, alter Adel und alte Kronthaler!"

„Ja! Doch was bedeuten Ihre Fragen?"

„Ihr Herr Vater ist, wie ich höre, wieder zurückgereist? Sie sind ganz allein? Das ist eine grausame Lage; haben Sie nie darüber nachgedacht, wie Sie sich nun zu stellen gedenken?"

Als Isabella schwieg, fuhr er fort: „Man glaubte, daß mein Bruder einiges Vermögen besitze; es soll aber ganz und gar geschmolzen sein; der Aufwand, welchen seine diplomatische Carriere verlangte, hat es aufgezehrt. Es ist entsetzlich, daß er so frühzeitig sterben mußte, ohne seine Wittwe noch versorgt zu haben. Es ist wirklich gewissermaßen Pflicht für die gräflich Rankenstein'sche Familie, für ihre liebe Angehörige zu sorgen. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich für unser Haus aufopfere? Wir Rankensteiner leiden alle an einem zu weichen Herzen. Sie können ganz auf mich rechen; — ich bin ein Rechtspracticant und bald Doctor juris. Ich werde mich Ihrer annehmen.

„Im Familienrathe haben wir beschlossen, Sie zunächst mit uns nach Wien zu führen; denn so einsam können Sie unmöglich in der Welt dastehen; das duldet nicht die Ehre des gräflichen Hauses, dem Sie nun angehören."

Isabella fiel jetzt die Unterredung mit dem Notar Alippi ein. „Sollten die Menschen wirklich so schlecht sein, als er sie mir geschildert hat?" fragte sie bei sich. In

diesen Gedanken beschloß sie, vor sich Alles abspinnen zu lassen. Sie entgegnete jetzt lächelnd: „Aber warum soll ich nicht lieber in ein Kloster gehen?“

„Sie werden doch,“ entgegnete Karlmann, „nicht so viele Reize und Schönheiten in die düster-melancholischen Zellen eines Klosters verbergen und grausam die Welt von sich stoßen, welche ihre Arme nach Ihnen ausbreitet?“

„Ich bin ein armes, verlassenes Wesen!“

„Verlassen? Bin ich nicht Ihr Schwager? O lassen Sie mich diese schöne Hand küssen, welche gewissermaßen mein gehört, insofern Sie diese meinem Bruder gereicht haben. O der Glückliche! der Beneidenswerthe! Wir haben ein Hausgesetz, das freilich nicht auf dem Rechtswege geltend gemacht werden kann: daß die Wittwen unseres Hauses, wenn sie sich wieder verheirathen wollen, nur wieder einen Rankenstein'schen Abkömmling heirathen müssen! — Ich bin ein solcher Abkömmling, aber wohl nicht in den Augen meiner huldreichen, schönen Schwägerin?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Isabella unwillig und empört über den Sinn dieser Worte, insoweit sie ihn ahnete.

Karlmann verstand jedoch diese Frage als eine Bejahung seines Antrags, sank nieder auf die Kniee und rief: „O, der erste Augenblick, in welchem ich Sie sehe, entscheidet über mich! — Mein seliger Bruder hat gewählt wie ein Rankensteiner, und stolz bekenne ich mich auch zu seinem bon goût! Sie folgen mir nach Wien? Die Rankenstein'schen Ahnen werden in den Wolken über uns schweben und segnend ihre Hände über uns ausstrecken! Sie werden? Sie werden —“

„Zudringlich, Herr Graf!“

„O, die Liebe, die Anbetung kennt keine Zeit!“ sagt ein Weltweiser, und Göthe, einer der größten Weimar'schen Dichter: „Doch wer kühn ist und verwegen!“

„Fassen Sie sich, Herr Graf!“

„Also kühler muß ich sein!“ dachte jetzt Graf Karlmann für sich, erhob sich vom Boden und setzte das Gespräch süß lächelnd fort:

„Ich bin ein Träumer, meine Gnädige! und die Empfindung reißt mich hin, wo ich nur huldigen, nur anbeten sollte. Sie werden in der nächsten Zukunft gar sehr ritterlichen und juristischen Schutz bedürfen, glauben Sie es mir, und wie glücklich, wie überaus glücklich würde ich sein, wenn es mir gelänge, Ihnen ein bezauberndes Lächeln abzugewinnen! Sie dürfen mir nur ein Blanquet zur Vollmacht ausstellen, um in Ihrem Namen Ihre Angelegenheiten ordnen zu können!“

„Es thut mir Leid, Herr Graf, daß ich gar keine Angelegenheiten habe, wo ich Ihrer Rechtskenntniß bedarf.“

„O Sie Unschuldige, Sie kennen die Welt nicht! Hat nicht Ihr Herr Notar für Sie gesorgt und die Ehepacten redigirt?“

„Sie beleidigen! Sie wollen mich beleidigen!“

„Es ist Nichts so hell hienieden, dem nicht auch eine dunkle Seite abzugewinnen sein sollte.

„Mein verstorbener Bruder Franciscus hat eine Wittwe und zehn unmündige Kinder hinterlassen, welche Sie bald kennen lernen werden. Sie begreifen, daß die Wittwe und die Kinder, selbst wenn sie wollten, nicht geradezu diese Ehepacten anerkennen können. Es muß mithin zum Proceß kommen. Vorläufig hat die Francescanische Linie seine Güter in Besitz genommen. Während der Dauer des Processes wird sie die Nutzungen davon beziehen. Für die Francescanische Linie hat der Proceß nicht viel zu bedeuten; sie besitzt das schöne Fideicommißgut Eulenburg und kann die Nutzungen von den Joseph'schen Gütern zu den Proceßkosten verwenden; aber Sie sind eine Ausländerin, müssen Caution stellen, und wie lange meinen Sie, daß ein Proceß bei uns dauern kann? Ich selbst habe einen solchen zu Actenstößen angeschwollenen Proceß unter meiner Feder, welcher unter Maria Theresia schon blühte, und ich bringe ihn auch nicht zu Ende. Ich bin hier als das Haupt meiner Familie ganz und gar uneigennützig, bis auf die schönen, ritterlichen Hoffnungen, welche Ihr Anblick

mir eingeflößt hat. Ich darf mir schmeicheln, daß ich bekannt hin als ein einflußreicher Freund und ein nicht zu verachtender Feind! Mein Charakter und meine Stellung leisten dafür Bürgschaft. Doch ich ziehe mich bescheiden auf den ersten Wink, den mir Eure Gnaden ertheilen, zurück. Keinigswegs will ich das Prädikat „zudringlich", das Ihren schönen Lippen, freilich nur im Scherz, entschlüpft ist, mit von hinnen nehmen. Soll ich mich zurückziehen, meine Gnädige?"

„Sie können Ihre Frage bejahen!" versetzte empört und streng Isabella, „und nehmen Sie mit sich die Gewißheit, daß mit meinem Willen die Rankenstein'sche Familie mir ewig fremd bleiben soll. Ich wünsche Ihnen und Ihren Neffen und Nichten alles Gute; nur mich, bitte ich, für keine Ihrer Angehörigen zu betrachten. Leben Sie wohl!"

Karlmanns Nasenspitze wurde bei dieser Erklärung schneeweiß, während das Gesicht sich mit Grün und Gelb schattirte. Er warf den Kopf in den Nacken und rief:

„Wir werden Ihnen zu begegnen wissen! Ich fürchte Sie nicht, wer Sie auch sein mögen, und werde gewiß der Letzte sein, Sie als Wittwe meines Bruders anzuerkennen. Sie haben es ausgesprochen, wir sind geschieden; und wie ich mich hier verabschiede, so muß ich im Voraus bemerken, daß ich keineswegs hier dem hohen und niederen Publikum ein Urtheil über meine zukünftige Handlungsweise zugestehen kann."

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können!" versetzte lächelnd Isabella.

„Ich empfehle mich!" zischte Karlmann zwischen den Zähnen, und warf hinter sich die Thür heftig in das Schloß, indem er draußen auf Ines stieß, welche die Arme in die Seite stemmte und ihm zurief:

„Ein Tölpel seid Ihr! Wär' der alte Ritter da mit seinem Stocke, der sollte Euch lehren, wer wir sind!"

Karlmann fuhr jedoch, im Innersten erboßt, vorüber, bereit zu allen bösen Dingen.

Fünftes Capitel.

Karlmann hatte sich noch nicht lange entfernt, so kam Gräfin Eulalia von Rankenstein-Storchbein mit ihren zehn Kindern vorgefahren und ließ sich von Ines zur Visite bei Isabella anmelden.

„Draußen unser Vorsaal,“ erzählte Ines, „sieht aus, wie ein Haufen Ameisen; Alles kribbelt schwarz und klein durcheinander. Die Gräfin von Raben- oder Rankenstein, oder was sie sonst für ein Stein ist, steht mit einer ganzen Kleinkinderschule draußen, Alle kohlschwarz!“

„Ich werde nicht klug aus deinem Geschwätze!“ entgegnete Isabella.

„Ich auch nicht!“ erwiederte Ines; „Horcht nur, wie das draußen pispert und wispert, wie ein Staarennest. Das ganze Waisenhaus mit der Waisenhausmutter ist es; soll ich sie hereinlassen?“

„Wir müssen sehen,“ versetzte Isabella, „was die Leute wollen!“

Ines eilte hinaus, und nach einer kurzen Weile trat die Franciscanische Linie herein, woran die Gräfin, lang und schlang im abgegriffenen, schwarzsammtnen Hute mit einem Florschleier, welcher schalkhaft vom Gesichte ein wenig zurück auf die Schulter geschlagen war, in einem gefärbten, schwarzseidenen Kleide, welches kaum die schwarzwollenen Strümpfe und die ein wenig niedergetretenen und mit Bändern befestigten Schuhe bedeckte.

Hinter ihr her folgten paarweise die kleinen, gleichfalls schwarz aufgefärbten Hoffnungen des Rankenstein'schen Geschlechtes.

Die Frau Gräfin machte eine steife Bewegung zur Verneigung, daß der Saum ihres Gewandes beinahe den Boden berührt hätte, und wandte sich dann mit angenehmem Lächeln und den Worten zu Isabella:

„Unsere gnädige Frau Schwägerin müßte glauben, daß wir keine Bildung besäßen, wenn wir bei den traurigen Verhältnissen, welche für das Gräfliche Rankenstein'sche Haus hier eingetreten sind, nicht herbeiflögen, unsere betrübte Aufwartung und unsere Condolenz zu machen. Wir sind Tag und Nacht von Wien her unterwegs gewesen, erst gestern Abends hier angekommen, und Sie werden entschuldigen, daß wir jetzt erst kommen. Meine geliebten Kinderchen waren so ungeduldig, der liebenswürdigen Tante ihre gehorsame Aufwartung zu machen, daß sie sich kaum anziehen lassen wollten."

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte schüchtern Isabella.

„Comtesse Eulalie de Rankenstein, née de Storchbein!"

„Sie sind, versetzte fragend Isabella, „die Wittwe des Grafen Franciscus von Rankenstein und haben eine so weite Reise unternommen, nur um mich zu trösten? Wie komme ich zu dieser zarten Aufmerksamkeit? Sie werden müde sein, wollen Sie sich nicht niederlassen?"

„Von dieser gnädigen Erlaubniß," versetzte die Gräfin, „machen wir unterthänigen Gebrauch."

Indem sich die Gräfin Eulalia von Rankenstein niederließ und sich um sie herum die kleinen Franciskaner gruppirten, schöpfte sie Odem und überlegte dabei, wie klug sie es anfangen müsse, um zu erfahren, ob Isabella ihr im Herzen ihres Freundes Karlmann gefährlich werden, und ob ihr vielleicht in den Sinn gekommen sein könne, sich in Wien niederzulassen; denn noch hatte sie keinen andern Gedanken, als den, welchen die Eifersucht ihr eingab.

In diesem Sinne fragte sie jetzt mit verhehltem Argwohn: „Wenn wir hätten hoffen können, Sie nächstens

bei uns in Wien zu sehen, welches sich wohl kaum mit Madrid messen kann, da jenes doch bei Weitem klimatischer situirt ist, so mußte ich freilich die Reise zu Ihnen unternehmen, ohne den Thermometer in meinem Orangeriehause nach der Witterung zu befragen. Wie glücklich könnten wir uns schätzen, wenn wir uns geirrt hätten und Sie künftighin in Wien leben würden, wo wir uns im Winter täglich sehen und Sie mich im Sommer auf Eulenburg besuchen könnten!"

„Ich muß darauf verzichten," entgegnete Isabella; „auch habe ich bis jetzt noch nicht gewünscht, Ihre schöne Vaterstadt kennen zu lernen; doch danke ich Ihnen aufrichtig für Ihre freundliche Einladung."

„Sie geben uns eine abschlägliche Antwort?" versetzte mit traurigen Mienen die Gräfin, während ihr Herz sich wunderbar leicht fühlte, „und Sie ahnen nicht, wie wehe Sie uns damit gethan haben? Ich hatte mir schon einen Plan entworfen, wie wir zusammen unser Leben einrichten wollten; Mittwochs Abends habe ich allwöchentlich den Winter über während der Saison meinen Saal offen, ganz nach Pariser Zuschnitt, wo ich die geistreichsten Männer Wien's zu sehen gewohnt bin. Neulich erst versicherte mir Saphir, daß er nächstens erscheinen werde, um bei mir humoristische Studien zu machen. Zuweilen lasse ich auch in meine Gesellschaft berühmte Reisende einführen."

Isabella begriff von allen diesen geschilderten Herrlichkeiten Nichts; die Gräfin fuhr jedoch fort:

„Und wie habe ich mich erst gefreut, mit Ihnen die spanischen Dichter zu lesen; zuerst die Werke der berühmten Louisiada; — ich habe eine Vorliebe für diese Dichterin, weil sie einen solchen schönen Namen hat!" —

„Sie meinen wohl," versetzte betroffen Isabella, „die Lusiade des Camoens?"

„Ganz recht!" erwiederte die Gräfin; „aber freilich, mein Spanisch will nicht viel bedeuten."

„Sie gebrauchen es auch nicht dazu!“ entgegnete lächelnd Isabella; „denn Camoens ist ein Portugiese.“

„Ach ja! ich erinnere mich,“ versetzte die Gräfin, etwas unsicher und spitzig; „unser seliger Joseph freilich war im Spanischen besser zu Hause, als wir; — und doch,“ fuhr die Frau Gräfin mit Anspielung auf die Erbschaftsverhältnisse fort, „müssen wir ahnen, daß dem von Rankenstein'schen Hause nicht das geringste, sichtbare Andenken davon hinterlassen sein soll.“

Doch jetzt erhob sie ihre Augen zu Isabella, um zu sehen, welchen Eindruck ihre kluge Rede, wie sie glaubte, auf dieselbe gemacht habe; es vergingen ihr aber alle Gedanken, die schlimmen und gemeinen, als sie der verachtende Blick Isabellens traf, unbeschreiblich ernst und zugleich voll Adel und Hoheit, und doch voll Mitleid mit dieser Erbärmlichkeit.

Doch bald milderte sich der strenge Ausdruck in Isabellens Augen und Mienen; ein wehmüthiges Lächeln zog sich um ihre Lippen. Ohne ein Wort zu entgegnen, wandte sie sich zu ihrem Bureau und brachte das Etui mit dem Sapphirschmucke daraus hervor, welcher ihr vom Grafen Joseph als Brautgeschenk eingehändigt worden war.

„Das Einzige,“ sagte sie mild zu der unsichern Gräfin, „was ich von Ihrem verstorbenen Schwager in den Händen habe und dessen Besitz mich drückt, da ich es nie mein nennen mochte, ist dieser Schmuck. Die einzige Freude, welche Sie mir machen können, ist die Erfüllung meiner Bitte: zum Andenken an ihn die Juwelen unter Ihre Kinder zu vertheilen, wenn Sie sich nicht entschließen könnten, sie für sich anzunehmen.“

Mit diesen Worten überreichte sie das Etui der Gräfin.

„Ich bin unendlich gerührt,“ versetzte diese, „von Ihrer Zuvorkommenheit und —“ hier stockte ihre Rede, denn unter ihren Fingern sprang fast unwillkürlich der Deckel des Etui auf, und die prächtigen, tiefdunkeln Sap-

phire leuchteten, wie flammende Kinderaugen, ihr in das Gesicht.

Die Gräfin sprang von ihrem Stuhle auf und stürzte auf die zurückweichende Isabella mit den Worten los: „O, meine theure Freundin, welche unaussprechliche Großmuth beweisen Sie gegen mich oder vielmehr meine verwaisten Kinder! O das ist mehr als Großmuth, es ist spanische Großmuth!“

„Sie haben mir nicht zu danken,“ versetzte Isabella; „vielmehr danke ich Ihnen, daß Sie mich von diesen Gegenständen befreien.“

„Kommt her, Kinder, Ihr zuerst, Theresel und Andresel,“ rief die Gräfin, „und bedankt Euch bei der gnädigen Tante.“

„Ich gehe nicht zu ihr, Mama!“ erwiederte Andresel, Karlmann's lebendiges Ebenbild, „ich hab' ja Nichts gekriegt!“

Während die übrigen kleinen Franciscaner auf Isabella zum Handkuß losgingen, trat Hofrath Gentz ein.

Auf einen hohen Wink hatte er sich bewogen gefühlt, hierher zu kommen, um sich nach Isabella zu erkundigen.

Ines hatte ihn ohne Anmeldung hereingelassen.

Als er die dunkle Gruppe, wie eine Wolke, versammelt sah, trat er einen Schritt zurück; er hätte sich gern wieder entfernt, wenn ihn nicht die Frau Gräfin Eulalia bemerkt gehabt hätte.

Mit Erstaunen und verklärten Augen rief sie: „Excellenz, Herr Hofrath von Gentz, o, wie bin ich überaus glücklich, Hochdieselben hier in Verona zu sehen! Meine Schwägerin erlaubt mir, Sie im Namen unseres Hauses willkommen zu heißen.“

Der Hofrath verneigte sich mit einem unbeschreibbaren stummen Lächeln um die Mundwinkel gegen die Wiener Gräfin, und jetzt theilnehmend vor Isabella, indem er ihr die Hand küßte und begann:

„Sie dürfen sich, schöne Freundin, überzeugt halten,

daß die hochgestelltesten Personen des Congresses an Ihrem Leide überall den herzlichsten Antheil nehmen. Wenn wir Ihnen irgendwo nützen können, so dürfen Sie uns nur mit Ihrem Wunsche vertrauensvoll beehren."

„Von ganzem Herzen," entgegnete Isabella, „danke ich Ihnen für Ihr so gnädiges und freundliches Wohlwollen, das ich insoweit zunächst dankbar in Anspruch nehme, als ich gern auf sicherem Wege einen Brief an meinen Vater senden möchte, welcher ihn mit gewöhnlicher Gelegenheit kaum treffen dürfte."

„Senden Sie mir," versetzte der Hofrath, „den Brief zu, ich gebe Ihnen mein Wort, daß er Ihrem Herrn Vater zur Hand kommen soll."

„Excellenz!" rief jetzt Gräfin Eulalia, welche mit Schrecken bemerkte, daß der Hofrath noch keinen Stuhl hatte, „darf ich Ihnen nicht hier meinen Sessel anbieten?"

„Mein Platz ist," erwiederte der Hofrath, „hier zu den Füßen unserer gnädigen Freundin!" indem er sich auf das Tabouret vor ihr niederließ.

„Sie haben hier," fuhr der Hofrath mit heimlich neckendem Tone fort, „die schöne Bekanntschaft Ihrer angenehmen Verwandten aus Wien gemacht? Dieser freundliche Zuspruch wird für Sie jetzt ein großer Trost sein!"

„Excellenz! Das Haus von Rankenstein," rief die Gräfin, indem sie auf dem Stuhle eine Art von Knix zu Wege brachte, „ist für die Theilnahme, welche Sie ihm schenken, unterthänigst verbunden."

„Sie sind eine recht glückliche Mutter, liebe Gräfin!" versetzte der Hofrath, „Sie beschenken die Monarchie mit reichen Hoffnungen."

„Die Franciscanische Linie des Hauses Rankenstein," rief entzückt die Gräfin, „wird diesen Moment, wo Eure Excellenz so ungemeine Gnade auf uns häufen, als unvergeßlich in ihre Familienannalen niederschreiben."

Der Hofrath, welchem diese Unterhaltung allmälig Spaß machte, wandte sich jetzt halb zur Gräfin und

halb zu ihrem Stiefsöhnchen, dem Andresel, welcher sich dicht zu ihm hingestellt hatte, und fragte, indem er ihn bei der Hand faßte: „Und Sie sind der älteste Ihrer Brüder?“

Andresel aber verstand unrecht und stieß die Hand des Hofraths zurück mit den Worten: „Greif' mich nicht an; ich kann dich nicht leiden!“

Wie von einem elektrischen Funken berührt, schnellte die Gräfin von ihrem Sitze auf, stürzte mit vorgestreckten Händen auf den Hofrath zu und rief: „Sie sehen meinen Schreck, Excellenz! o, das unglückliche Kind! Lassen Sie ihn sein Ungeschick nicht entgelten, wenn er nach zwanzig Jahren wieder vor Hochdenselben erscheinen wird, um seine Carriere zu machen!“

„Beruhigen Sie sich, edle Mutter!“ versetzte der Hofrath, indem er ihr ironisch mit gedrückten Augen in das Gesicht blickte: „die Monarchie weiß die Gesinnung, welche dem Rankenstein'schen Geschlecht angeboren ist, zu ehren und — zu befördern.“

„Doch, gnädige Freundin,“ wandte er sich zu Isabella, „meine Zeit ist mir leider zugemessen; erinnern Sie sich freundlich meiner zu guter Stunde!“

„Ich werde nie,“ entgegnete Isabella, „Ihre freundliche Theilnahme an meinem Schicksale vergessen, und nie Ihr Wohlwollen, das Sie mir am Tage des Abschiedes von meinem Vater, wo mir mein trauriges Schicksal auf einen Augenblick die Besinnung raubte, mit so zarter Rücksicht bezeigt haben.“

Der Hofrath küßte ihr schweigend die Hand, verneigte sich vor der Frau Gräfin Eulalia und verließ die Gesellschaft.

Kaum hatte er sich entfernt, als die Gräfin sich mit den Worten zu Isabella wandte: „Erlauben Sie mir, mich gleichfalls zu empfehlen; denn die entsetzliche Scene, welche ich mit dem unglücklichen Knaben erlebt habe, raubt mir die Besinnung. Wir hoffen, Sie recht bald bei uns zu sehen, wenn Sie der Adreßkarte, welche

ich Ihrer Kammerdame gegeben habe, einige Aufmerksamkeit schenken wollen."

Mit diesen Worten entfernte sich die Gräfin, und hinterher folgten Paar auf Paar die Hoffnungen der k. k. Monarchie.

Vor dem Zimmer mochte jedoch die Gräfin ihrem kleinen Andreas von Rankenstein eine Lection auf Abschlag ertheilt haben, welche ihn so rührte, daß erst das Rollen der Gräflich Rankenstein'schen Familienkutsche sein lautes Weinen verhallen ließ.

Isabella stand noch lange da, versunken in sich selbst; sie fühlte ein namenloses, bitteres Weh in ihrem Herzen, zum ersten Mal ganz den Schmerz der Weltverachtung.

Sechstes Capitel.

Der Notar Alippi saß an seinem Arbeitstische, fast zugebaut von Actenstößen, welche sich um ihn zu Bergen aufgethürmt hatten. Eben zankte er sich mit einem Gerichtsboten, welcher einen Sportelzettel für einen seiner Clienten überbracht hatte und die Bezahlung forderte.

„Für wen haltet Ihr mich denn," eiferte der Notar, „daß ich die Processe meiner Clienten aus meiner Tasche führen soll? Habt Ihr nicht Lust zu warten, bis der Betrag an mich eingesendet worden ist, so weiß das Gericht, wohin es sich zu wenden hat."

„Aber der junge Advokat Fissetto verlegt immer die Kosten!" entgegnete schüchtern der Gerichtsbote.

„So wendet Euch an ihn." versetzte barsch der Notar; „wenn da Einer ein Narr ist, warum soll ich auch einer sein?"

„Eine halbe Lira Botenlohn für mich, das ist nach der Taxe!" entgegnete der Gerichtsbote.

„Wer Euch geheißen hat, hierher zu gehen," antwortete der Notar, „mag Euch auch das Botenlohn bezahlen. Basta!"

Unwillig entfernte sich der Gerichtsbote, indem er etwas von „Filz!" und „Geizhals!" in sich hineinbrummte.

„Ich will auch keinen Kreuzer mehr bezahlen," sprach der Notar bei sich, „den ich nicht zu zahlen schuldig bin. In so einem lieben Vaterlande, wie ich eins habe, und wo Alles für Geld feil ist, muß man Nichts überflüssig

ausgeben." Eben summirte er eine Liquidation in seinem Deservitenbuch zusammen und sprach dabei: „Das sind dreihundert Liren! Auch gut!

„In einer Stadt," philosophirte der Notar wieder bei sich, „wo man kein Verdienst kennt, als das baare, und keine Ehre, als die goldene, da muß man Alles zu Geld machen! — Ich bin ein Kind meiner Zeit, ich kann die Welt nicht anders machen. Basta!"

Jetzt war Antonio hereingetreten. Kaum hatte ihn der Notar bemerkt, so sprang er mit Geschäftsfreundlichkeit auf, hieß den Freund willkommen und zog ihn vertraulich zu sich nieder in das kleine, zweisitzige Sopha.

„Ich muß Euch heute mit einigen Geschäften stören!" begann Antonio. Der Notar unterbrach ihn aber mit den Worten: „Geschäfte stören mich nie, und wir können uns schon collegialisch einige Zeit schenken; denn der Arzt kurirt den Magen und der Advocat die Börse, welche freilich nie an Unverdaulichkeit, sondern nur an dem leidet, was ihr abgeht! Was übrigens unsere Mittel betrifft, welche wir gebrauchen, so laufen sie auf Eins hinaus: Aderlassen, Schröpfen und so weiter!"

„Seid Ihr doch immer gut aufgelegt!" versetzte Antonio; „ich habe freilich so viel Trauriges in den letzten Tagen erlebt, daß mir zu Muthe ist, wie Einem, der aus dem Starrkrampfe wieder in das Leben hineingebürstet worden ist."

„Freilich, Ihr könnt von Unglück erzählen!" entgegnete der Notar; „durch Euer Haus ist ein Schicksal gegangen, wie man es kaum in alten Zeiten gekannt hat, wo kein Tag hier verging, welcher nicht von einem Bürgerauflauf, Mord und Zetergeschrei zu erzählen hatte."

„Ihr werdet mir glauben," fuhr Antonio fort, „daß ich der hiesigen Verhältnisse herzlich satt bin. Seit meine Schwester eines so verhängnißvollen Todes gestorben, ist es mir, als rückten die Mauern der Straßen und die Wände meines eigenen Hauses immer näher zusammen, um mich zu erdrücken. Kurz und gut! ich gehe von hier hinweg."

„Uebereilt Euch nicht, werther Freund," versetzte der Notar, „wo Ihr auch hingeht, Ihr nehmt Euch doch überall selbst mit! Was Euch quält und ängstigt, liegt in Euch."

„Zum Theil gewiß," versetzte Antonio, „aber nur in so fern, als der Einzelne den Einflüssen der Außenwelt nie sich gänzlich entziehen kann. Herrscht die Pest in einer Stadt, so ist auch die Luft krank, und Niemand ist ganz gesund, der sie athmet. Wer der Krankheit ausweichen will, der muß eine andere, gesunde Gegend aufsuchen.

„So will auch ich nicht nur Verona, sondern auch Italien verlassen, denn es ist doch nur eine Todtengruft, über deren Eingang noch immer die prahlerischen Worte stehen: „Ich harre der Auferstehung!"

„Ich lasse mir das Alles nicht zu sehr zu Herzen gehen," entgegnete der Notar. „Es ist das Schicksal aller geschichtlichen Völker, daß sie sich einmal in ungeheuren Thaten glorificiren und alle Kraft, welche sie in sich tragen, verschwenderisch ausleben, als müßte sie ewig vorhalten. Die Folge ist immer Erschöpfung, Ohnmacht und Schlaf. Meinetwegen habt Recht, Italien liegt nun so seine tausend Jahre im Starrkrampfe; trösten wir uns! Wenn die Zeit kommt, wo Italien wieder sich erholt haben wird, modern wir schon lange im Grabe. Die kurze Zeit, welche uns zu leben vergönnt ist, gehört dem materiellen Genusse! Ei, ich hätte auch ein großer Republikaner, ein Held, ein Redner und Staatsmann werden können, nun aber bin ich Nichts, als ein alter Advokat, der gerade so sparsam ist, um kein Verschwender zu sein, und wieder so freigebig, als Noth thut, um sich das Leben schmackhaft zu machen. Da habt Ihr meinen Glauben! Ich bin ein alter Egoist. Basta!"

„So gebt mir wenigstens zu," versetzte Antonio, „daß man hier entweder unbewußt, wie die Masse des Volkes, Eures Glaubens sein, oder eine besonders organisirte Gemüthsverfassung haben muß, wie die Eure ist, um sich wohl zu befinden."

„Zugegeben!“ erwiederte der Notar, „aber was folgt daraus?“

„Da ich nun weder so, noch anders mehr hier leben mag,“ fuhr Antonio fort, „so werde ich mich von hier hinweg wenden, wo man mich gern vermissen mag, und dorthin flüchten, wo sich wieder ein lebendiges Leben regt, nach Griechenland! — Macht mir keine Einwendung! Ich brauche heftige Bewegung, um das unermeßliche Leiden, was ich in mir trage, herauszuarbeiten. Unser Leben geht hier in eine Sackgasse aus, in der einen Ecke ist ein Todtenbett für die, welche langsam gehen, und für die, welche laufen und springen, ein Schaffot. Ich suche mir mein Schicksal auf dem Schlachtfelde. Unterbrecht mich nicht, wenn Ihr mich zu einer andern Meinung bekehren wollt! Ich frage Euch nur als Geschäftsfreund: könnt Ihr mir für meine beiden Häuser in diesen Tagen einen Käufer schaffen, und mein Mobiliarvermögen unter den Hammer bringen? Ich brauche Geld!“

„Wenn Ihr denn nicht anders wollt,“ versetzte der Notar, „so will ich Euch gern dienen. Das Gouvernement sucht in der Stadt ein geräumiges Haus, um darin für allerlei Vagabonden und Gesindel eine Arbeitsanstalt zu begründen. Wenn es Euch recht ist, so komme ich morgen früh mit dem Stadtbaumeister, um die Häuser taxiren zu lassen; denn das alte, bombenfeste Gebäude im Hofe ist, wie zu einem anständigen Gefängnisse gemacht. Unten ist gleich eine Capelle, wo gepredigt, und oben sind Säle und Stuben, wo gebessert werden kann. Ich zweifle nicht, daß wir mit dem Gouvernement Handels eins werden.“

„So muß es kommen,“ entgegnete Antonio, „damit ich des Heimwehs ledig bin in dem fernen Lande, welches meine neue Heimath werden soll. Ich werde Euch morgen früh erwarten.“

Mit diesen Worten brach Antonio auf, der Notar begleitete ihn bis zur Thür, wo der Briefträger ihm entgegentrat und fünf Liren Porto verlangte.

„Ihr macht mich mit dem Postporto noch bankrott," sagte halb im Scherz, halb im Ernst der Notar, zog jedoch dabei seine Börse und reichte ihm das verlangte Geld.

Der Notar ging zu seinem Arbeitstische zurück, erbrach die Schreiben und sprach dann bei sich, indem er den Tag des Eingangs und das verlegte Porto und Briefträgerlohn darüber verzeichnete: „Es ist eine Unverschämtheit von dem Herrn Baron, daß er immer unfrankirte Briefe schickt, dafür will ich nächstens mein Guthaben mittelst Postvorschuß erheben."

Jetzt ließ sich der Rechtspракticant Graf Karlmann von Rankenstein aus Wien anmelden.

„Wo ein Thier fällt, da sammeln sich die Raben!" sprach der Notar bei sich, und dann zu seinem Schreiber, welcher auf Antwort harrte: „Führe den Herrn Grafen in das große Zimmer! Ich werde gleich kommen."

In diesem Zimmer hielt der Notar seine Conferenzen mit Standespersonen. Es war rosenroth tapeziert und hatte blauseidene, mit Silbertroddeln verzierte Vorhänge. In Reih und Glied standen Wiener, gelbüberzogene Mahagonistühle, und an den zwei Pfeilern zwischen den Fenstern hohe Spiegel in Gestelle eingerahmt, welche mit zwei Säulen das Frontispice eines griechischen Tempels bildeten und mit einem leeren Fronton gekrönt waren. In diesen Spiegeltempeln beschauten sich die ihnen gegenüberhängenden Portraits der Familie. Vom Haupteingange rechts stand eine Etagere, deren Hinterwand mit Spiegelglas belegt war und die tausenderlei kleinen, darin befindlichen Sachen von Silber, Glas und Porzellan vervielfacht erscheinen ließ. Links vom Eingange stand das Sopha, an welchem vergoldete Eierstäbe und allerlei mathematische Figuren angebracht waren.

Graf Karlmann befand sich jetzt allein in diesem Zimmer, erstaunt über die Pracht, welche ihn hier umgab.

„Es ist schön bei uns in Wien," dachte er bei sich, „aber im Geschmacke thun die Italiener es immer zuvor."

Jetzt trat zur Seitenthür der Notar herein.

Karlmann begrüßte ihn umständlich, und der Notar bat ihn, sich niederzulassen.

„Ich darf voraussetzen,“ begann Karlmann die Unterredung, „daß Ihr Kammerdiener Ihnen meinen Stand und Namen angemeldet hat.“

Da der Notar eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe machte, fuhr Karlmann fort: „Sie hatten die Gewogenheit, unserem Hause den schnellen, so ganz unerwarteten Tod unsers Bruders, des Grafen Joseph, freundlichst und eiligst anzuzeigen, wofür Ihnen das Gräflich Rankenstein'sche Haus dauernd dankbar sein wird.“

„Es war meine Pflicht,“ wollte der Notar beginnen, Karlmann ließ ihn jedoch nicht zu Wort kommen, indem er fortfuhr: „Dafür aber sind wir Ihnen besonders verbunden, daß Sie seinen Mobiliarnachlaß hier unter Siegel genommen haben; Alles zeugt von Ihrem Scharfsinn, Menschlichkeit und juridischem Tact!“

„Es war meine Pflicht,“ entgegnete der Notar, „denn die sonst zu junge Brautwittwe des Grafen forderte mich dazu auf. Da Sie selbst Jurist sind, so werden Sie wissen, daß wir in solchen Fällen nur, wie die Stempel in der Münze, sind; was uns vorgelegt wird, dem geben wir das nöthige, bekannte Gepräge.“

„Also ein ganz simpler, juristischer Handwerker, um so besser!“ dachte Karlmann bei sich und fuhr in diesem Tone fort: „Wir können also vor der Hand nicht entscheiden, welche Ursache diese, von der angeblichen Braut meines verstorbenen Bruders herbeigeführte Versiegelung haben mag. Sie meldeten uns jedoch in Ihrer verehrten Zuschrift, daß sogenannte Ehepacten vorhanden sein sollen, aus welchen die Nurgedachte auf das Gräflich Rankenstein'sche Vermögen Ansprüche zu machen gedenkt.“

Der Notar spitzte die Ohren und entgegnete in seiner behutsamen Weise: „Die fraglichen Ehepacten sind mir von dem mir persönlich bekannt gewordenen und zum Ueberflusse von hohen Zeugen recognoscirten Herrn Grafen Joseph von Rankenstein Punkt für Punkt in die

Feder dictirt und von ihm, von mir und den Zeugen namensunterschriftlich mit Beidruckung der Siegel vollzogen worden."

„Sie werden mir meine Nachfrage verzeihen," fuhr der Graf Karlmann fort, „wenn Sie erwägen, — wie nicht anders zu erwarten steht, — daß unser Haus dabei gar sehr interessirt sein muß; würden Sie Anstand nehmen, mir ohngefähr den Inhalt davon mitzutheilen?"

„Wenn Ihnen eine Abschrift davon genügt," versetzte der Notar, „wie ich immer von Instrumenten, welche ich zu machen habe, eine solche zu meinen Privatacten nehme, so will ich Ihnen als meinem Collegen gern gestatten, die Pacten durchzulesen."

Er klingelte jetzt mit einer Handglocke, der Schreiber erschien und brachte auf den Befehl: „Acta Litera F. Nr. 13." dieses Actenstück herbei.

Der Notar schlug die verlangten Ehepacten auf und überreichte das Protocoll dem gespannten Grafen.

Während dieser zu lesen begann, steckte der Notar die Hände über einander in die weiten Aermel seines Hausrockes und betrachtete lauschend das Mienenspiel im Gesichte Karlmanns, welches ohnedies glauben machen konnte, als leide der Besitzer an verhaltenem Leibschneiden.

Doch jetzt war Karlmann mit Lesen fertig, er warf fast ungestüm das Actenstück auf den Tisch und rief: „Es ist uns schändlich mitgespielt! Sie, Herr Notar, wir Alle sind die Betrogenen! Die listige, spanische Gaunerin ist, mit Respect vor Ihrem Rechtsgefühle sei es gesagt, die abgefeimteste Person, welche meinen Bruder und auch Sie hinter das Licht geführt hat! Wie? ihr soll das schöne, große Gut Weinstein und der sämmtliche Mobiliarnachlaß gehören? — Das Haus Rankenstein kann eine solche perfide Verfügung nicht anerkennen."

„Ei, das wäre?" sagte halb fragend und fast neckend der Notar.

„Fassen Sie nur die Verhältnisse in das Auge!" fuhr eifrig und tieferbost Karlmann fort; „das bekannte Princip

des Gräflichen Hauses Rankenstein, in welchem wir alle aufgezogen sind, verlangt, daß kein Mitglied irgend einen Theil des Rankenstein'schen Vermögens an eine fremde Person gelangen lassen darf, sei dies durch Erbschaft, oder sonst auf eine rechtliche oder unrechtliche Weise."

„Das finde ich ganz in der Ordnung!" versetzte trocken und aufmerksam der Notar.

„Nun war mein verstorbener Bruder das Haupt unserer Familie, und nie hatte er an den Tag gelegt, daß er dem Rankenstein'schen Grundsatze untreu geworden wäre. Und er soll jetzt die Unbesonnenheit begangen haben, einen großen Theil des Rankenstein'schen Vermögens in fremde Hände zu bringen?"

„Und wie sollte denn der verstorbene Graf," fragte der Notar, „zu einer solchen Sinnesänderung gekommen sein?"

„Er ist von der Spanierin und ihrem Vater, dem vorgeblichen Ritter de Malavilla," fuhr Karlmann fort, „auf die schnödeste Weise in das Garn gelockt worden. Welche Mittel eingeschlagen worden sind, den armen Bruder zu bethören, wird zu seiner Zeit dargethan werden."

„Das liefe ja auf eine peinliche Anklage hinaus!" versetzte ruhig der Notar; „aber ohne Beweis ist eine solche — nun, Sie wissen es ja — selbst ein Verbrechen."

Karlmann versank jetzt einen Augenblick in sich selbst und wühlte in dem Sumpfe seiner Seele herum, um einen Stein zu finden, welchen er auf Isabella werfen konnte.

Unbewußt versetzt sich die verdorbene Phantasie solcher Charactere in die Lage der Person, welche um irgend einen erreichten Vortheil beneidet und gehaßt wird, und stellt sich vor, wie sie an ihrer Stelle das in Frage gebrachte Resultat erreicht haben würde? Bald gebärt auch die Hölle aus ihrer Niedertracht die Verläumdung, wie aus dem Speichel der Hundswuth die Aqua Toffana.

In einer solchen innern Wuth rannte jetzt in Karlmanns Busen und Kopf die scheußliche Phantasie mit niederhängendem, geifernden Rachen umher, bis sie sich

selbst erblickte und in giftige, heisere Worte ausbrach: „Ist nicht bei Errichtung der Ehepacten Chocolade herumgereicht worden?“

„Der alte Herr Ritter,“ versetzte phlegmatisch der Notar, „trank gern Chocolade.“

„Und er und seine Tochter,“ rief Karlmann, „verstanden sie zu würzen! Mein armer Bruder hat an dieser Chocolade den Verstand verloren. Er hat Alles Ihnen in die Feder dictirt, was ihm der Alte eingeblasen hat, ohne daß Sie es bemerken mochten! Wir wissen Alles und Jedes! Sein treuer, redlicher Kammerdiener Nepomuk hat gebeichtet; er ist bereit, jeden Augenblick zu beschwören, daß der Ritter selbst in der Küche war, als die Chocolade gebraut wurde.“

„Herr College!“ rief der Notar in scheinbarem Schauder, „Sie erschrecken mich! So nahe wären wir dem Verderben gewesen?“

„Seit dem Genusse dieser Chocolade,“ fuhr Karlmann fort, „ist mein armer Bruder geistesschwach gewesen. Er klagte heftig über Schwindel, ja er trieb sich Nächte lang auf der Straße umher, wie gleichfalls nachgewiesen werden kann. Diese Wirkung des Giftes hatte der Spanier erwartet; nun zog er das Netz um das Opfer zusammen. Wie ein Lamm, wurde der arme Joseph zum Altare geschleppt, wo er sich mit Isabella trauen lassen mußte. Die Nacht darauf — stürzte oder wurde er todtgestürzt. Ist das nicht entsetzlich?“

„Und Sie!“ rief scheinbar verwundert der Notar, „kommen kaum von Wien hierher und machen diese ungeheure Entdeckung? Aber auf welchem Wege gelang es Ihnen, dieses Werk der Nacht an das Tageslicht zu bringen?“

„Ich darf mir wohl schmeicheln,“ versetzte Karlmann, entzückt über sich selbst, „daß den Mitgliedern des Hauses Rankenstein der Scharfsinn angeboren ist!“

Jetzt hielt es der Notar nicht länger aus; er sprang auf, umarmte Karlmann und drehte ihn lachend im

Kreise umher, indem er ausrief: „Freund meiner Seele! ja, Sie sind ein anderer Daniel! Ihr Verstand ist groß, und Sie sind noch zu größeren Dingen geboren!"

„Bin ich?" fragte Karlmann.

„Sind Sie!" entgegnete der Notar.

Der Notar war aber so entzückt durch diesen Blick, welchen ihn Karlmann in die Gemüthsart des Rankensteinschen Hauses hatte thun lassen, weil er nunmehr sicher hoffen durfte, Isabella von ihren schwärmerischen Ideen, auf den Rankenstein'schen Nachlaß zu verzichten, heilen zu können. Er hielt es jetzt nur noch für nöthig, diese mehr als gemeine, diese Gräflich Rankenstein'sche Gesinnung ihr recht nahe zu rücken und sie dadurch zur Einsicht zu bringen, daß jede zarte Rücksicht, welche sie für dieses Geschlecht hegen möchte, eine Thorheit sei. Doch verehrte er auch Isabella zu sehr, um Karlmann nicht die Nichtswürdigkeit seiner Verläumdung wieder in sein gemeines Herz zurückzuschieben.

In dieser Absicht fuhr er jetzt fort: „Obschon ich vor dieser scharfsinnigen Erfindung eines Zusammenhangs zwischen der Errichtung der in Frage stehenden Ehepacten und Ihren Voraussetzungen meinen Respect bezeige, so werden Sie doch selbst finden, daß damit ihre Gegnerin wohl eingeschüchtert, jedoch auch sonst weiter Nichts gewonnen werden kann."

„Wie so?" fragte verwundert Karlmann.

„Weil Graf Joseph," sagte lächelnd der Notar, „bis zu seinem Hochzeitstage mit ausgezeichnetem Scharfsinn und unermüdlicher Thätigkeit auf dem Bureau seines Chefs gearbeitet hat, mithin durch Chocolade nicht um seinen Verstand gekommen sein konnte!"

„Was Sie sagen!" rief verwundert Karlmann.

„Weil er zwar rasend in die Tochter des Ritters Malavilla verliebt gewesen ist," fuhr der Notar fort, „nicht aber sie in ihn."

„Sie erlauben mir, das Gegentheil zu behaupten;" warf Karlmann ein; „denn ein Rankenstein kann nie so

sein Blut und sein Haus verläugnen, daß er sich gegen die angeborne raison verlieben würde."

„Weil ferner," fuhr unbarmherzig der Notar fort, „der Ritter Malavilla seine Tochter zu dieser Verbindung Kraft seiner väterlichen Autorität gezwungen hat!"

„Pah!" warf bornirt und höhnisch Karlmann ein, „eine Komödie, welche alte und junge Narren täuschen kann, uns aber nicht, uns nicht!"

„Weil endlich," setzte der Notar hinzu, ohne auf die beleidigenden Aeußerungen Karlmanns zu hören, „an jenem Morgen vor Errichtung der Ehepacten gar keine Chocolade getrunken worden ist."

„Nicht?" fragte mit langem Gesichte Karlmann, „also Kaffee?"

„Auch nicht!" entgegnete lachend der Notar.

„Ich wollte sagen: Wein!" rief rathend Karlmann.

„In der That gar Nichts!" versicherte der Notar; „und ergo —" fuhr er fort, „kann ihm auch mit Nichts der Verstand verwirrt worden sein, wenn es nicht die Liebe gethan hat. Da Sie nun selbst meinen: einem Rankenstein könne diese Krankheit Nichts anhaben, so müssen Sie sich schon die Mühe geben, Ihren Scharfsinn anzustrengen und eine andere Geschichte zu erfinden!"

„Mein Herr!" rief beleidigt Karlmann, „Sie erklären mich für einen Calumnianten? Sie werden mir dafür Rede stehen! Ich werde gegen Sie auf Ehrenerklärung und Abbitte denunciren!"

„Nun," versetzte ruhig der Notar, „und damit meinen Sie wirklich die fette Erbschaftsportion Ihrer jungen Schwägerin abzujagen? Wenn Sie meinen?"

„Mein Zeuge ist Nepomuk, der Diener meines seligen Bruders!" entgegnete Karlmann.

„Und Nepomuk," versetzte gleichgültig der Notar, „kann froh sein, wenn er ungehangen von Verona wegkommt. Doch vor der Hand geht mich seine Handthierung wenig an. Wollen Sie, Herr Graf und College, sich überzeugen, daß ich dem Gräflich Rankenstein'schen

Hause gern diene, wo ich nur kann, so will ich Ihnen Gelegenheit geben, das Gemüth Ihrer spanischen Schwägerin zu Ihrem Zwecke zu bearbeiten, und dazu ist Ihre Geschichte wirklich geeignet, und ich will Sie gern unterstützen, daß sie einen recht brillanten Eindruck macht."

„Sie werden," rief Karlmann, „an dem Rankenstein'schen Hause einen dankbaren Schuldner haben! Sie können glauben, daß ich hier ohne alles eigene Interesse handle, und nur der heiligen Pflicht des Vormundes für die Wittwe und Waisenkinder der Franciscanischen Linie dienstbar bin. Nur wo diese Pflicht mich beseelt, muß ich rücksichtlos, ja — eisern sein! Sie verstehen mich!"

„Wir verstehen uns!" versetzte lächelnd der Notar und schüttelte ihm die Hand, indem er fortfuhr:

„Ist es Ihnen angenehm, so werde ich Donna Isabella bewegen, morgen mit Ihnen und der Franciscanischen Linie sich zu vernehmen; wir können Vormittags um 11 Uhr dort im großen Saale zusammen kommen. Vielleicht ist ein Uebereinkommen zu ermitteln! Ich werde auf Befehl Alles getreulich protocolliren."

Karlmann wollte jetzt einiges Silbergeld unter ein Papier schieben, welches auf dem Tische lag, indem er flüsterte: „Sie erlauben mir doch?"

„Was machen Sie für Umstände?" entgegnete der Notar; „wir haben zwei Stunden lang Conferenz gehalten, und während der Dauer des Congresses liquidiren wir in Louisd'ors."

Karlmann holte zögernd aus der Westentasche einige Goldstücke hervor, drückte sie ihm in die Hand und empfahl sich.

Der Notar begleitete ihn bis an die Thür und sagte dann für sich: „Der Schuft! er soll wenigstens ordentlich bezahlen lernen! Er kann froh sein, daß ich ihn nicht an die Justiz ausliefere! Basta!"

Siebentes Capitel.

Der Notar Alippi hatte Wort gehalten. Er war am folgenden Morgen mit dem Stadtbaumeister und seinen Gehülfen zu Antonio gekommen, und hatte die Gebäude taxiren lassen. Da er hier als Unterhändler des Gouvernements handeln konnte, so schloß er den Kauf mit Antonio ab. Dieser ließ sich den Vorschlag gefallen, die Hälfte des Kaufpreises auf den Häusern zinsbar stehen und nur die andere Hälfte in Creditbriefen an die Herren Sieveking und Tandon in Marseille sich aushändigen zu lassen.

„Ich werde die ganze Sache auf meine Kappe nehmen," meinte der Notar, „denn sollten die Herren vom grünen Tische mir Bedenklichkeiten machen, so trete ich selbst ein und verkaufe diese Grundstücke weiter auf mein eigenes Risico."

„Habt herzlichen Dank für Eure Gefälligkeit!" versetzte Antonio, „Ihr seid ein Ehrenmann, und ich vertraue Euch in allen Dingen. Wollt Ihr mir noch gefällig sein und sämmtliche Möbeln und Effecten, welche mir in den beiden Häusern gehören, zur Auction bringen, so habe ich ganz mit Verona abgeschlossen. Den Erlös davon bitte ich an den Banquier Eynard in Genf, den Philhellenen, zu senden, welcher Gelegenheit finden wird, auf meine Ordre über die Summe zu verfügen."

„So schnell wollt Ihr also," fragte der Notar, „Eurer Vaterstadt den Rücken wenden?"

„Was man einmal beschlossen hat," versetzte Antonio,

„muß man schnell thun! Ich sehne mich von hier hinweg, wie ein Gefangener aus seinem Kerker nach der Freiheit!"

„Ich verstehe Euch zwar nicht," entgegnete der Notar, „doch gönne ich Jedem seine eigene Ansicht, wenn er sie nur kräftig geltend macht. Doch laßt uns hinübe die Donna Isabella gehen, denn wie ich bemerke, sind zur Kutschen ihrer liebenswürdigen Verwandten aus Wien in den Hof gefahren. Wir müssen dem armen Kinde beistehen gegen die schamlose Habgier ihres Herrn Schwagers Karlmann und ihre eigene Großmuth."

„Ich kann es ihr nicht verdenken," versetzte Antonio, „wenn sie sich den Staub von den Gewändern schüttelt."

In diesem Gespräche gingen sie hinüber in den großen Saal, wo die Gräfin Eulalia mit der Franciscanischen Linie und an ihrer Seite Karlmann Platz genommen hatten.

Nachdem der Notar und Antonio die Versammlung begrüßt hatten, lächelte Karlmann seinem Collegen vertraulich zu und flüsterte ihm in das Ohr: „Hier sehen Sie die so hart verfolgte Wittwe, meine theure Schwägerin, mit meinen armen Neffen und Nichten! Ich werde Ihr gutes Recht zu vertheidigen wissen und baue auf Ihren Beistand, in der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, die der Rankenstein'schen Familie zugedachte Beraubung zu hintertreiben."

„Sie können," versetzte ironisch der Notar, „bei Ihrem Geschäftstact und Ihrer ehrenvollen Gesinnung das Ziel nicht verfehlen; ich kann erwarten, daß Sie den Hergang von der Errichtung der Ehepacten, freilich besser motivirt, der Donna Isabella zum Besten geben werden. Sie werden wenigstens die Genugthuung haben, sie zu kränken. Aber wo bleibt denn Ihre Gegnerin, ist sie noch nicht von Ihrem Hiersein unterrichtet?"

„Wir dürfen uns," versetzte die Gräfin Eulalia, „noch nicht schmeicheln, die gnädige Donna erblickt zu haben. Wie es scheint, hält man einige Aufmerksamkeit, welche man uns schuldig sein möchte, für überflüssig."

Antonio entfernte sich jetzt, um Isabella herbeizurufen.

Die Gesellschaft hatte sich jetzt wieder niedergelassen, der Notar jedoch hinter dem Tische Platz genommen, um die bevorstehende Verhandlung zu Protokoll zu bringen. Er hatte das Actenstück, in welchem Karlmann gestern die Ehepacten gelesen hatte, mitgebracht und schrieb jetzt die Namen der anwesenden Personen auf.

Als er damit fertig war, trat Antonio mit Isabella herein.

Sie ging durch die Reihe der Rankenstein'schen Familienglieder hindurch, während sie mit einer leichten Bewegung des Hauptes sie grüßte.

Sie nahm ohne Aufenthalt das Wort, indem sie sich zur Gesellschaft wandte: „Ich habe den Grafen nicht geliebt; der unbeugsame Wille meines Vaters hat mich gezwungen, ihm meine Hand zu reichen. Gott hat uns geschieden."

Nun flüsterte sie vor sich einige unverständliche Worte, doch sprach sie endlich vernehmbar: „Er hätte mich auch nur als Leiche gefunden!"

„Sie werden, Herr Notar," versetzte lächelnd und zutappend Karlmann, „das Alles protokolliren."

„Bemerkt noch dabei," fuhr Isabella fort, „ich will Nichts mit ihm gemein haben, wie nicht im Leben, so nicht im Tode! Ich entsage —"

„Meine Gnädige!" rief der Notar; „Ihr wollt das, was Euch gehört, so hinwegwerfen?"

„Antonio," versetzte Isabella, „ich stehe hier allein und hülflos; wollt Ihr Euch meiner annehmen?"

„Ich werde Euch nicht verlassen!" erwiederte Antonio, „Eure Freundschaft ist ein heiliges Vermächtniß meiner Schwester."

„Wir müssen uns gar sehr," entgegnete Karlmann, „alle und jede Einmischung in die Rankenstein'schen Hausangelegenheiten verbitten! Herr Notar, Sie haben von der gnädigen Frau, oder vielmehr Demoiselle Isabella das Wort gehört: „ich entsage?" —

„Die gnädige Gräfin," versetzte lachend der Notar, „wird freilich noch anzugeben haben, welchem Objecte

sie entsagen will; Sie werden aber, da Sie selbst Jurist sind, wissen, daß man nur auf eine Sache verzichten kann, an welcher uns ein Recht zur Verfügung zusteht."

„Ich entsage —" wollte Isabella fortfahren; doch Karlmann fuhr triumphirend dazwischen: „Ja, Ihr edles Herz entscheidet hier in dieser Sache! — Sie haben die Achtung der Rankenstein'schen Linie schon bereits gewonnen durch die Herausgabe der Juwelen; wir werden darüber dankbar quittiren; Sie werden jetzt Ihrer Großmuth die Krone aufsetzen!"

„Wir werden Sie," setzte die Gräfin Eulalia hinzu, „als die Schutzheilige der Franciscanischen Linie anbeten."

In dem Antlitz Isabellens prägte sich ein tödtlich verachtender Zug aus. Der Unwille, welcher in ihr aufstieg, beklemmte ihre Brust; sie wollte fortfahren: „Allem und Jedem, was mich an das Haus Rankenstein erinnern könnte —" doch Antonio unterbrach sie, indem er rief: „Und auch jeder Ueberlistung und Ränkemacherei, welche den freien Willen gefährden könnte!"

„Wir wissen in der That nicht," entgegnete gereizt Karlmann, indem er zwischen Grün und Gelb seine Gesichtsfarbe wechselte, und seine Nasenflügel schnaubend zitterten, „wer Euch hier ein Recht einräumt, unsere gnädige Schwägerin in ihrer so hochverehrungswürdigen Gesinnung zu stören? Ihr scheint Euch hier aufzudringen, ohne daß uns klar ist, in welcher Absicht? Freilich eine junge Wittwe ist immer eine angenehme Clientin!"

„Mein Herr," rief entzürnt Antonio, „nehmt den Hals auf meiner Treppe in Acht, daß Ihr ihn nicht brecht; sie ist steil genug!" —

„Ich will keine Gewaltthat fürchten!" —

„Warum nicht?" rief noch heftiger Antonio.

„Entfernen wir uns nicht vom Geschäfte!" sprach jetzt langsam mit seiner austönenden Baßstimme der Notar; „Donna Isabella weiß, daß sie frei und unbehindert über das, was ihr nach den Ehepacten zusteht,

verfügen kann. Ihr, meine Gnädige, werdet Euch bedenken und uns dann Eueren Entschluß eröffnen."

„Theurer Freund," wandte sich Isabella begütigend zu Antonio, „laßt mir meinen Willen! Glaubt mir, daß ich mit ganzer Seele vor den ausgestreckten, hastigen Fingern da schaudere; aber laßt mich aussprechen, was mir mein guter Engel auf die Zunge legt."

„Ja, Herr Graf von Rankenstein," sprach sie jetzt zu diesem, „ich gestehe, daß ich vor Ihrer Herkunft entschlossen war, dieser Erbschaft unbedingt zu entsagen; Sie aber und Ihre Frau Schwägerin haben mich gelehrt, was ich zu thun habe; ich danke Ihnen dafür und freue mich, wiederholen zu können: Ich entsage allen Ansprüchen, welche mir den Rechten nach daran zustehen könnten!"

„Haben Sie geschrieben?" fragte freudetrunken Karlmann den Notar, „und Sie meine Gnädige," wandte er sich zu Isabella, „sehen hier meine Schwägerin und ihre zehn unmündigen Kinder! Bedenken Sie, daß auch ich Familienvater bin, ein glücklicher, aber sorgenvoller Familienvater!"

„Fahren Sie fort!" sprach der Notar trocken und unwillig zu Isabella.

„Ich entsage," fuhr Isabella fort, „diesen Ansprüchen — zum Besten des Veroneser Armenhauses!"

„Armenhauses?" wiederholte mit erstarrendem Gesichte Karlmann.

„Wie?" — fragte gedehnt Gräfin Eulalia.

„Also zum Besten des städtischen Armenhauses in Verona!" wiederholte der Notar und schrieb.

„Da Eure Gnaden," wandte er sich dann zu Isabella, „noch unmündig sind, so fragt es sich, ob Ihr Vormund beitritt?"

„Ja!" versetzte Antonio.

Isabella reichte Antonio freundlich die Hand, welcher sie mit Thränen küßte, und verließ die Gesellschaft.

Karlmann, welcher mit stieren Augen und herab-

hängenden Lippen und Händen, erstarrt und steif, dagesessen hatte, sank jetzt ohnmächtig vom Stuhle. Die Franciscanische Linie erhob ein unendliches Wehgeschrei, Eulalia knieete neben dem Ohnmächtigen, hielt ihn umschlungen und rief dem vorübereilenden Antonio nach: „Herr Doctor, Hülfe! Hülfe!“

„Brennt eine Feder an,“ entgegnete Antonio, ohne sich aufzuhalten, „und haltet sie ihm unter die Nase! Probatum est.“

Achtes Capitel.

Antonio suchte Isabella in ihrem Zimmer auf. Er fand sie in Thränen aufgelöst. Ihr erschien in diesem Augenblicke das Leben so leer und nichtig und sie sich selbst so losgerissen von dem Zusammenhange mit demselben, daß es ihr war, wie Einem, der in der Fremde am Heimweh erkrankt.

Antonio setzte sich zu ihr und suchte ihr Trost einzusprechen.

„Ich fühle Euren Schmerz," begann er, „denn ich leide selbst daran. Wie oft der einzelne Mensch sich im hitzigen Fieber verjüngt, so scheint es der Fall mit den enropäischen Völkern zu sein. Man hat in dieser Zeit nur die Wahl zwischen Sumpf und Meer, oder besser: zwischen sicherer Sclaverei und gefährlicher Freiheit!"

„Warum ist denn die Freiheit so gefährlich?" fragte Isabella.

„Weil die Könige lieber über Sclaven herrschen, als über freie Menschen regieren wollen. Da Ihr nun so einsam in der Welt steht und zunächst Niemand Euch gebieten kann, so müßt Ihr Euch selbst entscheiden!"

„Ich habe entschieden," versetzte Isabella, „doch Ihr?"

„Auch ich!" entgegnete Antonio.

„Darf ich Eure Wahl wissen?" fragte Isabella.

„Ich gehe nach Marseille," antwortete Antonio, „und schiffe mich mit den Philhellenen nach dem Peloponnes ein, um den jungen Helden meine Dienste als Arzt zu weihen."

„Mit Achilleus?“ —

„Ja!“

„Mit Achilleus! und ich und meine Ines?! Ich muß ihn wenigstens noch einmal sehen! Noch einmal in seine Augen blicken! Antonio, seid Ihr nicht mein Vormund, mein Bruder, mein Freund?“

„Wollt Ihr mit Ines unter meinem Schutze nach oder über Marseille reisen, so bin ich, wenn Ihr wollt, Euer Geleitsmann; bereits sind meine Häuser, und in den nächsten Tagen werden meine Effecten an die Meistbietenden verkauft, und mein Wagen rollt nach Genua, wo wir nach Marseille uns einschiffen.“

„Und das könnt Ihr,“ versetzte freudig erschrocken Isabella, „Alles so kalt sagen, als ob nicht eine neue Erde und ein neuer Himmel in diesem Entschlusse läge?“

„Weil ich nur eine Cur gebrauche,“ entgegnete Antonio. „welche ich mir für meine kranke Seele verordne. Ich habe hier Alles verloren — Francesca und den Glauben an die Zukunft Italiens. Ich bin hier in einem Leichenhause, ich sterbe eines zwiefachen Todes an dieser dumpfen Moderluft. Ihr habt in diesen Tagen einen Blick unter die Hülle gethan, unter welche die Gesellschaft der alten Staaten ihre verpesteten Glieder verbirgt. Was ist dieser Rankenstein anders, als eine krebsartige Blatter, welche das verdorbene Blut dieser Zeit emporjagt und nur mit glühendem Eisen geheilt werden kann?

„Er wäre von Natur nicht schlechter gewesen, als viele Andere sind, wenn nicht die allgemeine Verworfenheit in seiner Bornirtheit einen so fetten Sumpf gefunden hätte. So ist er ein Prachtexemplar der europäischen Staaten-Furunkeln und verdiente in Spiritus aufbewahrt zu werden.“

„Aber kann sich denn ein solcher armer Mensch nicht bessern?“ fragte mitleidig Isabella.

„Gott ist groß! heißt es im Koran,“ versetzte Antonio und fuhr fort: „Stellt Euch nun, verehrte Freun-

din, den Staat als einen einzigen beseelten Leib vor, in welchem viele tausend Schmarotzer die besten Säfte gierig an sich sögen; meint Ihr nicht, daß sich seine ihm angeborene Heilkraft bestreben würde, sie aus seinen Adern heraus und dem Messer des Arztes entgegenzuwerfen? Seit fünfzig Jahren haben auch die europäischen Staaten diese Heilbestrebungen gemacht, und in diesen Tagen heftig genug in Spanien und Griechenland, so daß die Häusärzte dieser Patienten jetzt zu einer Berathung zusammen gekommen sind. Sie sind darüber einig geworden, daß es zuträglicher sei, die Patienten zu einem unsterblichen Siechthume zu verurtheilen, als sie durch Krisen gesund werden zu lassen."

Antonio wollte in seinen medicinischen Gleichnissen, in welchen er unerschöpflich sein konnte, weiter fortfahren, aber Isabella unterbrach ihn mit den Worten: „Antonio, ich verstehe Nichts davon. Ich weiß nur, daß die Verwandten des Grafen Joseph mir wehe gethan haben. Sprecht nicht mehr davon, denn es widert mich vor ihnen."

„Also wollen wir wenigstens nicht," versetzte Antonio, „vor dem Mittagstische oder kurz nachher davon sprechen."

„Nie!" rief Isabella, „wenn ich Euch darum bitten darf."

„Friede sei mit ihnen," entgegnete Antonio, „so lange mir es nicht einfällt, Karlmann und die holde née de Storchbein in einer Komödie auf das Theater zu bringen; man wäre es der Menschheit zur Belehrung schuldig. Und nun, Freundin, eile ich hinüber, um Alles zu meiner Abreise vorzubereiten, darf ich Euch bitten, dasselbe zu thun?"

„Antonio," rief mit freudeentzücktem Gesichte Isabella, „Ihr seid mein guter Engel! — Ihr führt mich dorthin, wo das Leben, wie das Meer, frisch seine donnernden Wogen wälzt, zu dem Manne meiner Liebe, zu Achilleus! — Jeder Stunde wünsche ich Adlerflügel,

daß sie mich hoch und schnell hinübertrage zu ihm, den ich von Herzen meine!“

Als sich jetzt Antonio verabschiedet hatte, eilte Isabella in die Nebenstube, wo ihre treue Ines war, um ihr den Entschluß zur Reise nach Marseille unter dem Schutze ihres Vormundes mitzutheilen.

Ines, welche um das Schicksal ihrer geliebten Gebieterin schwer besorgt war, kam bei dieser Nachricht vor Freude außer sich.

„Noch haben unsere Schutzheiligen im Himmel,“ rief sie, „helle Augen, um auf uns herabzusehen! Nun wird Alles gut. Glaubt mir, ich kenne die Menschen; — die gräfliche Sippschaft hätte Euch dort zu Tode gemartert, wenn sie Euch, wie eine Gefangene, mit nach Wien geschleppt hätte! Und was wäre denn die Liebe, wenn sie nicht die Gewalt hätte, mit feurigem Schwerte die geliebte Seele aus der giftigen, brennenden Hölle zur andern Seele hinüber zu führen, der sie angehört?! — Doch nun darf ich kein Wort mehr reden, noch diesen Vormittag sollen unsere Koffer gepackt sein! — Denn, wißt es nur, ich sehne mich auch gar sehr aus diesem alten Hause hinweg, wo der Geist des alten Chevaliers Bartolo in der Nacht umgeht und durch die Schlüssellöcher in die Stuben guckt. Er käme auch gar zu gern herein, wenn ich nicht mit Weihwasser Kreuze an allen Thüren gemacht hätte.“

„Was du dir nicht Alles einbildest!“ versetzte Isabella, „mache dich nun an dein Geschäft, ich will an meinen Vater schreiben.“

„Grüßt ihn von mir!“ rief Ines, „und ich lasse mich schön für die Klosterpension bedanken!“

Mit diesen Worten eilte Ines hinaus; Isabella ging aber in ihr Zimmer zurück und schrieb.

Nachdem sie den Hergang von dem Tode des Grafen Joseph gemeldet hatte, beichtete sie die Geschichte ihrer Liebe zu Achilleus und fuhr endlich fort: „Meine erste und heiligste Pflicht war der Gehorsam gegen meinen

Vater. Mit brechendem Herzen und in ärgeren Qualen, als die des Todes sein können, habe ich sie zu erfüllen gesucht. Du zogst deine Hand von mir zurück und verschenktest mich an den ungeliebten Mann. Ruhe sei seiner Asche! Wenn auch auf entsetzliche Art, doch frei von älteren Pflichten, gehöre ich nun ganz dem Manne an, dem ich mit den heiligsten Eiden verbunden bin. Er ist nach Marseille abgereist, um sich dort mit den deutschen Philhellenen nach dem Peloponnes einzuschiffen zum heiligen Kampfe für das Kreuz gegen die Heiden und Osmanli. Vielleicht schon morgen eile ich dorthin, wohin ich gehöre, an seine Seite, an sein Herz. Und nun kniee ich vor dich hin, strenger und doch geliebter Vater, und bitte nicht um Verzeihung, denn ich habe meine Ehre und meine Pflicht als deine Tochter heilig bewahrt, aber um deinen väterlichen Segen! Ich fühle deine Hand in diesem Augenblicke auf meiner Stirne liegen und höre dich das väterliche Wort sprechen: „Gott sei mit dir, meine Tochter!" — Könnte ich doch mit heißen Thränen jetzt mein Haupt an deinem Busen verbergen, dir danken und auch für dich den Schutz Gottes herabflehen!

„Mein zukünftiger Herr und Gebieter wird Wege finden, auf welchen ich dir Nachricht von uns zusenden kann; wirst auch du so lieb und gut sein und deiner Tochter schreiben, wie es dir geht? Vielleicht ist der Sieg über die Ungläubigen bald entschieden, dann fliegen wir auf einem schnellen Schiffe nach Cadix und entführen dich Spanien, das noch lange nicht gesund werden wird, in das meerumrauschte, lorbeergrüne Hellas, in das Vaterland der Götter und Heroen! —

„So lebe wohl, mein geliebter Vater, bis dorthin, wo wir uns glücklich wiedersehen. Wenn auch die Erinnerung an die vergangenen Tage in Verona und die Ungewißheit, welche Loose das Geschick in der verschlossenen Urne trägt, mein Herz banger klopfen läßt, und mir heiße Thränen über die Wangen rollen, doch

hebe ich vertrauungsvoll den Blick nach Oben und stärke mich in dem Vorsatze: Alles gemessen zu ertragen, was das Geschick auf mein Haupt legt. Ich will nicht vergessen, daß ich die Tochter eines edlen Spaniers und die Braut eines Helden bin! — Ich bete täglich den großen Rosenkranz ab für dein Heil.

Isabella."

Neuntes Capitel.

In diesen Tagen ging der Congreß auseinander. Zu allen Thoren hinaus rollten die Küchen- und Bagagewagen der höchsten Herrschaften und der Diplomaten.

Es hatte das Ansehen, als wäre eine böse Krankheit in Verona ausgebrochen, vor welcher Alles sich flüchte, was fliehen konnte. Zwischen diesen langen Wagenzügen drängten sich die Frachtwagen der Fuhrleute, beladen von Kisten, in welchen fremde Kaufleute die verschiedensten Waaren nach Verona zu Markt gebracht hatten. Selbst der Bereiter Juppo mit seinen phantastisch aufgeputzten Leuten und Pferden zog auf der Straße nach Venedig zu. Allen voraus war in der Nacht im riesigen Kasten der ungeheure Elephant dorthin marschirt, jetzt folgte ihm die übrige Menagerie, welche sich während des Congresses hatte sehen lassen, in den mit eisernen Käfigen befrachteten Wagen, mit Brummen, Grunzen, Pfeifen und Gekreische. Dicht hinterdrein kam ein anderer großer Wagen, welcher nicht zur Menagerie gehörte, vielmehr die Gräfin Eulalia und die Rankenstein'schen Hoffnungen enthielt. Karlmann, welcher handgreifliche Händel mit Nepomuk gehabt hatte, war zurückgeblieben, um sich auf Kosten seines groben Freundes curiren zu lassen.

Während so nach allen Richtungen hin der Auszug von Verona Statt fand, hielt ein wohlbepackter Reisewagen im Hofe Antonio's.

Er hatte die alten Diener des Hauses mit nicht unbedeutenden Pensionen an die Summen gewiesen, welche

vom Kaufgelde noch auf den Häusern ungekündigt stehen blieben.

Am Schwersten wurde ihm der Abschied von der alten Anna. Sie zerfloß in Thränen und rief: „Ich elendes Weib muß sehen, wie das Haus zu Grunde geht! Erst ging Francesca und kam nicht wieder, und nun zieht auch Ihr fort, und nie mehr werde ich Euch eine schöne Frucht auf den Tisch vor Euch hinlegen oder Euch einen Trunk Wein aus dem Keller holen! Und nun soll gar dieses Haus, in welchem mich jede Treppenstufe, jede Thür, jeder Spahn, jeder Säulenschnörkel kennt, zu einem Aufenthalte für's Lumpengesindel werden!"

„Tröste dich, liebe Anna!" sprach Antonio begütigend zu ihr, „in der Welt ist Alles dem Wechsel unterworfen. Gott schenke dir noch viele Freude in deinen alten Tagen! Habe tausend Dank, Pflegerin unserer Kindheit, für deine Liebe und Treue; ich werde so oft an dich dankbar denken, als meine Heimath mir vor die Seele tritt. Gedenke auch meiner und der unglücklichen Francesca! Sie hatte dich sehr lieb."

Als er sich nun von ihr wandte, sank sie nieder auf die Schwelle des Hauses und verhüllte sich mit der Schürze laut schluchzend das Gesicht.

In dem Saale des alten Hauses hatten die Auctionatoren bereits ihr Geschäft begonnen. Eine Menge Leute hatten aus Kauflust und Neugierde sich herbeigedrängt und zogen hinein und heraus, wie es ihnen gefiel. Antonio kannte Viele von ihnen, aber Wenige grüßten ihn flüchtig, Andere thaten, als ob sie ihn gar nicht bemerkten. Sie hielten ihn für einen bankrotten Mann, welcher das Weite suchen müsse.

Laut scholl oben aus dem geöffneten Fenster heraus die Stimme des Auctionators: „Eine gewirkte Tapete mit den Wappen des alten lombardischen Adels, eine kleine Hausapotheke und eine Ofengabel — drei Liren zum Ersten — zum Andern — und zum Letzten!" — und nun fiel der Hammer.

Jetzt kamen Isabella und Ines aus der Capelle, wo sie zur Mutter Gottes um ihren Beistand auf der Reise gebetet hatten.

Isabella war sichtbar angegriffen. Ihr war lebendig vor die Seele getreten, was sie Alles dort erlebt hatte, die heiligsten und höchsten Freuden und die entsetzlichsten Leiden. Sie hatte dort Honig und Wermuth getrunken.

Schmerzlich bewegt reichte sie Antonio, welcher ihr Schweigen verstand und ehrte, die Hand. Er hob sie und Ines in den Wagen, während oben die Stimme des Auctionators erscholl: „Eine Zither, ganz gut erhalten, es fehlen die Saiten, eine Schachtel voll Rosenkränze und ein defecter Don Quixote! — Wer bietet darauf?"

Als Antonio jetzt noch Einiges dem Postillon zurief, bemerkte er neben ihm den treuen Giovanni, welchen er verabschiedet hatte.

„Was willst du da, alter Geselle?" fragte Antonio verwundert.

„Ohne Umstände, Signore Antonio," entgegnete trotzig der Alte, „wo Ihr hinzieht, ziehe ich auch mit. Das wäre noch schöner, wenn ich meinen jungen Herrn, den mir sein seliger Vater auf das Gewissen gelegt hat, allein reisen lassen wollte! Ich kenne meine Pflicht so gut wie Einer! Ihr werdet mich schon gebrauchen."

Antonio sprang eine Thräne in das Auge; er entgegnete Giovanni kein Wort und rief dem Postillon zu, während er sich in den Wagen hineinschwang: „Fahr' zu, Schwager!"

Der Wagen rollte zum Thore hinaus, während die Stimme des Auctionators hinterher scholl: „Zum dritten und letzten Mal!"

Zehntes Capitel.

Auf der Brigg Scipio, welche im Hafen von Marseille vor Anker lag, um das Bataillon deutscher Philhellenen zur Ueberfahrt nach Hellas aufzunehmen, schaukelte sich oben Thriaki in den Tauen und sang mit lauter, klingender Stimme ein Freiheitslied von Rhigas in den Wald der vielen hundert Schiffe hinein, welche hier ringsum mit ihren Masten emporstarrten. Es lag unfern davon ein ägyptisches Kauffahrteischiff, auf dessen Verdeck die arabischen Matrosen herumlagen, welche er damit zu ärgern gedachte. Sie hatten ihm jedoch den Rücken zugedreht. Dafür hatte er ein desto theilnehmenderes Publikum an den spanischen und französischen Schiffsleuten, welche ihm von allen Seiten „Bravo!“ zuriefen.

Thriaki war mit Achilleus zum Besuche auf dem Schiffe, denn sie wohnten noch in der Stadt zusammen mit den Philhellenen, mit welchen sie, begleitet von dem Commerzienrath Hoffmann aus Darmstadt, von Genf nach Marseille marschirt waren.

Die Abfahrt hatte sich schon seit einigen Tagen verzögert, da der Capitain einen frischen Nordwest abwartete.

Von Zeit zu Zeit kam Achilleus in den Hafen und auf das Schiff, um mit seinem Vater, dem Priester Athanasi, und seiner Schwester Zizina, denn Beide waren auf dem Schiffe geblieben, zusammen zu sein.

Sie hatten sich so viel zu fragen und zu sagen, daß sie kein Ende finden konnten. Beide saßen jetzt wieder unten in der Kajüte zusammen, Athanasi lauschte dem

Gespräche seiner Kinder, welche von ihren Kindertagen sprachen.

„Erinnerst du dich noch," fragte Zizina, „wie du mich auf dem Nachen weithinaus auf das Meer rudertest und plötzlich ein Gewitter heranzog mit fürchterlichem Windesbrausen, daß die Wogen berghoch gingen?"

„Wohl erinnere ich mich," entgegnete Achilleus, „wie du so ängstlich zu weinen und zu jammern begannst, als wären wir schon verloren."

„War es nicht gefährlich genug?" versetzte Zizina, „lagen wir nicht alle Beide auf dem Boden des Nachens, den wilden Wogen überlassen?"

„Gingen sie nicht brandend auf das Ufer zu?" fragte lachend Achilleus. „Es ist mir, als spürte ich jetzt noch, wie du meinen Arm damals in der Todesangst gedrückt hast."

„Und wäre denn der Nachen nicht auch am Strande zerschellt worden," entgegnete Zizina, „wenn nicht der Vater mit unseren Nachbarn uns dort mit eigener Gefahr gerettet hätte? Wüßte nur das Alles von dir deine schöne Braut aus Spanien, sie würde gewiß dir nicht mehr gut sein. Sprich, Achilleus, wird sie mich denn auch lieben?"

„Gewiß, wie eine treue Schwester!" versetzte Achilleus.

„Aber wann wird sie denn zu uns kommen?" fragte Zizina.

„Unsere Briefe," entgegnete Athanasi, „welche wir ihr zur Antwort auf die Zuschrift an dich gesendet haben, kann sie noch nicht in den Händen haben. Sollte unsere Brigg in das Meer stechen, ehe sie noch hier ist, so bleibe ich mit Zizina in Marseille zurück, um sie zu empfangen, du aber mußt unterdessen mit dem Corps der Philhellenen abreisen. Ihr könnt uns auf Hydra erwarten."

„Ich weiß nicht," versetzte Achilleus, „warum heute immer in mir die fast thörichte Hoffnung aufsteigt, daß sie hier in Marseille noch eintreffen müsse, ehe wir segelfertig sind. Ehe ich hierher kam, mußte ich auf dem Fort von Nôtre Dame de la Grace nach allen

Schiffen ausspähen, als hätte ich irgend eins entdecken gekonnt, welches sie von Italien herüber brächte!“

Jetzt trat der Capitain Petro aus Ipsara herein und rief: „Achilleus, der Wind setzt noch in künftiger Nacht günstig um! Ich seh' es am Sonnenuntergang, es macht Nordwest! Morgen früh bei Tagesanbruch werden die Anker gelichtet. Daß die deutschen Philhellenen an Bord kommen! Sieh' zu! Zeit verloren, viel verloren!“

Achilleus sprang bei dieser Nachricht empor und entgegnete: „Sorge dich nicht! Bei Anbruch des Tages kommen wir Alle an Bord!“

Nach diesen Worten küßte er seinem Vater die Hand, seiner Schwester die Stirn, stieg auf das Verdeck, wo ihn Thriaki erwartete, und kehrte mit ihm in die Stadt zurück, um die gute Nachricht den Philhellenen zu überbringen.

Athanasi und Zizina sahen vom Borde des Schiffes aus dem Boote nach, auf welchem Achilleus zurückfuhr, bis es zwischen den Schiffen verschwunden war.

Die in Purpurwolken untergehende Sonne warf den letzten Strahl auf den griechischen Priester, welcher, wie ein König der Vorzeit, groß und mächtig, mit dem vollen, silberglänzenden Bart und Hauptthaar, die Priesterbinde um die Stirn, in seinem langen, weißwollenen Gewande hier auf dem Verdecke stand, während sich seine schöne Tochter an seine Brust schmiegte.

Ihr Antlitz mit der Senkung der Stirn zur feinen Nase, den dunkeln, großen Augen in gewölbten Augenhöhlen, mit dem weiten Schnitt der Augenlider, der kurzen, aufgebogenen Oberlippe und dem vollrunden Kinn, erinnerte an die altclassische Darstellung der Helene, wie wir sie aus Vasengemälden kennen.

Ein weißes Gewand von durchsichtiger Mousseline umgab das Haupt und fiel über die Schulter den Rücken hinab, während das lange, faltige Ueberkleid von persischen Shawls ihre schlanke Gestalt verhüllte bis hinab

zu den Spitzen der hochbesohlten Kothurnpantöffelchen von rothem Saffian.

„Sieh' hin, Vater," rief sie jetzt und deutete mit der lebhaft ausgestreckten Hand auf ein Boot hin, welches sich näherte, „sieh', zwei Frauen, eine jüngere und eine alte, sitzen neben einander, und die jüngere erinnert mich an unsere Irene! — Saß sie nicht so ruhig und stolz, die Hände kreuzweis über den Schoos gelegt? — Nun kommen sie näher! — Schade, daß sie verschleiert ist, sie muß unserer Irene ähnlich sein! — Sieh' nur, wie Irene, so hat sie auch den rechten Fuß zurück, und den linken im Sitzen vorgeschoben! — Wäre Irene noch am Leben, sie müßte es sein!"

„Sie erinnert mich selbst an mein heiliges Kind," entgegnete der Greis. „Sie rudern auf uns zu, sie halten!" flüsterte Zizina; „sprich mit ihnen, Vater! Sag', sie sollen heraufkommen, ich möchte ihr Gesicht ohne Schleier sehen!"

Das Boot hatte angehalten; der jüngere, vornehme Mann darin rief herüber: „Seid Ihr der Papas Athanasi, der Vater meines Freundes Achilleus?"

„So bist Du wohl Antonio?" fragte der Papas dagegen.

„Ich bin Antonio aus Verona."

„Und Isabella?" rief Zizina.

Mit drei mächtigen Ruderschlägen flog das Boot heran.

Isabella stieg zuerst, unterstützt von Antonio, an Bord, dann folgte Ines und nun Antonio, hinterdrein sein getreuer Giovanni.

Isabella lag in den Armen Zizina's, sie hielten sich weinend umschlungen, als hätten sie sich schon seit Jahren gekannt.

Athanasi drückte Beide an seine Brust und rief: „Der Herr erhebe sein Angesicht auf Euch und gebe Euch seinen Frieden! Sei deinem zweiten Vater willkommen, Isabella, du Erwählte meines Sohnes!"

„Und Ihr, Antonio," wandte er sich zu ihm, „kommt

an mein Herz! Ihr bringt uns große Freude und das neue Glück! —

„Doch hier hält noch Euer Boot! wollt Ihr nicht bei uns bleiben?"

„Für immer!" entgegnete Antonio, „denn ich bin ein Philhellene!"

„Willkommen im Namen des hellenischen Volkes!" rief der Papas.

„So fahre zurück, Giovanni," befahl Antonio, „grüße unsern Capitain, mach' Alles mit ihm ab und bringe unser Gepäck hierher an Bord."

Es war dunkel geworden. Petro, der Capitain des Scipio trat jetzt heran, legte die Hand auf das Herz und begrüßte die Neuangekommenen.

„Wollt Ihr jungen, lieblichen Blumen," wandte er sich zu Zizina und Isabella, „nicht der Nachluft ausweichen und in die Kajüte hinabsteigen? Befehlt meinem Pädi, was Ihr begehrt; — eine Tasse Kaffee? Pädi, Kaffee und Glühwein in die große Kajüte, schnell! Wo steckt du?"

„Hier bin ich schon," rief das Pädi.

Jetzt führte er die Gesellschaft hinab in die geräumige Kajüte, sah überall nach Ordnung und stieg dann wieder hinauf, um Alles zur Abfahrt zurüsten zu lassen.

Wie jetzt Isabella die Mantille und das Obergewand abgeworfen hatte und an das Licht trat, fiel ihr die lebhafte Zizina heftig um den Hals und rief: „O du wunderbar Schöne, der glückliche Achilleus! Vater!" rief sie dann wieder, „sieh' an deine neue Tochter!" und trat einen Schritt zurück, daß er Isabella, welche beschämt und doch lächelnd die Augen niedergeschlagen hatte, sehen konnte, dann aber drückte Zizina sie wieder in die Falten ihres Gewandes und rief: „Nun soll dich Niemand früher sehen, als unser Achilleus! Sieh', er ist noch in der Stadt, morgen früh kommt er herüber, dann sollst du ihn sehen!"

„Zizina," sprach der Papas dazwischen, „gönne der lieben Isabella Ruhe. Kommt Beide, setzt Euch zu uns auf die Polster. Seht, das Pädi bringt den Kaffee."

„Ihr wollt mich, frommer Vater," wandte sich Isabella zu ihm, „aufnehmen als Eure Tochter? Darf ich Euch gehorsam sein? Ich will mir alle Mühe geben, Euch zu gefallen. Zizina wird mich schon lehren, wie ich Euch dienen muß, um von Euch geliebt zu werden."

„Du hast, edle Tochter," versetzte der Papas, „meinem Sohne dein Herz, deine Seele, deine Ehre vertraut, du willst mit ihm durch dieses Leben wandeln, Hand in Hand durch die Tage des Unglücks so muthig und freudig, wie durch die Stunden des Glücks, du kommst um seinetwegen von einem fremden Volke herüber zu uns und willst die Unsere sein, das Alles setzt ein großes, edles, in Gott und der Liebe geheiligtes Herz voraus, du sollst das Kleinod unseres Hauses sein! du wirst jetzt mit mir nach Hydra schiffen und dort bei uns wohnen; Achilleus wird mit der griechischen Flotte auslaufen gegen die Osmanli! Wirst du die Sorge um den Fernen ertragen?"

„Ich weiß, er kämpft für den Heiland und Hellas!" entgegnete Isabella, „ich werde nicht geringer sein, als die hellenischen Jungfrauen sind."

„Aber die Zeit des Friedens," fuhr Athanasi fort, „wird kommen und Gott wird es fügen, daß ich zum großen Feste der Freiheit Euch vermähle vor dem Altare und in Euch die neue Zeit der Wiedergeburt meines Volkes einsegnen kann."

Isabella hing an seinem Nacken, ihr Haupt war von der Hand des Greises, welche auf ihrer Stirne ruhte, leicht zurückgebogen.

„Doch jetzt," fuhr der Papas fort, „muß ich dich ganz meiner Zizina überlassen. Ich trete Euch die zweite, kleinere Kajüte ab, welche mir vorbehalten war; ich bleibe hier mit Antonio zusammen."

„Das Nachtessen schicke uns herein, Vater! Gute Nacht!" rief Zizina und zog Isabella hinüber in die kleinere Kajüte, welche ihnen allein gehören sollte.

Elftes Kapitel.

Isabella und Zizina schliefen nur wenig. Bis tief in die Nacht hinein erzählten sie sich von ihrem Heimaths-leben, von Achilleus, von Spanien und Candia, und von Verona.

„Wenn wir nicht mehr italienisch sprechen müssen," rief zuweilen Zizina lebhaft dazwischen, „und du mit mir meine Sprache reden kannst, wie wollen wir erst da unsere Herzen gegen einander sprechen lassen!"

Wer hier im engen Raume bei dem Lichte der Hänge-lampe die Beiden, welche hier auf dem Polster zusammen saßen, hätte belauschen können, der würde das freund-lichste Bild gesehen haben, was das Auge erblicken kann, — zwei Jungfrauen von den zwei verschiedensten und schönsten Völkern Europa's, in der ersten Blüthe der Jugend, Hand in Hand, ihre Gesichter zu einander geneigt, Herzen und Seelen zum schwesterlichen Bunde tauschend, einan-der so unähnlich, und doch in Schönheit und Anmuth so übereinstimmend, wie zwei Farben, welche sich durch den Gegensatz zu einander hervorheben und uns zugleich entzücken.

Es war so heimlich in diesem engen, abgeschiedenen Raume, daß selbst das Tosen im Hafen und in der Stadt, welches bis spät in die Nacht hineinreichte, nur, wie Waldrauschen, mit dem an die Seiten des Schiffes anplätschernden Gewässer in einander floß und, wie ein melodisches Summen, das Gespräch der beiden Jung-frauen durchwob.

„Der Freund meines Vaters, Tombaji, der unsere Flotte commandirt,“ erzählte Zizina, „läßt ein neues Kriegsschiff auf der Werft von Ipsara bauen. Er will unsern Achilleus, der auf dem Meere groß und tapfer geworden ist, zum Capitain darüber setzen. Sobald wir nach Ipsara kommen, wird das Schiff vom Stapel laufen und zur Flotte stoßen. Achilleus soll dem Schiffe einen Namen geben und unser Vater es darauf taufen. Ich weiß nun seinen Namen; wie du, „Isabella!“ wird es heißen. Dann wird die blaue Flagge mit dem weißen Kreuze aufgehißt und wir rufen Alle: „Hurrah!“ — — und nun hüpft das Schiff, wie eine Braut, in das Meer, daß das Wasser hoch über das Verdeck herüberspritzt. Aber weinen dürfen wir nicht, wenn wir dann von Achilleus Abschied nehmen, denn die Männer und die wilden Armatolen würden uns verachten.“ —

„Zizina!“ rief Isabella, „ich habe schwere und herbe Stunden erlebt, und überwundenes Unglück macht ein tapferes Herz.“

„Ich will mit dir,“ entgegnete Zizina, „dann täglich auf den Felsen an der Küste hinaufklettern, dort, wo die Kanone mit dem geflügelten Löwen liegt und in das Meer hinausgähnt, um die Freunde mit Donnern zu grüßen und den Osmanli Kugeln in das Gesicht zu werfen; dorthin setzen wir uns und schauen durch das Fernrohr, das dort steht, hinaus auf das Meer, ob nicht deine tapfere Isabella mit ihrem Achilleus am Horizonte erscheint. Da will ich dir großmächtige Geschichten aus alter Zeit von Miltiades und den Perserschlachten und unserem Miauli, von Leonidas bei den Thermopylen und Marco Bozzaris erzählen, indeß der frische Meerwind auf den blauen Drachen der Meereswogen donnernd an die Felsenwände heransaust; Isabella, das macht die Seele frisch! — Isabella, du wirst stärker sein, als ich, denn deine Augen flammen, wie dunkelblaues St. Elmofeuer auf den Spitzen der Masten um Mitternacht. Hat dir Achilleus nicht erzählt, daß oben auf der Spitze des

Schiffes, auf welchem er ist, zuweilen eine solche Glücksflamme brennt?“

„Wo er ist,“ versetzte Isabella, „flammt immer mein Glück! — Zizina, halte mich nicht für niedrig gesinnt, wenn ich von dieser neuen, gewaltigen Welt, welche sich vor mir aufthut, wie betäubt bin und betroffen hineinschaue; mein Herz springt so hoch empor, daß es mir weh thut! Ihm ist, wie einem Vogel, der in einem engen, kleinen, dumpfen, schmutzigen Käfige lange gefangen gewesen und nun plötzlich gerettet ist in die blaue Himmelsluft hinaus. Er flattert von Baum zu Baum und übt die matten Schwingen und sitzt wieder lange stille, bis so allmählig die Freiheitsluft ihm jeden Blutstropfen wieder frisch gemacht hat; schon am nächsten Morgen jubelt er mit den anderen Kameraden hoch empor zum Himmel, hinüber über die Berge und in die freien Wälder! Ich habe so lange unter verweichlichten und in der Knechtschaft erniedrigten Menschen gelebt, noch erst vor kurzer Zeit habe ich in Verona einen Blick thun müssen in die Seelen der Menschen, welche in dem übrigen Europa leben und Glück und Ehre in Geld und Titeln suchen müssen, Zizina, und Gott hat mich nicht bei ihnen verderben lassen wollen, er sandte mir deinen Bruder, und jetzt schenkt er mir einen zweiten Vater und dich, meine Schwester, damit ich die Liebe und die Freiheit, daß ich Gott kennen lernen und in der Seele gesund werden sollte.“

Während sich die beiden Jungfrauen besprachen, begann der Wind zwischen West und Nord zu wechseln, und Alles deutete an, daß er sich zum glücklichen Fahrwind umsetzen würde.

Die Schiffswache ging oben auf dem Verdecke auf und ab; der Steuermann hatte sich an den Arm des Steuers gelehnt und starrte, halb schlafend, halb wachend, in die große, prächtige Cannabierestraße hinüber, welche sich mit ihren dunkeln, großen Häusermassen bis herunter zum Hafen senkt. Nur hie und da war in der obern

Stadt ein Fenster matt erleuchtet von einer einsamen Lampe, doch am Hafen glühte heller das mitternächtige Laster durch einige rothverhangene Fenster wachend herüber zu den Schiffen, bis wieder der Morgen aufdämmerte und Alles im Hafen und in der Stadt lebendig wurde.

Schon stand der Capitain oben auf dem Verdecke und ertheilte rechts und links Befehle. Die ganze Mannschaft des Schiffes hatte sich festlich geschmückt, und kaum wurde es Tag, so war das Schiff zur Abfahrt bereit.

Jetzt erscholl der Ruf von allen Seiten: „Die Philhellenen! Die Philhellenen!“ Athanasi erschien auf dem Verdecke.

Die große Cannabierestraße herunter kam unter Jagdhörnermusik das Corps der Philhellenen, zuerst die Compagnie der Elitenjäger, nun eine Compagnie Infanterie, dann eine Compagnie Scharfschützen, und zuletzt eine Compagnie Artillerie, eine Schaar kampffreudiger deutscher Jünglinge, begeistert bis zum Opfertode. Voran schritt Achilleus, prächtig gewaffnet im weißen, mit Gold- und Seidenstickerei reichverzierten Gewande, die bunte Binde um die Hüfte geschlungen, von welcher in unzähligen Falten die blendende Fustanella bis über die Kniee hinunterfloß, in rothen, gestickten Schnabelschuhen, auf dem Haupte den ragenden, silbernen Helm, unter welchem hervor die dunkelblonden Locken im Morgenwinde flatterten und von der Schulter hängend an einer dicken, seidenen Schnur das krumme Spathi, den Türkensäbel.

Neben ihm ging Arnold wetteifernd mit ihm in weiten Turnerschritten, daß die Jagdbüchse, welche ihm von der Schulter herabhing, zusammenklang mit seinem Hirschfänger.

Jetzt kamen sie im Hafen an. In diesem Augenblicke erhob die Mannschaft des Scipio ein Jubelgeschrei,

die Philhellenen schwenkten die Fahnen und riefen begeistert herüber: „Eleutheria! Eleutheria!“

Jetzt stiegen sie in die Boote, welche bereit standen, sie an Bord zu bringen. Die Matrosen ruderten das Corps in wenigen Augenblicken heran. Jetzt sprang Achilleus in das Schiff, Athanasi streckte ihm die Hand entgegen und rief: „Willkommen mit unseren Freunden! Aber auch ich habe für Hellas geworben — komm' hinunter in die Kajüte und begrüße auch meine Freunde!“

Athanasi ging voraus, Achilleus folgte ihm in gespannter Erwartung schnell nach.

Wie er in die Kajüte trat, sah er neben Zizina eine zweite Verschleierte stehen.

Er erstickte einen Freudenschrei, jetzt warf Zizina von dem Antlitze ihrer Freundin den Schleier zurück.

„Isabella!“ rief Achilleus, „Isabella!“

Sie lag an seinem Herzen und weinte.

Doch jetzt waren die Anker gelichtet, das Steuerruder wurde gewendet, die Spitze des Schiffes legte nach Südost um, ein jubelndes Hurrah erscholl, die Kanonen donnerten das Lebewohl, alle Schiffe im Hafen erwiederten den Gruß mit Kanonen, Drehbassen und Büchsen, und in allen Sprachen riefen viele tausend Stimmen dem davon eilenden Schiffe nach:

„Hoch Griechenland, seine Freunde und die Freiheit!“

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.